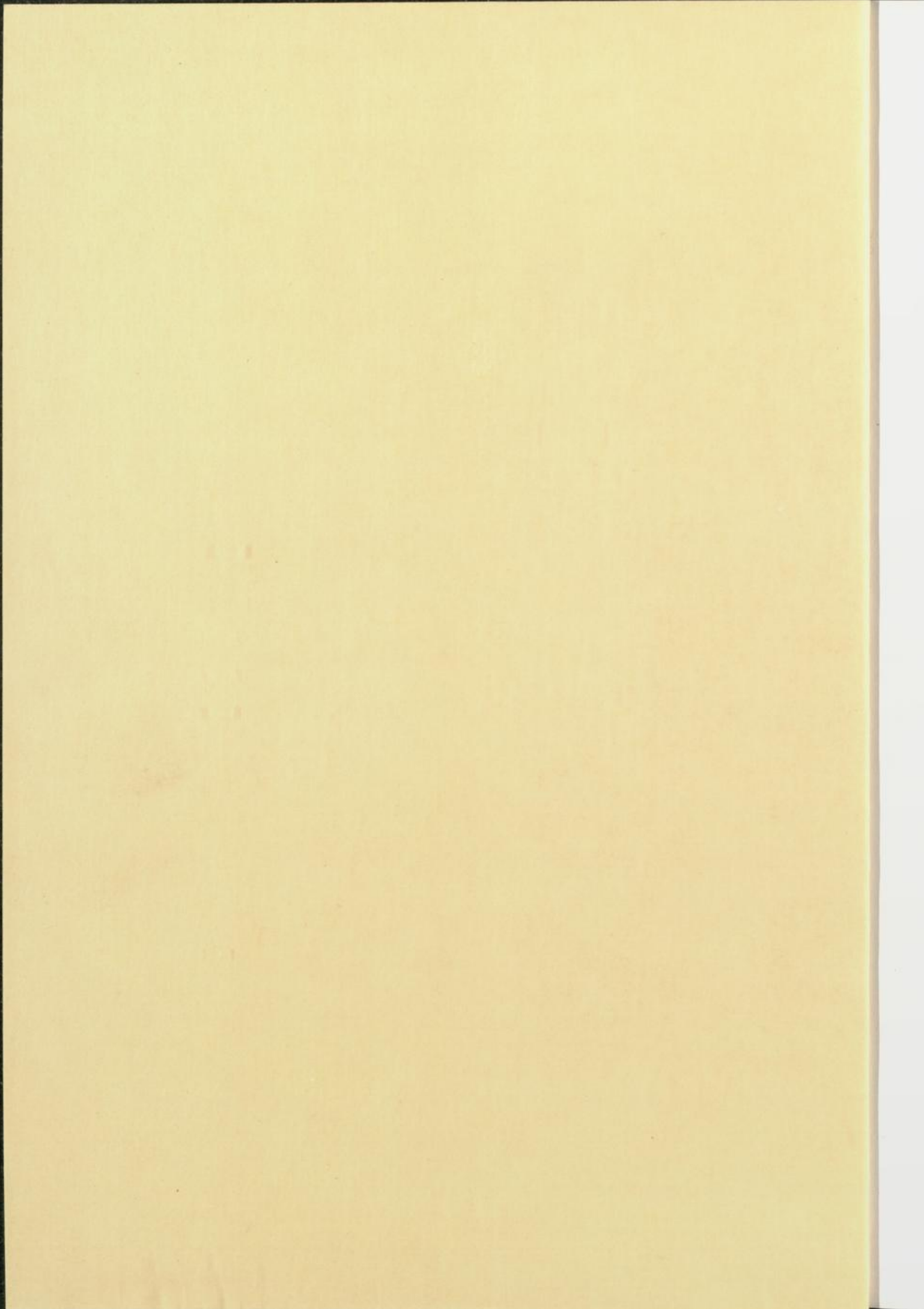


Fontane Blätter

Halb-
jahresschrift
59/1995



Fontane-Blätter

Halbjahresschrift
Begründet 1965

Im Auftrage
des Theodor-Fontane-Archivs
und der
Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
herausgegeben von
Manfred Horlitz und Helmuth Nürnberger

59 / 1995

*UNVERÖFFENTLICHTES UND WENIG BEKANNTES***Unbekannte Fontane-Briefe im Deutschen Spielzeugmuseum****Sonneberg**

Anita Golz (†), Peter Goldammer (Hrsg.) 5

Fontane und Friedrich Stephany. Vierzehn unveröffentlichte Briefe Fontanes aus den Jahren 1883 bis 1898

Bernhard Zand (Hrsg.) 16

*LITERATURGESCHICHTLICHES UND INTERPRETATION***„Und die Katholschen seien, bei Licht besehen, auch Christen“.****Katholiken und Katholischsein bei Fontane:****Zur Funktion eines Erzählmotivs**

Eda Sagarra 38

„Mit Gott für König und Vaterland!“**Zum politischen Fontane der Jahre 1861 bis 1863 (2. Teil)**

Hubertus Fischer 59

Der Passionsweg des Botho von Rienäcker

Gisa Frey 85

„Ein Schloß stieg auf...“**Kinross House - eine visuelle Anregung für Fontanes****Rheinsberg-Erlebnis am Leven-See?**

Elisabeth und Helmuth Nürnberger 90

Theodor Fontane und Thomas Mann.**Vorbereitende Überlegungen zu einem Vergleich**

Henry H. H. Remak 102

Personelle und örtliche Bezüge zu Fontanes *Cécile*

Manfred Thienel 123

*REZENSIONEN UND ANNOTATIONEN***Georg Lentz: Märkische Protokolle** (Joachim Kleine) 126**Theodor Fontane: Kriegsgefangen** (Peter Schaefer) 128**Franz Schüppen: Paradigmawechsel****im Werk Theodor Fontanes** (Joachim Biener) 129**Wolfgang Paulsen: Der Dichter und sein Werk**

(Helmuth Nürnberger) 132

Heinz Kathe: Preußen zwischen Mars und Musen	
(Frank Göse)	136
Gustav Sichelschmidt: Dichter und ihre Frauen	
(Gotthard Erler)	140
Gerd Mesenhol: Oftmals auch auf rauen Pfaden	
(Gabriele Radecke)	141
Theodor Fontane: Briefe an Georg Friedlaender	
(Peter Goldammer)	143
Klaus Dieckhoff: Romanfiguren Theodor Fontanes	
in andragogischer Sicht	
(Michael Masanetz)	145
Brigitte Birnbaum: Fontane in Mecklenburg	
(Reinhard Rösler)	150
Dichter, Töchter, Editoren (Helmuth Nürnberger)	152

VERMISCHTES

Zum 65. Geburtstag von Helmuth Nürnberger	
Gerhard Friedrich	155
Fontane-Preise der Stadt Neuruppin	
Manfred Horlitz	158
Laudatio für Sigrid Damm	
Helmuth Nürnberger	159
Fontane-Preis für die jüngere Generation	
Luise Berg-Ehlers	168
Jenny Treibel ist keine Märchenfee. Frau Jenny Treibel -	
Ein Roman mit einem Happy End?	
Heidi Mehrkens	170
AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE	180

INFORMATIONEN

Hinweis auf Symposium 1996	204
Zum Erscheinen des Gesamtregisters der Fontane-Blätter	205
Vertriebshinweise	205
Autorenverzeichnis	206
Abbildungsverzeichnis	207
Impressum	208

„Und nun wirst Du fragen, warum ich gegen andre so streng und so sehr für unsre Mark bin, ja speziell für unsre Mittelmark. Deshalb, mein lieber Wolde-mar, weil wir in unsrer Mittelmark nicht so bloß äußerlich in der Mitte liegen, sondern weil wir auch in allem die rechte Mitte haben und halten. Ich habe mal gehört, unser märkisches Land sei d a s Land, drin es nie Heilige gegeben, drin man aber auch keine Ketzer verbrannt habe.“

Aus: *Der Stechlin*, 16. Kapitel

Unbekannte Fontane-Briefe im Deutschen Spielzeugmuseum Sonneberg

Anita Golz (†), Peter Goldammer (Hrsg.)

Vorbemerkung

Im Mai 1993 brachte eine thüringische Regionalzeitung die Nachricht, daß im Deutschen Spielzeugmuseum Sonneberg mehrere Briefe Theodor Fontanes aufbewahrt werden.¹ Es handelt sich um ein Schreiben an Friedrich Witte und drei an Adolf Fleischmann, einen Sonneberger Unternehmer, Regionalhistoriker und Schriftsteller (1819 - 1895), der im Jahre 1887 ein „*historisches Volksstück*“ über seinen Urgroßvater Gotthelf Greiner, den „*Erfinder des Thüringer Porzellans*“, veröffentlicht hat,² nachdem elf Jahre zuvor, von Fleischmann herausgegeben, autobiographische Aufzeichnungen Greiners erschienen waren.³

Anita Golz hatte es übernommen, die Veröffentlichung der Briefe vorzubereiten. Es sollte ihre letzte, in Ansätzen steckengebliebene Arbeit sein, mit der sie noch in den letzten Wochen ihres Lebens befaßt war. Nach ihrem Tod, am 15. November 1993, hat die Redaktion der Fontane-Blätter mich gebeten, die Arbeit an ihrer Statt weiterzuführen und zum Abschluß zu bringen. Ich habe dies, in Erinnerung an meine langjährige, viel zu früh verstorbene Kollegin und voller Respekt vor ihrem unermüdlichen Forscherfleiß, gern getan.⁴

Im Nachlaß von Anita Golz fanden sich neben exakten handschriftlichen Übertragungen der vier Briefe einzelne Notizen für deren Kommentierung. Ich habe sie ergänzt und eine Einführung in Fleischmanns Stück hinzugefügt. Dem Deutschen Spielzeugmuseum in Sonneberg danke ich für die Erlaubnis, die Briefe zu publizieren, und für die Unterstützung der Arbeit.

Weimar, im Juni 1994

P.G.



Abb. 1 – Adolf Fleischmann

Anmerkungen

- 1 „Freies Wort“ (Lokalausgabe Sonneberg), 27. Mai 1993.
- 2 *Gotthelf Greiner*. Historisches Volksstück in 5 Akten von A. Fleischmann. Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt. Saalfeld, Verlag von C. Niese. 1887. - Der eigentlichen Titelei folgt ein Zwischentitel: „*Dem Gedenken Gotthelf Greiners, Erfinder des thüringischen Porzellans, geweiht von A. Fleischmann, seinem Urenkel.*“ (8 + 148 Seiten, als Anhang vier nicht paginierte „Musikbeilagen“.)
- 3 Lebensbeschreibung des Gotthelf Greiner zu Limbach, Erfinder des Thüringer Porzellans. 1732-1797 (= *Culturhistorische Bilder aus dem Meininger Oberlande II/III*). Hildburghausen 1876. - Die Herausgabe erfolgte „fast wörtlich“, jedoch offenkundig stark gekürzt nach einer Abschrift, die ein Sohn Greiners von dem bereits im vorigen Jahrhundert verschollenen Original angefertigt hatte. Daß es Fleischmann war, der die Publikation besorgte, geht aus der handschriftlichen Widmung an den Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar (in dem Exemplar der heutigen Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar) hervor: „*Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog zu Sachsen ehrfurchtsvoll überreicht vom Verfasser: A. Fleischmann.*“
- 4 Vgl. den Nachruf von Gotthard Erler in Heft 56 (1993) der *Fontane-Blätter*.

Adolf Fleischmanns Volksstück *Gotthelf Greiner*

Fleischmann scheint gleich nach dem Erscheinen seines „*Historischen Volksstücks*“ ein Exemplar (oder auch mehrere) Fontanes Freund Friedrich Witte überreicht zu haben, der seit 1884, als Nachfolger Eduard Laskers, Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Sachsen-Meiningen II (Sonneberg - Saalfeld) war und seither mit den dortigen Unternehmern engen Kontakt hielt, was ihm um so leichter gefallen sein dürfte, als er sich der freihandelsorientierten Deutschen Freisinnigen Partei angeschlossen hatte.¹ Wahrscheinlich wollte Witte dem einflußreichen Sonneberger einen Gefallen erweisen, womöglich sogar dessen Stück zur Aufführung auf einer deutschen Bühne verhelfen, wofür er sich die Hilfe Theodor Fontanes erhoffen mochte. Jedenfalls schrieb er am 30. Mai 1887, von seiner Heimatstadt Rostock aus, an Fleischmann:

*„Was zunächst Ihr Werk betrifft, so habe ich dasselbe aufmerksam und mit großem Interesse gelesen, darauf ein Exemplar meinem Freunde Theodor Fontane, dem bekannten vortrefflichen Schriftsteller und Kritiker gegeben und später, nachdem er das Buch gelesen, dasselbe mit ihm eingehend besprochen. Ich freue mich, sagen zu können, daß unsere beiden Urtheile ganz übereinstimmen und in der Beurtheilung und Schätzung Ihrer Arbeit durchaus gleichartig sind. Als Beweis dafür und als rühmliche Anerkennung für Sie, lege ich hier den Brief Fontane's bei, den er auf meinen Wunsch an mich geschrieben und der die Schlußsummen unserer Besprechungen enthält. Ich überlasse Ihnen diesen Brief als Eigenthum und ich denke wirklich, Sie können mit diesem Urtheil eines so hervorragenden und in seinem Urtheile ganz selbstständigen Mannes, wie Fontane ist, völlig zufrieden und auf dasselbe stolz sein. Wollen Sie meinem Urtheile auch einigen Werth beilegen, so will ich noch einmal wiederholen, daß ich dem meines Freundes Fontane ganz zustimme.“*²

Gotthelf Greiner gilt als „Vater' der Porzellanindustrie auf dem Thüringer Wald“³. In Fleischmanns Stück wird seine Lebensleistung in zwei Stationen konzentriert dargestellt. Die ersten vier Akte spielen im Jahre 1772; sie zeigen die familiären Verhältnisse des Glashüttenbesitzers in dem Dorf Limbach auf dem Sattel des Rennsteigs sowie

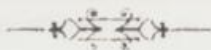
Gotthelf Greiner.

Historisches Volksstück

in 5 Akten

von

A. Fleischmann.



Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt.

Saalfeld,
Verlag von C. Niese.
1887.

seine wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die nicht zuletzt durch bürokratischen Widerstand der herzoglichen Kammer in Meiningen verursacht worden sind. Greiners zielstrebiges und hartnäckiges Bemühen, Porzellan herzustellen, „*dem Meißner völlig gleich*“, bringt weitere finanzielle Belastungen mit sich, so daß er schließlich gezwungen wird, die Ersparnisse seiner Frau in Anspruch zu nehmen, um eine (vorgebliche) Schuld beim herzoglichen Rentamt begleichen zu können. An den Experimenten zur Porzellanherstellung ist auch sein Vetter und Schwager Gottfried Greiner beteiligt; ihm hat er all seine „*Geheimnisse*“ anvertraut, bevor dieser die Absicht zu erkennen gibt, in eines der „*Nachbarländer*“ überzusiedeln, denn deren Fürsten „*leisten jeden Vorschub, theilen Concessionen aus, bewilligen Holz so viel als nöthig, ja sie bauen selbst Fabriken, während hier man Hindernisse uns bereitet, die zu übersteigen wir vergebens uns abmühen*“ (II,2). Gotthelf Greiner fürchtet, sein Schwager sei auf dem Wege, zum „*Verräther*“ zu werden. Der Konflikt wird im Stück jedoch nicht ausgetragen. Die sachsen-meiningische Regierung erlaubt es nicht, daß Gottfried Greiner den auf ihrem Territorium befindlichen Sandsteinbruch erwirbt, um mit dem dort vorhandenen Kaolin, dem Rohstoff für die Porzellanherstellung, die eigene Fabrikation in Gang zu setzen. Am Ende des vierten Aktes, als die Versuche erfolgreich abgeschlossen sind und „*die erste Thüringer Porzellan-Fabrik*“ gegründet wird, sind die beiden Greiners wieder versöhnt und in gemeinsamer Arbeit vereint. Der fünfte Akt spielt im Jahre 1779 und zeigt Gotthelf Greiner auf der Höhe seines Erfolgs: Neben der Porzellanfabrik in Limbach besitzt er nun noch zwei weitere Produktionsstätten, in Groß-Breitenbach und in Kloster Veilsdorf. Er hat sich ein neues Haus bauen lassen, in dem er den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar empfängt. Der möchte, daß Greiner die heruntergewirtschaftete Ilmenauer Fabrik kauft oder wenigstens pachtet. „*Die Fabrik wird noch immer betrieben, aber - das Porzellan taugt nichts*“ (V,12). Greiner verspricht, zu Verhandlungen und zum eventuellen Abschluß eines Pachtvertrags nach Weimar zu kommen.

Am Ende des Stückes erleben wir, wie Gotthelf und Sophie Greiner ihre silberne Hochzeit feiern, wie die älteste Tochter nach Jahren der Entfremdung mit ihren Kindern ins elterliche Haus zurückkehrt und wie ihre beiden jüngeren Schwestern sich verloben. Das Stück endet mit einer Ansprache des Pfarrers, die mit den Worten ausklingt:

„*Greiner's Leben lehrt uns, was des Menschen Wille vermag durch Beharrlichkeit in Verfolgung seines Ziels, durch volle Ausnutzung seiner Geisteskräfte. - Mühevoll war freilich der*

Lebenspfad des Gotthelf Greiner, fast freudenlos, - erleuchtet und erheitert nur durch eheliches Glück, das er mit seiner wackeren, treuen Gattin nun fünfundzwanzig Jahre lang geteilt. (-) Aber, Dank den Tugenden, die gottesfürchtig und gottvertrauend er geübet, hat glänzend er erreicht, was er erstrebte. (-) Lasset ihn Euch zum Vorbild dienen!“

Fontane hat Fleischmanns Stück treffend als „dramatisierte historische Novelle“ charakterisiert; zugleich aber sei es auch wirklich „dramatisch“, was er mit der „starken Wirkung der Einzelmomente“ begründet. Dem Autor scheint es indessen um mehr gegangen zu sein: Indem er die Geschichte teilweise anachronistisch und scheinbar willkürlich auf die beiden Jahre 1772 und 1779 konzentriert, unternimmt er den Versuch einer dramatischen Verdichtung des überlieferten Stoffes. *Gotthelf Greiner* ist nicht bloß, wie Fontane schreibt, als ein „Gelegenheits-Jubiläumsstück“ konzipiert, sondern als ein dramatisch-prosaischer Lobgesang auf bürgerlichen Fleiß, Erfindungsgeist, auf zielbewußtes Unternehmertum.

Ein Vergleich des Fleischmannschen Stückes mit der historischen Überlieferung macht das offenkundig. Tatsächlich begannen Gotthelf und Gottfried Greiner, zusammen mit dem aus Coburg stammenden Töpfermeister Dümmler, schon in den fünfziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts in Limbach mit Experimenten zur Nach-Erfindung des Porzellans. Im Sommer 1761 produzierte man bereits hochwertiges Porzellan, und im Februar des folgenden Jahres erhielten beide Greiner vom Herzog Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen die Konzession für eine Porzellanfabrik. Da ihnen aber der Erwerb des dafür erforderlichen Holzes nicht zugesichert wurde, beteiligten sie sich im November 1763 am Ankauf des auf coburg-saalfeldischem Gebiete liegenden Ritterguts Wallendorf, wo man im folgenden Jahr die erste Thüringer Porzellanfabrik gründete. Gottfried Greiner starb 1768; das Verhältnis Gotthelf Greiners zu den Haupteigentümern der Fabrik wurde zunehmend gespannter, so daß er sich zur Trennung von ihnen entschloß. Am 31. März 1772 schied er aus der Sozietät aus; am 10. November des gleichen Jahres wurde in seiner Limbacher Fabrik, für die ihm der Meininger Hof unentgeltlich die Konzession erteilt hatte, das erste Porzellan gebrannt.⁴ Obwohl Gottfried Greiner zu der Zeit, in der Fleischmann die ersten vier Akte seines Stückes spielen läßt, bereits seit vier Jahren tot war, hat er den Konflikt zwischen den Vettern nicht frei erfunden, sondern nur in eine spätere Zeit verlegt - wobei er die für seinen „Helden“ nicht eben schmeichelhaften Vorgänge beiseite ließ,

obwohl dieser sie in seiner „Lebensbeschreibung“ nicht verschwiegen hatte.⁵ Ein weiterer auffälliger Anachronismus ist der Besuch des Herzogs Karl August bei Greiner im Jahre 1779. In Wirklichkeit wurden die Verhandlungen zwischen dem Limbacher Fabrikanten und der sachsen-weimarischen Administration wohl erst im März 1786 eingeleitet; die Unterzeichnung des Pachtvertrags erfolgte am 29. Juli desselben Jahres, er lief 1792 aus und wurde nicht erneuert.⁶ - Hier ist die Absicht des Autors evident, die Ereignisse zum Zwecke einer Huldigung des „Helden“ zu bündeln: die silberne Hochzeit, die Rückkehr der ältesten Tochter, die Verlobung der beiden jüngeren - und den fürstlichen Besuch.

Indem Fleischmann, die überlieferten Fakten verändernd und zeitlich raffend, den mühevollen Aufstieg des Gotthelf Greiner in konzentrierter Form beschreibt, gelingen ihm Effekte, die er nicht hätte erzielen können, wenn er sich treu an Chronologie und Tatsachen gehalten hätte. Zugleich aber - und das mag den Ausschlag für dieses Verfahren gegeben haben - wird auf diese Weise der „*rührige Industrielle und rechtliche Kaufmann*“⁷ Gotthelf Greiner zu einem sachsen-meiningischen Regionalpatrioten stilisiert. „*Du hast für Limbach und ganz Thüringen unsterblich Dich gemacht*“, verkündet emphatisch „der Zeitgeist“ am Schluß des Stückes.

Anmerkungen

- 1 Birgit Jürgens: *Friedrich Witte - Mecklenburger und Weltbürger (19. Februar 1829 bis 31. Juli 1893)*. Ein erfolgreicher Chemiker, Unternehmer und Politiker seiner Zeit. Rostock 1993, S. 31-35.
- 2 Der Briefauszug ist enthalten in einem vierseitigen Privatdruck, den Fleischmann (bei Wiedemann in Saalfeld) herstellen ließ; er trägt die Überschrift *Urtheile aus Privat-Briefen über 'Gotthelf Geiner'*. Zur vertraulichen Mittheilung an meine Freunde. A. Fleischmann. Abgedruckt sind Auszüge aus Briefen von Rudolf Baumbach, Dr. R. Kayser, Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, Dr. (Eduard) von Tempelty, Dr. Friedrich Witte sowie, leicht gekürzt, Fontanes Briefe an Witte vom 30. April und an Fleischmann vom 11. Juli 1887.
- 3 Helmut Scherf/Jürgen Karpinski: *Thüringer Porzellan unter besonderer Berücksichtigung der Erzeugnisse des 18. und frühen 19. Jahrhunderts*. Leipzig 1980, S. 19.
- 4 Wilhelm Stieda: *Die Anfänge der Porzellanfabrikation auf dem Thüringerwalde*. Volkswirtschaftlich-historische Studien. Jena 1902, S. 44-59. Scherf/Karpinski, S. 19 ff., 199, 202, 243.
- 5 *Lebensbeschreibung des Gotthelf Greiner*, S. 41 und 55.
- 6 Scherf/Karpinski, S. 282 f. - Greiner freilich hat in der *Lebensbeschreibung* das (zweite) Gespräch mit Karl August auf den 18. Februar 1781 datiert (S. 63). Ob es sich um einen Erinnerungsfehler des Verfassers handelt, eine falsche Lesung des Abschreibers oder ein Setzerversehen, ist nicht feststellbar.
- 7 Fleischmann am Schluß von Greiners *Lebensbeschreibung* (S. 65).

Die Briefe

1. Theodor Fontane an Friedrich Witte

Berlin 30. April 87.

Potsd. Str. 134. c.

Lieber Witte.

Laß mich dem mündlich Gesagten¹ noch schriftlich ein paar Worte hinzufügen. Neulich waren wir erst bis Schluß des 3. Akts, gestern haben wir's zu Ende gelesen. Es hält aus bis zuletzt, alle Vorzüge bleiben, auch im letzten Akt kein Abfall. Daß es ein wundervolles Gelegenheits-²Jubiläumsstück ist, ist³ mir unzweifelhaft, ebenso seine Bedeutung als dramatisierte kulturhistorische Novelle. Lebensvolles Bild des Thüringer-Waldlebens in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Dies alles steht mir fest. Es ist aber auch dramatisch und zwar auf die starke Wirkung der Einzelmomente hin angesehen, so viel hervorragend Gutes in dem Stück, daß sich eine Aufführung vor einem größeren aber ausgewählten Publikum empfehlen würde. Die Schablonenkritik würde natürlich dagegen sein und zu beweisen suchen, daß es eigentlich gar kein richtiges Stück, sondern ein Szenen-Salat sei. Das ist aber alles bloß Papperlapapp. Es kommt nicht drauf an, kunstgerechte Stücke zu schreiben (das kann jeder gebildete Mensch) sondern Stücke, die Sinn und Herz gefangen nehmen. Und das ist hier vielfach der Fall. Die Scene zwischen Haberkorn und dem Köhler, der verschnapste Glasmaler, die wachsenden Sorgen und Bedrängnisse, der Exequirer⁴, der Wunderdoktor, der Herzog Karl August, der alte Major, die zurückkehrende Sibylla⁵ und die herzliche Art ihrer Begrüßung durch die Hausleute, die verschiedenen Szenen mit der Lene⁶, - das alles ist hübsch, wirkungsvoll, rührsam - kurzum dramatisch. Und solch Stück aufgeführt zu sehen, ist für den Mann von Fach, der sich ernsthaft mit der Frage beschäftigt: „ja, wie müssen denn nun Stücke eigentlich sein, worauf kommt es an und was ist umgekehrt Wischiwaschi“ im höchsten Maße lehrreich, weil es ihn der Ergründung der schwierigen Frage näher führt.

Herzliche Grüße Dir und unsrer theuren Frau Anna⁷. Wie immer
dein alter

Th. Fontane

Kommentar

- 1 Über die vorausgegangenen Gespräche Fontanes mit Witte konnte nichts ermittelt werden. Weder im Tagebuch noch in anderen Aufzeichnungen und Briefen Fontanes findet sich ein Hinweis auf Adolf Fleischmann und sein „Volksstück“. Auch in

Wittes „*Tagebuchaufzeichnungen*“ gibt es „*keine Äußerung zu dieser Angelegenheit*“ (Mitteilung aus dem Archiv der Hansestadt Rostock vom 19. Januar 1994).

- 2 Das Wort hat Fontane über der Zeile hinzugefügt.
- 3 Hinzufügung über der Zeile.
- 4 „*Der Exequirer [Vollstrecker] vom Rentamt in Sonneberg*“ erscheint (IV,10), um von Greiner eine angebliche Geldforderung einzutreiben.
- 5 Greiners älteste Tochter. Sie liebt den verbummelten Studenten und dilettierenden Musiker Karl Haberkorn, ihren Vetter, läßt sich von ihm entführen und heiratet ihn gegen den Willen ihrer Eltern. Nach sieben Jahren kommt sie als Witwe mit ihren Kindern in das Elternhaus zurück.
- 6 Eine alte Magd bei Greiners.
- 7 Anna Witte, geb. Schacht (1834-1910).

2. Theodor Fontane an Adolf Fleischmann

„*Seebad Rüdersdorf*“
11. Juli 87.

Hochgeehrter Herr.

Ist mir nur angenehm und schmeichelhaft, wenn Sie meinen Brief an Dr. Witte drucken oder autographiren lassen. Ich bin noch viel eingenommener von Ihrer Arbeit, als ich es damals geschrieben habe, nicht in dem Sinne, daß ich alles tadellos und auf der Höhe fände, sondern in *dem* Sinne, daß Ihr Stück¹ nach vielen Seiten hin mal etwas Andres bietet und die Keime zu volksthümlichen Zukunftsdramen enthält. Ich finde das Letztre so stark, daß ich Ihnen anempfehlen möchte, vielleicht unter Berufung auf mich, Ihr Stück an Dr. Hans Herrig² in Berlin zu schicken, der sich³ mit Wiederbelebung einer deutschen Volksbühne trägt. Ich habe, bei allem Respekt vor seinem Streben, meine Zweifel, daß es ihm gelingen wird, stünden ihm aber in jedem deutschen Landestheil ein paar Fleischmänner zur Seite, so wäre die Sache gemacht. Ihr Stück ist auch deshalb so wichtig, weil es Perspektiven eröffnet und einem (d.h. den Betreffenden) die einzuschlagende Richtung zeigt.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

„*Seebad Rüdersdorf*“ haben Sie nicht an Nord- oder Ostsee zu suchen; Rüdersdorf hat einen See, drin man baden kann wie in jedem Tümpel, was einem Berliner⁴ zu Gründung dieses „*Seebades*“ Veranlassung gab.

Kommentar

- 1 *Ihr Stück* über gestr. *es*.
- 2 Hans Herrig (1845-1892), ursprünglich Jurist, war seit 1872 journalistisch tätig und trat später auch als Autor vor allem historischer Dramen hervor. Am bekanntesten wurde sein Stück *Martin Luther. Ein kirchliches Festspiel, zur Feier des 100jährigen Geburtstages Martin Luthers in Worms gedichtet*; es „errang bei der Menge einen großartigen Erfolg“ (Gustav Adolf Erdmann: *Die Lutherfestspiele*. Wittenberg 1888, S. 141). Fontane hat die Uraufführung von Herrigs Drama *Konradin* im Königlichen Schauspielhaus Berlin am 23. Oktober 1884 in der „Vossischen Zeitung“ besprochen. Von 1881 bis 1888 war Herrig Feuilletonredakteur des deutsch-konservativen „Deutschen Tageblatts“, nachdem er 1880 schon für Otto Glagaus chauvinistisches und antisemitisches Journal „Der Culturkämpfer“ geschrieben hatte. 1887 erschien seine Schrift *Luxus-theater und Volksbühne*, in der er sich, nach dem Muster seines Luther-Festspiels, für eine „Wiederbelebung des Volksspiels“ aus dem Geist der christlichen Mysterien- und Passionsspiele und Richard Wagners „*Kunstwerk der Zukunft*“ einsetzte. 1888 übersiedelte Herrig als freier Schriftsteller nach Weimar.
- 3 Das Wort über der Zeile hinzugefügt.
- 4 Der Besitzer des Gasthauses „Seebad Rüdersdorf“ - „*halben Wegs zwischen Erkner und Rüdersdorf*“ (Fontane an Georg Friedlaender, 17. Juni 1887) - hieß Charles Liesen.

3. Theodor Fontane an Adolf Fleischmann

Berlin 20. Juli 87.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Heute aus meinem sogenannten „Seebad“ nach der Stadt gekommen¹, finde ich Ihre freundl. Zeilen² vor; ich beeile mich, Ihnen den Korrekturbogen³ zurückzuschicken, - es ist alles in bester Ordnung. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Eben finde ich auch noch das „Lutherfest etc.“⁴; ich danke bestens dafür und nehme es mit hinaus.

Kommentar

- 1 Fontane unterbrach seinen Aufenthalt in „Seebad Rüdersdorf“ nur für einen Tag.
- 2 Nicht überliefert.
- 3 Es handelt sich wahrscheinlich um den Druck der *Urtheile aus Privat-Briefen über 'Gothelf Greiner'*. Vgl. die zweite Anm. zu der Einführung.
- 4 Wahrscheinlich das Festspiel, das am 2. August 1874 im Rahmen des „*Judenbach-Sonneberger Lutherfest[es] am Schönberg bei Sonneberg*“ aufgeführt worden war.

Genauere Informationen fanden sich in Form von handschriftlichen Notizen (ohne Hinweis auf die Quelle) im Nachlaß von Anita Golz. Danach war der Verfasser dieses Luther-Festspiels Dr. E. Rückert, ein Neffe des Dichters Friedrich Rückert. Anlaß für das Lutherfest (für das ein gedrucktes Programm existiert) war die „*Einweihung des alten Judenbacher Dorfwirtshauses*“, in dem Martin Luther wiederholt eingekehrt sein soll. Adolf Fleischmann ließ das vom Verfall bedrohte Haus in Judenbach abtragen und in dem nahe gelegenen Sonneberg neu aufbauen; er schenkte es seiner Heimatstadt. - In einem Aufsatz über thüringische Haustypen erwähnt der österreichische Kulturhistoriker Gustav Bancalari „*das sog. 'Lutherhaus' in Sonneberg*“: „*Es stand früher in Judenbach und hatte dort als Herberge gedient. Luther soll dort öfters übernachtet haben. ... Am 2. August 1874 wurde es nach Sonneberg übertragen, auf der Höhe nördlich der Kirche aufgestellt, unter großen Feierlichkeiten eröffnet und seither als Weinwirtschaft benutzt.*“ (G. Bancalari: *Thüringische Haustypen*. In: Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Band 67, Braunschweig 1895, S. 353).

4. Theodor Fontane an Adolf Fleischmann

Berlin 6. Novb. 89.

Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr Commerzienrath.

Empfangen Sie meinen ergebensten Dank für die freundl. Zusendung¹, aus der ich, neben andrem Erfreulichen, ersehe, daß zur Feier Ihres 70jährigen Geburtstages, zu dem ich mir nachträglich noch zu gratuliren erlaube, auch Ihr historisches Volksstück wenigstens partiell zur Aufführung gekommen ist. Das muß ja ein schöner Tag gewesen sein. Mit dem aufrichtigen Wunsch, daß Ihnen noch ein glückliches Jahrzehnt in unveränderter Rüstigkeit und Frische beschieden sein möge, hochverehrter Herr Commerzienrath, Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane

Kommentar

- 1 Die „Zusendung“ enthielt offenbar das gedruckte „Fest-Programm zur Feier des 70. Geburtstages des Herrn Commerzienrat Adolf Fleischmann am 22. October 1889“, in dem u.a. eine „Dramatische Darstellung aus 'Gotthelf Greiner'“ angekündigt wird.

Fontane und Friedrich Stephany Vierzehn unveröffentlichte Briefe Fontanes aus den Jahren 1883 bis 1898

Bernhard Zand (Hrsg.)

1. Einleitung

Der „Stephany-Briefwechsel“ ist, ohne dieser Eigenschaft je gerühmt worden zu sein, einer der großen Zitate-Steinbrüche der Fontane-Forschung. Wir verdanken ihm charakteristische Urteile des Zeitgenossen und des Literaten Fontane - über Bismarck und die „*catilinarischen Existenzen*“, über den alten und den jungen Kaiser, über Ibsen, über Hauptmann, über den „*Blasphemisten Lessing*“ und den „*Pornographen Goethe*“. Wir verdanken ihm Urlaubsbetrachtungen über die Alternative „*Ozon oder Bouillon*“ und über das Schrecknis der „*Durchschnitts-Table d'hôte*“ - und wir verdanken ihm das vielzitierte Wort von der „*einzigsten absoluten Promptheit [s]eines Lebens, der briefschreiberischen*“. Aber so geläufig uns diese Zitate sind, so unbekannt ist uns der Adressat jener Briefe: Friedrich Stephany. Über Paul Schlenther, den Theaterkritiker der „*Vossischen Zeitung*“, oder gar über Georg Friedlaender, dem es über Fontanes Vermittlung gelang, ein paar Aufsätze bei der „*Vossin*“ unterzubringen, sind wir ungleich besser informiert als über den langjährigen Chefredakteur des Blattes.

Die Geschichte des deutschen Zeitungswesens ist über den seinerzeit bedeutenden Publizisten beinahe wortlos hinweggegangen. Keines der einschlägigen biographischen Lexika enthält einen substantiellen Beitrag über ihn, und anders als seinen Vorgänger Kletke verschweigen ihn auch die Zeitgenossen in ihren Autobiographien. (In Fontanes Erinnerungen kommen übrigens weder Kletke noch Stephany vor; sie liegen beide gewissermaßen jenseits *Von Zwanzig bis Dreißig*, und der dritte Abschnitt von Fontanes Autobiographie, der die Jahre bei der „*Vossischen Zeitung*“ zum Inhalt haben sollte, ist bekanntlich über das Stadium des Entwurfs nicht hinausgekommen). In einem der wenigen Nachschlagewerke, das Stephany überhaupt aufführt, in Richard Wredes *Das geistige Berlin* von 1897, findet sich der Eintrag: „Stephany, Friedrich, Chefredakteur der 'Vossischen Zeitung', geboren am 14. März 1830 in Finkenwalde bei Stettin, verheiratet seit 1869. Er studierte Philologie und Philosophie von 1851-55, wandte sich 1862 der

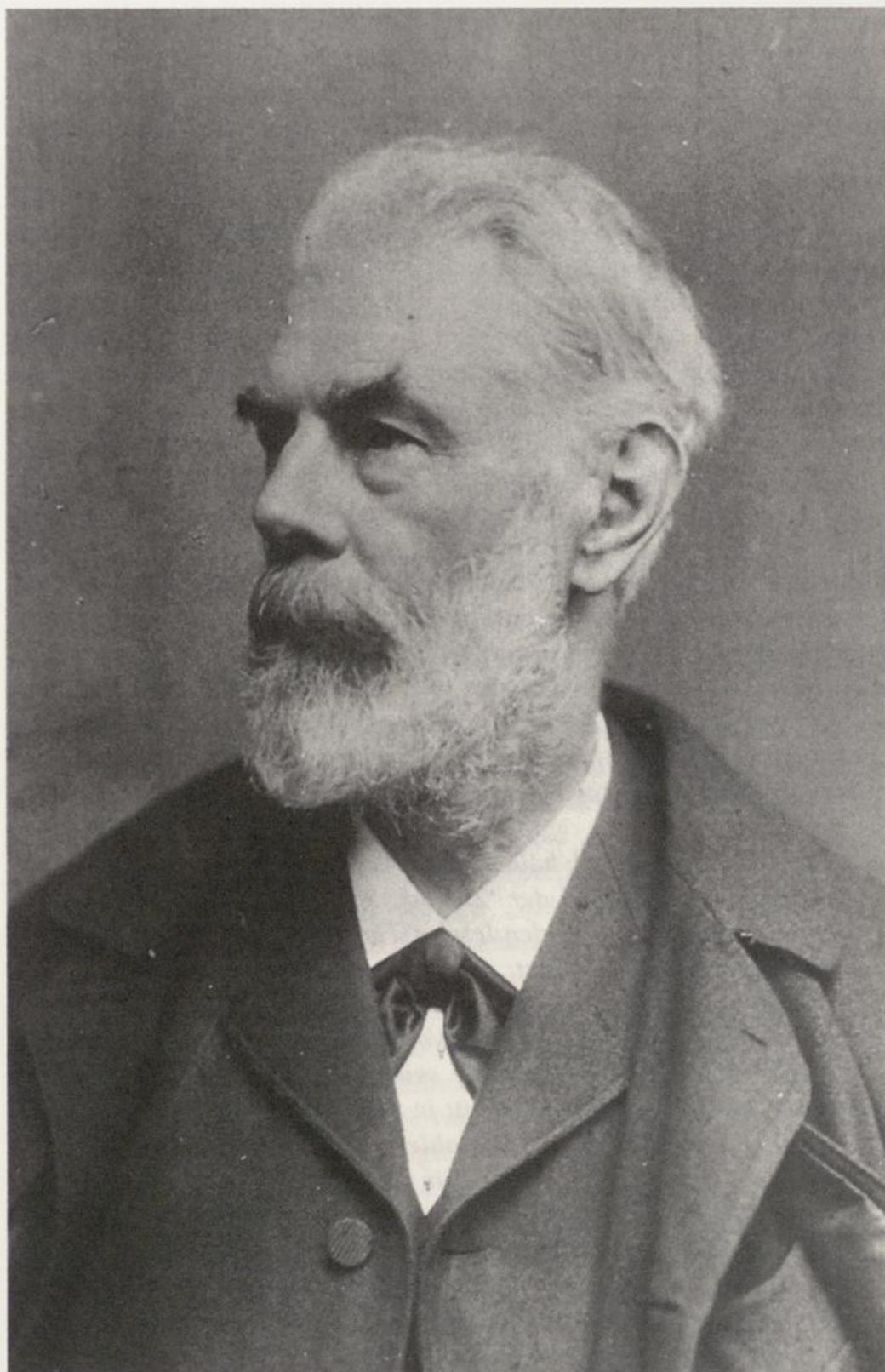


Abb. 3 – Friedrich Stephany

Journalistik zu. Mitglied des Vereins Berliner Presse und des Deutschen Schriftstellerverbandes. Wohnung: Berlin C., Breitestr. 8/9.“ - „Berlin C., Breite Straße 8/9“ - das ist vielleicht das aufschlußreichste Detail dieses Eintrags - es ist nicht nur Stephanys Wohnanschrift, sondern auch die Adresse des Redaktions- und Verlagshauses der „Vossischen Zeitung“, in dessen zweiter Etage man 1871 zwei Redakteurswohnungen eingerichtet hatte. Stephany wohnte also buchstäblich „auf der Zeitung“, und das läßt sich auch im übertragenen Sinne verstehen: Er war Zeitungsmann durch und durch, und seine Biographie, soweit überliefert, ist ausschließlich die eines Journalisten. Das erste gesicherte Datum seines Lebens, von der Geburt und dem Tatbestand des Studiums abgesehen, ist sein Eintritt in die Redaktion der linksliberalen „Berliner Reform“ 1864; womit der Absolvent der Berliner Universität die Jahre seit dem Ende seines Studiums zugebracht hat, liegt im Dunkeln¹. Dieser Mangel an zuverlässigen Daten macht einen Mann zum Kronzeugen für Stephanys Anfänge, der sich erst 30 Jahre später, noch dazu in einer hochpolemischen Auseinandersetzung² über seinen ehemaligen Redaktionskollegen geäußert hat, nämlich den Publizisten und Historiker Franz Mehring. Mehring kannte Stephany aus gemeinsamen Jahren bei der von dem Vormärzliberalen Johann Jacoby gegründeten „Zukunft“, dem großen bürgerlich-demokratischen Oppositionsblatt der späten 60er Jahre; Mehring begann dort seine Laufbahn, Stephany hatte hier seine zweite Anstellung gefunden:

Stephany und ich haben, wenngleich er nahezu zwanzig Jahre älter ist, als ich, bei der 'Zukunft' als gute Kameraden mit einander gelebt und oft den letzten Thaler getheilt. Er war damals eifriger Sozialdemokrat; er rühmte sich gern, 'Lassalle in das öffentliche Leben von Berlin' eingeführt zu haben; Herr Stephany hatte nämlich zu dem Vorstände des Handwerkervereins gehört, in welchem Lassalle seinen ersten sozialistischen Vortrag hielt. Vor seinem Eintritt in die 'Zukunft' hatte er am [Julius] Schweitzerschen 'Sozialdemokraten' mitgearbeitet, und wenn er auch gleichzeitig für den 'Berliner Börsen-Courier' penny- a- linerte, so pflegte er doch zu sagen, hier sei er nur mit seiner Feder, dort aber mit seinem Herzen thätig gewesen. Auch nachdem er das sinkende Schiff der 'Zukunft' verlassen hatte, blieben wir in häufigerem Umgange; erst als ich aus eigenen Beobachtungen und aus Mittheilungen, welche mir Kollegen von der 'Vossischen Zeitung' machten, erkennen mußte, daß der Tiger der Sozialdemokratie sich mit unheimlicher Anpassungs-

*fähigkeit an kapitalistische Lebensbedingungen in eine Hauskatze der Bourgeoisie verwandelt hatte, ließ ich, so um die Mitte der siebenziger Jahre, den Verkehr einschlafen.*³

Mehring führt an dieser Stelle auch persönliche Verbitterung das Wort⁴, aber seine Ausführungen machen doch soviel deutlich, daß Stephanys publizistische Anfänge offenbar radikaler waren, als dies der Chefredakteur der konstitutionellen „Vossischen Zeitung“ drei Jahrzehnte später vielleicht wahrhaben wollte. Mehrings Andeutungen über Stephanys Kontakte zu Lassalle lassen sich verifizieren⁵; daß er in ähnlichem Zusammenhang auch in den Lebenserinnerungen August Bebels erwähnt wird, stützt ihre Glaubwürdigkeit⁶. Auch bei der „Zukunft“ ging Stephanys politisches Engagement über die üblichen Redakteurspflichten hinaus. Er unterstützte Guido Weiß, den Leiter des Blattes, bei den Gründungsvorbereitungen für eine Demokratische Partei in Preußen, man findet seinen Namen unter Wahlprogrammen, die - weitaus radikaler als die der anderen bürgerlichen Parteien: der Nationalliberalen und der Fortschrittler - eine Reorganisation des Heerwesens, den Kampf gegen die kirchliche Orthodoxie und die Verweigerung von Bismarcks Staatshaushalt forderten⁷. Die Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 überrollten dann freilich die preußischen Demokraten, ihre kaum gegründete Partei zerbrach, und ihr Sprachrohr, die auch vom politischen Gegner als Talentschmiede und eines der geistreichsten Blätter Berlins anerkannte „Zukunft“, ging im März 1871 ein. Noch im Juli 1870 verließ Stephany die „Zukunft“ und wechselte zur „Vossischen Zeitung“, „denn er geriet“, wie Guido Weiß an Jacoby schrieb, „bei dem Gehalt, das ihm die 'Zukunft' nur geben konnte, in Schulden und hat Weib und Kind.“⁸ Die Konstellation erinnert äußerlich an Fontanes Übertritt zur Regierungspresse im November 1851. Während aber der ehemalige Republikaner sich damals mit der Selbstanklage abfinden mußte, er habe sich „der Reaction für monatlich 30 Silberlinge verkauft“⁹, wechselte der Demokrat Stephany zu einem zwar gemäßigten, aber immerhin untadelig liberalen Blatt über. Sicherlich konnte er Petitionen gegen die Annexion Elsaß-Lothringens oder Solidaritätsbekundungen für die Pariser Commune, wie sie die „Zukunft“ unverdrossen weiter publizierte, nun nicht mehr öffentlich unterschreiben, doch war der politische Abstand Stephanys zur „Vossischen Zeitung“ damals wahrscheinlich geringer als der des anderen prominenten Neuzugangs vom Sommer 1870, nämlich Fontanes. Dies ließ zumindest dessen unmittelbare publizistische Herkunft erwarten, denn Fontane kam von der klerikal-patriotischen

„Kreuzzeitung“, die im Lager der Demokraten, aus dem Stephany kam und dem die Vossische Zeitung zumindest nahestand, ihren politischen Hauptgegner sah. Vielleicht hängt es mit Vorbehalten Stephanys gegen den ehemaligen „Kreuzzeitungs“-Redakteur Fontane zusammen, daß aus den ersten zwölf Jahren der gemeinsamen Mitarbeit an der „Vossischen Zeitung“ nur ein einziger, im übrigen nicht überlieferter brieflicher Kontakt zwischen den beiden nachgewiesen ist¹⁰, vielleicht sind sich der politische Redakteur und der Theaterkritiker, der ja seine Besprechungen zu Hause schrieb, auch einfach nur zu selten begegnet. Ein kontinuierlicher Briefwechsel setzt jedenfalls erst 1882 ein, als Stephany bereits im zweiten Jahr Chefredakteur des Blattes war.

Fontanes Briefe an Stephany¹¹ gehen von Anfang an über die bloße Geschäftskorrespondenz hinaus. Stephany muß ein sehr vielseitig interessierter Mann gewesen sein; Fontanes Briefe an ihn lassen kaum ein Thema aus dem breiten Spektrum seiner Alterskorrespondenzen unberührt. Auffällig ist, wie sehr den von der politischen Berichterstattung kommenden Stephany das große literarische Thema der Zeit beschäftigt: die Ablösung des gründerzeitlich-klassizistischen Theaters durch das Drama Ibsens, Hauptmanns, des aufkommenden Naturalismus. Das Feuilleton der „Vossischen Zeitung“ war in diesem Konflikt Partei: Otto Brahm und Paul Schlenther, die man Anfang bzw. Mitte der 80er Jahre als Kritiker berufen hatte, galten über ihr Kritikeramt hinaus als Wortführer des „Jüngsten Deutschland“, Fontane stand der neuen Bewegung bekanntlich nahe. Auf den Chefredakteur Stephany hingegen traf die Bemerkung zu, mit der der Berliner Polizeipräsident von Richthofen im Oktober 1890 sein Verbot von Sudermanns *Sodoms Ende* kommentierte: „De ganze Richtung paßt uns nich.“ - Schlenthers enthusiastischer Besprechung von Ibsens *Gespensstern* schickte er im Januar 1887 eine redaktionelle Notiz hinterher, in der er sich ausdrücklich von dessen Bewertung distanzierte¹²; Fontanes Kritik von Tolstois *Macht der Finsternis* kürzte er um zwei Drittel, was der Rezensent sich nicht mit Platzmangel, sondern mit inhaltlichen Differenzen erklärte:

*Soll meine Auffassung nicht gelten, so muß man einen Andern mit der Berichterstattung über diese Dinge betraun, solange man mich aber dabei beläßt, muß man mein 'ja' und 'nein' auch respektiren, um so mehr als man weiß, daß ich nur durch rein künstlerische Motive in meinem Urtheil bestimmt werde.*¹³

Gleichwohl findet sich Fontane in der Auseinandersetzung zwischen dem ästhetisch konservativ denkenden Chefredakteur und den fortschrittlichen Literatur- und Theaterkritikern Schlenther und Brahm in die Rolle des mäßigenden, beschwichtigenden Ratgebers. Zwar geißelt er, im Sinne Stephanys, den „Überheblichkeitston des jüngsten Deutschlands“ und die Revoluzzer-Attitüden der „modernen Kritik“¹⁴, doch läßt er andererseits an seiner künstlerischen Parteinahme keinen Zweifel und bittet seinen „hochverehrten Gegner auf diesem Gebiete“ wortwörtlich um „Gnade, Gnade!“ für die beiden Jungredakteure.¹⁵ Doch wo Fontane - gerade weil er sich seines ästhetischen Urteils sicher ist - die scherzhafte Diktion wählt, versteht Stephany oft keinen Spaß. Das veranschaulicht besonders der kleine Briefwechsel über Max Nordau und dessen antimodernistische Streitschrift *Entartung* - eine Art Kulminationspunkt dieser Korrespondenz, an dem die sonst von Takt und Courtoisie verdeckten Differenzen etwas offener zutage treten.¹⁶ Nordau, der in seinem Buch neben dem Werk Nietzsches vor allem auch Ibsens Dramen als Manifestationen krankhafter, degenerativer Zeiterscheinungen denunziert, war in der „Vossischen Zeitung“ eine sehr wohlwollende Kritik zuteilgeworden; Rezensent war der Stephany-Freund Richard Fellner, einer der „Anti-Ibsenianer“¹⁷ unter den Mitarbeitern des Blattes. Fontane, dem neben der Verurteilung Ibsens das übertrieben Geistreiche an Nordaus Beweisführung mißfiel, schickte Stephany nach der Lektüre des Artikels seine gewissermaßen zum Privatgebrauch bestimmte Parodie unter dem Titel *Der Vater vons Janze*, in der er, Nordaus Verfahren grotesk erweiternd, den Untergang der „gesunden“, „sittlich reinen“ Kultur bereits bei den Klassikern einsetzen läßt: Lessing entpuppt sich, so gesehen, als Blasphemist, Schiller als Anarchist, Goethe als Pornograph.¹⁸ - Stephanys Reaktion muß von ausgesuchter Humorlosigkeit gewesen sein; er scheint Fontane voller Eifer mit Auszügen aus Nordaus Buch konfrontiert zu haben, um ihm die Richtigkeit der dort vertretenen Positionen und die Unangemessenheit seiner Satire vor Augen zu führen. Fontanes Antwort auf diese Belehrung wirkt säuerlich:

Ich kann doch die 3 Beinamen Blasphemist etc. etc. nicht im Ernst erfunden und hinter dem Worte 'Klassicitäts-Popanz' eben so wenig eine wirkliche Meinung oder auch nur einen Schimmer davon versteckt haben. Es lag mir [...] nur daran zu zeigen, daß es mit allem Urtheil, besonders aber mit dem Urtheil Vorwegeingenommener, immer ein mißlich Ding ist und daß zumal wo geistreiche Menschen sich ins Geschirr legen, alles bewiesen

*werden kann. Zu diesem Satze, der mir als solcher zu altbacken war, wollte ich gern eine wirksame Illustration schaffen, und so entstand das, was ich Ihnen schickte, und vielleicht besser nicht geschickt hätte.*¹⁹

Obwohl literarisch-ästhetische Meinungsverschiedenheiten dieser Art die Korrespondenz von den ersten bis in die letzten Briefe hinein durchziehen, hatte Fontane, was seine eigenen Arbeiten anging, in Stephany einen Fürsprecher. Stephany selbst hatte das Romanfeuilleton bei der „Vossischen Zeitung“ eingeführt; die Vorabdrucke von *Schach von Wuthenow* und *Irrungen, Wirrungen* waren ihm deshalb ein persönliches Anliegen. *Irrungen, Wirrungen* setzte er, wie aus dem beiläufig einzig erhaltenen Gegenbrief²⁰ hervorgeht, mit taktischem Geschick sogar gegen die voreingenommenen Herausgeber durch – freilich scheint man ihn nachher auch für die harschen Reaktionen des Publikums verantwortlich gemacht zu haben, was wiederum dazu beigetragen haben dürfte, daß er *Stine* im Jahr darauf nicht mehr annahm. Der quantitativ größte Teil der Korrespondenz fällt in die Jahre nach 1889, also nach Fontanes Ausscheiden aus seinem regulären Kritikeramt. Fontane tritt in diesen Briefen Stephany gegenüber mehr und mehr in der Rolle eines „elder statesman“ der „Vossischen Zeitung“ auf: Er vermittelt Aufsätze jüngerer Autoren – mitunter auch diese Autoren selbst – an Stephany weiter oder gibt Ratschläge zur Besetzung des einen oder anderen Ressorts; er berichtet von seiner intensiven Lektüre des Blattes, hebt einzelne Leitartikel oder Arbeiten seiner ehemaligen Kollegen Pietsch und Schlenther hervor und bekundet somit sein anhaltendes Interesse an den Geschicken der „alten Vossin“. Diese Briefe, auch wenn sie oft nur periphere Vorkommnisse behandeln, sind doch für die Gedankenwelt des späten Fontane nicht ohne Aufschluß, weil sie dokumentieren, in welche Richtung sein Interesse sich bewegt, was an aktuellen Ereignissen, an „Leitartikelthemen“ noch seine Aufmerksamkeit findet.

Charakteristische Beispiele für diese späten, zum Teil recht anspielungsreichen „Freundes-“ und „Ratgeberbriefe“ sind auch die vierzehn im folgenden zum erstenmal vorgelegten Stücke aus den Jahren 1883 bis 1898. Ihr Verständnis erschließt sich, wie in den Anmerkungen ausgeführt, zum Teil aus der bereits gedruckten Korrespondenz, deren Lücken sie ihrerseits schließen. Nur auf eines der Schreiben sei hier gesondert hingewiesen, nämlich auf den Brief vom 5. Nov. 1895 (Text VI). Dieser Brief liefert ein weiteres Indiz zur Aufklärung eines brisanten, in der biographischen Forschung bislang jedoch kaum

beachteten Vorfalles²¹ aus dem Jahr 1892: „In Berlin spukt jetzt eine gräßliche Geschichte auf der Vossischen Ztg.“, schreibt Fontane am 25. Juni 1891 an Mete. „Dr. Paul Marx, kluger u. reizender Kerl (Freund Brahms) ist wegen angeblicher 'Unfähigkeit' entlassen worden, in Wahrheit aber weil er Jude ist. Daraus ist nun ein groß Gewitter entstanden, das zu Häupten sowohl von Lessing wie von Stephany steht.“²² Marx, Mitglied der „Freien Bühne“ und Fontane aus dem Kreis der „Zwanglosen“ bekannt, reichte eine Verleumdungsklage ein, allerdings nicht gegen die „Vossische“, sondern gegen einen Redakteur der „Freisinnigen Zeitung“, die das Gerücht von seiner angeblichen Unfähigkeit gestreut hatte. In diesem Prozeß wurden auch Friedrich Stephany und Carl Robert Lessing, der Haupteigentümer der „Vossischen Zeitung“, als Zeugen vernommen, und es stellte sich heraus, daß Marx' Kündigung tatsächlich vorwiegend antisemitisch motiviert war. Die Auswirkungen des Prozesses auf das Ansehen der „Vossischen Zeitung“ waren verheerend. Die kritischen Blätter verurteilten die Doppelmoral in der Redaktion des „liberalen“ Blattes, das zwar „*theoretisch den Antisemitismus bekämpft, ihm praktisch anhängt bis in seine äußersten Konsequenzen*“²³; die offen antisemitische Presse begrüßte die „Vossische Zeitung“ voller Häme im Lager der bekennenden „Judenfeinde“.²⁴ In der Berufungsverhandlung vom 30. März 1892 kam dann ein Vorgang aufs Tapet, der indirekt auch Fontane in die Affäre verwickelte. Marx' Anwalt Max Bernstein fragte den Zeugen Paul Schlenther (der übrigens für den Kläger aussagte),

*ob ihm bekannt sei, daß einem zur Lessingfeier geschriebenen Artikel eine antisemitische Bemerkung hinzugefügt werden sollte, welche nur auf den Rath des Herrn Theodor Fontane gestrichen worden sei. Der Zeuge erklärt, daß seines Wissens wegen einer Fußnote zu dem Lessing-Artikel Verhandlungen zwischen dem Geheimen Rath [Carl Robert] Lessing und Fontane stattgefunden haben.*²⁵

Für Fontane hatte dieser Verhandlungspassus insofern Konsequenzen, als er selbst es gewesen war, der die, wie er am 5. Nov. 1895 an Stephany schreibt, „so schlimm in der 'Geschichte dastehende Geschichte'“ an die Gegenseite „verraten“ hatte - „zu wem weiß ich nicht mehr, vielleicht zu Brahm, vielleicht zu Bernstein selbst, der mir das vorige Mal seinen Besuch machte“.²⁶ Lessing muß Fontane die Indiskretion jedenfalls sehr übel genommen haben - insgesamt fünf Entschuldigungsbriefe aus den Jahren 1892 bis 1895 zeugen davon.²⁷ Es ist nicht auszuschließen, daß der Vorfall und die seeli-

sche Belastung, die er für Fontane zweifellos zur Folge hatte, sich auch auf den Verlauf des „Krankheitsjahres“ 1892 ausgewirkt hat. Stephany, dem in dem Prozeß eindeutig antisemitische Äußerungen nachgewiesen wurden²⁸, war 1892 ebenfalls mehrere Monate lang arbeitsunfähig.

Zur Edition: Die im folgenden vorgelegten Briefe stammen sämtlich aus dem Bestand des Fontane-Archivs in Potsdam; sie liegen dort, wie 32 weitere Briefe Fontanes an Stephany, in hand- bzw. maschinenschriftlichen Abschriften²⁹ vor, die Paul Schlenther und Otto Pniower zum Teil für die sog. „Freundesbriefe“ (*Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung. 2 Bde. Berlin 1910*) haben anfertigen lassen. Schlenthers und Pniowers Marginalien auf einzelnen Abschriften lassen vermuten, daß ihnen die Briefe für die Veröffentlichung damals nicht interessant oder aufschlußreich genug erschienen. Eine verhüllende oder das Bild Fontanes vereinseitigende Tendenz ist, im Gegensatz zu den bekannten Streichungen und Verstümmelungen der frühen Fontane-Briefausgaben, in dieser Auswahl nicht zu erkennen. - Der Abdruck der Briefe erfolgt wort- und buchstabengetreu nach den Abschriften im Fontane-Archiv; die damit verbundene Uneinheitlichkeit in Lautstand und Interpunktion wurden in Kauf genommen. Hervorhebungen im Original erscheinen *kursiv*, Ergänzungen des Herausgebers in eckigen Klammern.

Dem Theodor-Fontane-Archiv ist für die Genehmigung zur Erstveröffentlichung zu danken.

2. Texte

I.

Berlin. 16. Okt. 83.
Potsdamer Str. 134c.

H. H. u. Fr.

Mein Freund Marchesi³⁰ aus Rom ist wieder da, will Vorträge halten wie gewöhnlich u. schickte mir gestern die beiliegenden Zeilen³¹, in denen er sich *eventuell* um die röm. Corresp. Stelle bei der Vossischen bewirbt. Ist die Stelle *wirklich* offen, so kann ich nur sagen: grei-

fen Sie zu! Er ist nicht nur ein apart liebenswürdiger, *sehr* unterrichteter Mann, sondern sitzt auch politisch an der Quelle, in dem er in Rom das Amt eines Parlament-Sekretairs (oder so ähnlich) bekleidet. Selbstverständlich: savoyisch, liberal, antipäpstlich, in allem aber maßvoll, fein, romanisch-angenehm.³² Sein *Deutsch* läßt freilich zu wünschen übrig, aber solche Stil-Schwerfälligkeiten sind leicht heraus zu corrigiren u. haben, maßvoll auftretend, sogar den Vortheil, den Eindruck der *Aechtheit* zu machen, eine Sache die bei Correspondenzen so leicht angezweifelt wird.³³ Th. F.

II.

Krummhübel 1. Sept. 87.
Haus Meergans.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Seit ich in der Vossin der unheimlichen Ueberschrift: „Wochen-Repertoire der K. Schauspiele“ begegnet bin, sitze ich hier in schwebender Pein³⁴, die gestern, wo meine Frau auf 8 Tage hier eintraf, eine Steigerung erfahren hat, denn unter dem, was sie mitbrachte, war auch eine Visitenkarte von Herrn Schauspieler Schoenfeldt.³⁵ Daß dieser seine Karte abgegeben hat, ist gleichbedeutend mit baldigem Auftreten. Nun kenne ich Ihr gutes Herz und weiß, Sie werden nicht peremptorisch fordern, daß ich, um Schoenfeldts willen, um Mitternacht saddle³⁶ und diensttreu des Augenblicks harre, wo die beiden geschwänzten [Lesung unsicher] Greife des grünen Vorhangs wieder langsam nach oben steigen. Aber Ihre Erlaubniß zum „schwänzen“ muß ich doch einholen und proponire, daß ich diese Erlaubniß als ertheilt ansehe (Forts. fehlt)³⁷

III.

Berlin 15. Juni 88
Potsd. Str. 134 c.

H. H. Doktor.

Ich habe sechs Zeilen³⁸ aufgeschrieben und würde mich freuen, wenn Sie sie gut genug zum Abdruck fänden. Aber freilich, sie müßten dann lapidar und feierlich, wie große Buchstaben auf einem Grabstein, an die Spitze der Zeitung kommen, dick und mit viel weiß drum ‘rum. Geht das nicht, entweder weil es gegen allen Brauch ist oder die paar

Reime - selbst wenn sie gut sind - zu *solcher* Bevorzugung doch nicht ausreichen, so bitte ich die kleine Sendung in den Papierkorb zu werfen und sich versichert zu halten, daß mir die *ganz* kleinen Dichtereitelkeiten fremd sind. In vorzügl. Ergebenheit Th. Fontane

Wenn es zum Abdruck kommen sollte, so bitte ich dringend, ohne Namen und Chiffre. Die paar, auf die's ankommt, wissen doch Bescheid. Th. F.

Kaiser Friedrich +.

Er kam nur, um sein heilig Amt zu schaun,
Er fand nicht Zeit, zu bilden und zu baun,
Nicht Zeit, der Zeit den Stempel aufzudrücken,
Er fand nur eben Zeit noch zu beglücken;
Er sah sein Reich und ließ es seinem Erben,
Er fand nur Zeit um wie ein Held zu sterben.

IV.

Berlin, 31. Okt. 93.

„Denn dieser letzten Tage Qual war groß“³⁹ - zwei Begräbnisse und ein 70jähriger Geburtstag eine Art Begräbnißvorspiel.⁴⁰ Und dazu die Wahlen!⁴¹ Und doch komme ich mit einem Einliegenden, um Sie noch weiter zu inkommodiren. Bitte, gönnen Sie der kl. Notiz⁴² eine Stelle. Die Dame ist eine Freundin meiner Tochter.

Wie geht es? Ich komme in den nächsten Tagen, um mich persönlich zu überzeugen und darf es schon deshalb nicht aufschieben, weil ich am Freitag eine Einladungskarte zu Raehmel⁴³ erwarte. Eh ich Sie aber dort begrüße, muß ich Sie doch vorher schon gesehen haben. Mit besten Grüßen und Wünschen für Ihr Wohl, Ihr treu ergebenster

Th. Fontane.

V.

Berlin, 31. Dezb. 94.

Potsd. Str. 134c.

H. H. u. Fr.

Mit dem Feststellen eines Autors nach Handschrift oder Stil, ist es immer ein eigen Ding, das habe ich wieder erfahren müssen. Als ich

mich gestern bei Freund Schlenther bedanken wollte, erfuhr ich, daß mein Dank an die falsche Adresse käme. Wie liebenswürdig, daß Sie meiner in so warmen und wohlthuenden Worten gedacht haben⁴⁴; die Veteranen (dies Wort darf aber L. P.⁴⁵ nie erfahren, sonst bin ich keinen Augenblick mehr meines Lebens sicher) und die a.D.-Figuren der Zeitung nehmen Sie jetzt stark in Anspruch und schon harrt Ihrer, am 6. Januar, eine neue große Aktion. Mit besten Wünschen für Sie und die lieben Ihrigen, wie immer Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane

VI.

Berlin 5. Nov. 95.
Potsdamerstrasse 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Für 2 Briefe, glücklicherweise sehr erfreulichen Inhalts, habe ich Ihnen zu danken. Ich bin heilsfroh die Sache⁴⁶ beglichen zu sehn. Wenn einer sich seiner Unschuld berühmt, macht er sich bekanntlich immer lächerlich; aber so weit solche Berühmung jemals einigermaßen zulässig sein kann, so weit ist es bei mir der Fall. Es kommt doch schließlich auf den dolus an, und nur auf diesen. Dass sich etwas als fatal oder unvorsichtig oder selbst als ungehörig herausstellt, ist vielleicht sehr unlöblich, aber, was doch den Ausschlag giebt, moralisch nichts Schlimmes. Uebrigens weiss ich von dem Verlauf des nun Gott sei Dank um Jahre zurückliegenden Hergangs garnichts mehr, habe auch nie was Bestimmtes davon gewusst, ausgenommen das Eine, dass ich die seitdem so schlimm in der „Geschichte dastehende Geschichte“, als eine interessante kleine Anekdote erzählt habe, ganz in der Art wie ich beständig Anekdoten erzähle, jeden Tag ein Dutzend. Wenn die Völkerschlacht geschlagen ist, spreche ich bei Ihnen vor. Meine Damen freuen sich auf das Fest. Unter ergebensten Empfehlungen an Frau Gemahlin, wie immer

in vorzüglicher Ergebenheit

Ihr Th. Fontane

Gestern war ich bei Lazarus.⁴⁷ Die neue Frau, um der Wahrheit die Ehre zu geben, hat mir ganz gut gefallen, innerlich und äusserlich. Ueberschwengliche Liebe ist zwar nie nach meinem Geschmack und mir immer verdächtig, ich halte sie *hier* aber ausnahmsweise für ehrlich.

VII.

Berlin 4. Okt. 96.

Potsd. Str. 134c.

H. H. u. Fr.

Ihre Norderneyer Tage gehen nun wohl auf die Neige und so habe ich mich zu eilen, wenn mein Dank für Ihren lieben Brief, Sie noch auf der mir so vertrauten und so freundlich in der Erinnerung lebenden Insel treffen soll. Die Sturmtage - Spielhagen hat ähnliche in seinem Sturmflut-Roman mal recht gut geschildert⁴⁸ - müssen ja toll gewesen sein, toller aber die Alpdrucknacht, wo Sie sich, um sich von sich selbst zu befreien, aus dem Bett auf die Erde geworfen haben. Solche Zustände sind schrecklich und nehmen einen furchtbar mit. Ich wundere mich immer, daß man überhaupt drüber hinkommt. Ein Glück, daß jetzt leidlich schöne Tage eingesetzt haben, mir freilich - der ich noch durchaus in die mir ziemlich langweilige Gewerbe-Ausstellung hinaus muß⁴⁹ - immer noch nicht warm genug. Zugleich drohen Theatertage: Sudermann⁵⁰ ist bereits Dienstag im Feld, Hauptmann⁵¹ folgt mutmaßlich binnen Kurzem und die neue Kunstbude⁵², unter dieser fragwürdigen Blumenreich-Direktion, wird man sich doch auch wohl ansehen müssen. Jude wohin man blickt. Was mir Prof. Lasson⁵³ (natürlich auch ein echter⁵⁴) mal sagte: „die Christlichgermanischen besorgen den Antisemitismus und die Juden *besorgen die deutsche Kunst*“, - dieser furchtbare Satz ist richtig. Wäre der Adel nicht zu ruppsackig, so könnte man ihn loben, daß er sich davon fernhält. Gott besser's. Er wird aber nicht. Unter besten Grüßen an Frl. Tochter, wie immer Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane

VIII.

*Nachschrift.*⁵⁵

Wenn im Club⁵⁶ morgen diese Dinge zur Verhandlung kommen, so bitte ich Sie, von dem Inhalt dieser Briefe nicht zu viel zu sagen; es wirkt bloß renommistisch und ist es vielleicht auch. - Die Hauptsache ist mir aber, daß es nicht zu Lazarus' Ohren kommt, der Clubmitglied und zugleich Mitglied des engeren Freundeskreises ist, drin ich nun seit über 30 Jahren lebe. Diese Herren würden mir solche Worte *sehr* übel nehmen und von ihrem Standpunkt aus auch mit Recht. Denn ich weiß recht gut, daß das ewige sich Ausspielen auf die Wahrheit und Nicht-Komödie hin auch nicht das Rechte ist und einen bis an die

Grenze führen kann, wo's schlimmer aussieht als auf dem Alltagsgebiet.

IX.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Herzlichste Glückwünsche Ihnen und den Ihrigen zum neuen Jahre. Ruhige Tage - im Beruf - sollen es aber nicht sein, weil ich glaube, dass die ruhigen Tage bloß langweiliger aber wo möglich noch anstrengender sind. An dem gegenwärtigen grossen Kampf⁵⁷ nehme ich ein Interesse, als ob ich selbst ein Produkthändler wäre. Was ja auch zutrifft und ich habe sogar zeitweilig unter agrarischer Controle⁵⁸ gestanden. Empfehlen Sie mich Ihren Damen. Wie immer in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

Berlin

31. Dezember 96.

X.

Berlin 13. Febr. 97.

Potsdamerstr. 134.c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Eben verläßt mich mein Wirth, Freund und Gönner, der gute Geheimrat Herrlich⁵⁹, der mir einen Menschen ans Herz gelegt hat. Natürlich einen Schriftsteller. Und dieser Schriftsteller heisst nun auch noch Brausewetter⁶⁰. Und dieser Brausewetter, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, ist ein Neffe, (oder gar ein Sohn, das wage ich aber nicht auszudenken) des grossen Grossinquisitors Brausewetter.⁶¹ Wenn er's wäre, so wäre christlich doppelter Grund da, sich seiner anzunehmen. Darf sich Br. Ihnen vorstellen? Ist irgend eine Möglichkeit da, (den guten Willen bezweifle ich nicht) ihn zu beschäftigen? Oder wohl gar ihn in ein Stellungchen einrücken zu lassen? Er ist gebildet, umhergekommen und spricht die 3 skandinavischen Sprachen, hat auch (s. Kürschner) nach der Seite hin Verschiedentliches geleistet. - Wie ist Ihnen der Lessing-Abend⁶² bekommen? Es hatte was von Versöhnungsmahl mit den Abzweigungen der Müllerei.⁶³ Trifft das zu? Unter besten Empfehlungen von Haus zu Haus, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

XI.

Berlin 18. Febr. 97.

Potsd. Str. 134c.

H. H. u. Fr.

Ich komme etwas spät mit meinem Dank für Ihre so überaus gütigen Zeilen. Vielleicht ist mir Brausewetter in Person schon zuvorgekommen, wahrscheinlicher daß er bald nach mir antritt. An demselben Abend, an dem ich an Sie geschrieben hatte, las ich in der Sonntags-Beilage eine von Dr. Pniower⁶⁴ herrührende Besprechung eines finländischen [!] Romans, der sehr gelobt wurde. Der Uebersetzer dieses Romans ist Brausewetter. Es bedeutet nicht viel aber doch was. Er ist sprachlich und literarisch in all dem Nordischen sattelfest; das kann ihm immerhin zur Empfehlung gereichen. Zu der Friedenspfeife zwischen den Mohikanern und den Sioux habe ich kein Vertrauen; sie werden den Kriegspfad weiter beschreiten, offen oder versteckt.⁶⁵ Einige gute Häuptlinge mögen das sein, aber auch le gros serpent und le renard subtil.⁶⁶ In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

XII.

Berlin 27. Febr. 97.

Sonnabend

H. H. u. Fr.

Eben habe ich - auch ein „Märker“, aber neben dem kaiserlichen ein bloßer Nachtwächter - den ersten Leitartikel⁶⁷ im Abendblatt gelesen. Ich bin entzückt muß es Ihnen aussprechen und bitte Sie, den Verfasser, den ich nicht errathen kann, bei sich bietender Gelegenheit sagen zu wollen, wie famos ich das alles gefunden habe. Dabei so klug und weise, so (und mit einem gewissen Recht) anerkennend. Nicht die Rede, aber der Artikel ein Meisterstück. Ihnen eine gute Sonntagsruhe wünschend, Ihr

Th. Fontane

XIII.

Berlin 21. Januar 98.

H. H. u. Fr.

Natürlich freue ich mich dabei sein zu können, trotzdem wachsende Krüpplichkeit eigentlich dagegen ist. 12½ statt 12 ist hoffentlich nicht zu spät, denn ich will doch dabei sein wenn er angefeiert wird.⁶⁸ Mit

aufrichtigster Theilnahme habe ich von allerhand Sorgenvollem gehört, das von Amerika herüberklingt; mögen bald erfreulichere Nachrichten eintreffen. Dr. Franz Servaes⁶⁹ hat an mich geschrieben und mich gebeten seine Candidatur, so weit ich das könne, durch ein freundliches Wort zu unterstützen, - was ich hiermit thue. Natürlich entscheiden seine Leistungen; von Empfehlungen was zu erwarten, ist uraltmodisch und - ein wahres Glück, daß es so ist. Eine von den paar guten Seiten der neuen Zeit. In aufrichtiger Freude Sie übermorgen sehn und begrüßen zu können, wie immer Ihr

Th. Fontane

XIV.

Berlin 24. Januar 98

H. H. u. Fr.

Muß Ihnen doch noch danken für den reizenden Frühschoppen bei dem sich immer gleichmäßig bewährenden Raehmel. Das Haus steht unter einem guten Stern. Solche Feste verlaufen öde, wenn Phrase, die immer Unwahrheit bedeutet, vorherrscht; von solcher Phrase war das Fest aber frei; statt Ihrer war alles von Humor und gegenseitiger, ich glaube, aufrichtiger Anerkennung getragen. Leid that mir nur, daß Sie persönlich in Körper oder Seele bedrückt waren, bis die Feststimmung sie [!] mit fortriß. Hoffentlich ist Ihnen der Tag und sein Siechen-Nachspiel, dem ich mich entzog, gut bekommen. Wenn ich Sie morgen wiedersehe, höre ich hoffentlich das Beste. Wie immer Ihr wegen Jugend angeschriener, aber tief im Alter steckender

Th. Fontane

Anmerkungen

Zitiert wird nach den jeweils in neuester Auflage vorliegenden Bänden der Hanser-Ausgabe: Theodor Fontane: *Werke, Schriften und Briefe*. Hrsg. von Walter Keitel und Helmut Nürnberger. München 1962 ff. (= HFA, danach römische Ziffer: Abteilung, arabische Ziffer: Band). Gelegentlich mußte auch auf die Nymphenburger-Ausgabe zurückgegriffen werden: Theodor Fontane: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Edgar Groß, Kurt Schreinert, Rainer Bachmann, Charlotte Jolles, Jutta Neuendorff-Fürstenau, Peter Bramböck. München 1959 ff. (= NFA, danach römische Ziffer: Band).

Zur Einleitung

1. Bei Arend Buchholtz, *Die Vossische Zeitung. Geschichtlicher Rückblick auf drei Jahrhunderte*. Berlin 1904, S. 182 heißt es, Stephany sei „mehrere Jahre im Lehrfach tätig“ gewesen; Näheres ließ sich dazu nicht ermitteln.

2. Es handelt sich um Mehrings Streitschrift *Kapital und Presse* aus dem Jahr 1891, mit der er auf die juristischen Folgen seiner Auseinandersetzung mit dem sog. „Lindau-Ring“ reagierte, einer Clique von führenden Repräsentanten der Berliner Theater- und Kritikerszene. Stephany sagte in einem dieser Prozesse als Zeuge gegen Mehring aus; Mehring schlug in dem Kapitel „Ein falscher Eid“ zurück. - Den Hinweis auf diese sowie weitere für Stephany aufschlußreiche Quellen verdanke ich Helmut Richters Aufsatz *Theodor Fontane und Guido Weiß. Bericht und Dokumentation*, in: „Fontane Blätter“ 6 (1987), H. 6, S. 606-644.
3. Franz Mehring, *Kapital und Presse. Ein Nachspiel zum Fall Lindau*, Berlin 1891, S. 66.
4. „Mehring wiederholte scharfe Kritik an Stephany war bisher nicht zu verifizieren: zumindest seine Darstellung von Stephanys Weggang von der 'Zukunft' entspricht nicht den Tatsachen - [Guido] Weiß' Verhältnis zu ihm wie zur 'Vossischen' blieb trotz angeblicher 'Fahnenflucht' unbelastet -, so daß eine betont polemische Sicht nicht auszuschließen ist.“ (Helmut Richter, a.a.O., S. 641, Anm. 9).
5. Lassalle hat am 12. April 1862 im Handwerkerverein der Oranienburger Vorstadt, in dem u.a. die Maschinenbauer der Lokomotivenfabrik Borsig organisiert waren, zum erstenmal sein später berühmt gewordenes „Arbeiterprogramm“ vorgetragen. Stephany war offenbar Vorsitzender dieses Vereins. Vgl. Franz Mehring, *Geschichte der deutschen Sozialdemokratie*, Bd. 2, Berlin 1960, S. 18 und 206.
6. August Bebel, *Aus meinem Leben*. Berlin 1961, S. 360 u. 436.
7. So in der „Zukunft“ vom 12. Juni 1870. Vgl. auch Johann Jacoby, *Briefwechsel 1850-1877*. Hrsg. und erl. von Edmund Silberner, Bonn 1978, S. 511 und 515.
8. Ebd., S. 567.
9. An Lepel, 30. Okt. 1851 (HFA IV, 1, S. 194).
10. Fontanes Brief an Stephany vom 21. Aug. 1874 ist verschollen. Vgl. Anm. 29.
11. Die mit 49 Briefen umfangreichste Sammlung der Korrespondenz bringt die Briefabteilung der Hanser-Ausgabe (HFA IV, 3 und 4).
12. „Vossische Zeitung“ Nr. 14 vom 10. Jan. 1887. Vgl. den Wiederabdruck in HF III, 2, S. 1011.
13. An Friedlaender, 5. Feb. 1890 (HFA IV, 4, S. 24).
14. An Stephany, 16. April 1886 (HFA IV, 3, S. 466).
15. An Stephany, 6. Juni 1893 (HFA IV, 4, S. 259) und 16. April 1886 (HFA IV, 3, S. 466).
16. Es geht um Fontanes Briefe vom 6. und 8. Juni 1893 (HFA IV, 4, S. 259 f.).
17. Vgl. Anm. 43.
18. NFA XXI/1, S. 488-490.
19. An Stephany, 6. Juni 1893 (HFA IV, 4, S. 260).
20. Der Brief vom 27. Juli 1887 ist erhalten, weil ihn Fontane mit einer Nachricht auf der Rückseite des Schreibens versah und an seine Frau weitersandte. (Vgl. den Abdruck in: Theodor Fontane: *Briefe*. Hrsg. von Kurt Schreinert. Zu Ende geführt und mit einem Nachwort versehen von Charlotte Jolles. Berlin 1968-1971, Band IV, S. 247 f.)

21. Ich beziehe mich im folgenden u.a. auf die detaillierte Dokumentation des „Prozesses Marx“ in Martin Machatzkes Kommentar zu Gerhart Hauptmanns Tagebuch: Gerhard Hauptmann: *Tagebuch 1892-1894*. Hrsg. von Martin Machatzke, Berlin 1985, S. 143-146.
22. HFA IV, 4, S. 130.
23. Otto Brahm in der „Freien Bühne“ 2 (1891), S. 645.
24. So die „Kreuzzeitung“ in der Abendausgabe vom 1. April 1892.
25. So im Prozeßbericht im „Vorwärts“ vom 31. März 1892; wortgleich im Abendblatt der „Vossischen Zeitung“ gleichen Datums.
26. An Carl Robert Lessing, 31. März 1892 (HFA IV, 4, S. 189).
27. Vgl. die Briefe an Lessing vom 31. März, 23. Mai und 18. Juni 1892 (HFA IV, 4, S. 189, 197 und 201) sowie an Stephany vom 3. und 5. November 1895 (HFA IV, 4, S. 499 f. bzw. der hier vorgelegte Text VI).
28. „Die Möglichkeit der Äußerung: 'Er möchte nicht gern, daß die Vossische Zeitung verknoblaucht werde', will der Zeuge [Stephany] nicht bestreiten, meint aber, daß er diese Äußerung, wenn sie überhaupt gefallen, nur gegen seinen Kollegen Dr. Levy gemacht haben dürfte“ („Vorwärts“ vom 31. März 1892).
29. Die Texte I, VI, IX und X liegen in maschinenschriftlichen, die Texte II, III, IV, V, VII, VIII, XI, XII, XIII und XIV in offensichtlich älteren handschriftlichen Abschriften vor. - Die Überlieferungsgeschichte der Briefe an Stephany ist ein besonders trauriges Kapitel der Fontane-Edition: Alle Quellen - also Handschriften, Abschriften, Drucke, Auktionskataloge - zusammengerechnet, weiß man von 88 Briefen. 78 Briefautographen, ursprünglich Bestandteil der Bücher- und Handschriftensammlung von Carl Robert Lessing, sind im Zuge der kriegsbedingten Auslagerung dieser Sammlung 1943 verlorengegangen. Nur von einem Teil dieser Handschriften hatte man vorher Abschriften angefertigt - zum Teil sind auch diese verschollen, so daß man hier auf die notorisch unzuverlässigen frühen Briefausgaben angewiesen ist. Von 14 Handschriften gab es auch keine Abschriften; von diesen Briefen kennt man nur das Datum (Vgl. *Carl Robert Lessings Bücher- und Handschriftensammlung*. Hrsg. von ihrem jetzigen Eigentümer Gotthold Lessing, 3 Bde., Berlin 1914-1916). - Nur drei Briefe Fontanes an Stephany sind in Handschriften überliefert. Sie befinden sich in Privatbesitz.

Zu den Briefen

30. Marchesi - Jolles und Müller-Seidel (*Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis und Register*. München 1988) geben den Vornamen Giuseppe an, der in Fontanes Briefen allerdings nicht auftaucht - könnte ein Bekannter aus den Italienreisen 1874/75 gewesen sein. Biographische Daten über ihn konnte ich nicht ermitteln, ebenso wenig Hinweise auf eine Mitarbeiterschaft Marchesis bei der „Vossischen Zeitung“.
31. Nicht überliefert.
32. Fontanes Auflistung bringt en passant die politischen Präferenzen der „Vossischen Zeitung“ auf den Punkt: Als freisinniges Blatt stand sie dem von dem Savoyer Cavour begründeten italienischen Liberalismus nahe; in der Auseinandersetzung

- des italienischen Staates mit der katholischen Kirche vertrat sie, wie sie es auch im „maßvoll“ ausklingenden „Kulturkampf“ getan hatte, die antipäpstliche Linie.
33. Vgl. dazu Fontanes vielzitierte „Bemerkung über 'echte' und 'unechte Korrespondenzen'“ in *Von Zwanzig bis Dreißig* (HFA III, 4, S. 412) sowie seine eigenen, von Heide Streiter-Buscher gesammelten *Unechten Korrespondenzen* aus den „Kreuzzeitungs“-Jahren (Schriftenreihe der Theodor-Fontane-Gesellschaft, Band 1, Berlin voraussichtlich 1995).
 34. „Langen / Und bängen / In schwebender Pein, / Himmelhoch jauchzend, / Zum Tode betrübt“ (aus Klärchens Lied in *Egmont*, III, 2.)
 35. Vielleicht der Schauspieler und Bühnenautor Carl Schönfeld (geb. 1854), dessen Stück *Mit fremden Federn* Fontane etwa ein Jahr später, am 26. Okt. 1888, verriß (vgl. NFA XXII/2, S. 672-674); möglicherweise auch der Schauspieler Franz Schönfeld (geb. 1853), dessen Auftritt als Rodrigo im *Othello* vom 8. Dez. 1887 Fontane erwähnt (ebd., S. 533).
 36. Nach Bürgers *Lenore*, Strophe 15.
 37. Der Vermerk „(Forts. fehlt)“ rührt vom Abschreiber her.
 38. Fontane hat das bislang nicht genau datierte Gedicht demnach noch am Todestag Kaiser Friedrichs III. geschrieben. Stephany nahm es allerdings nicht an; es erschien zwei Monate später in Emil Dominiks „Zur guten Stunde“ (Bd. 2, September 1888, Sp. 1103). In die 3. Auflage der *Gedichte* (Berlin 1889) nahm es Fontane unter dem Titel *Grabschrift* in den vierteiligen Zyklus *Kaiser Friedrich III.* auf. Die hier zum erstenmal vorgelegte Version des Gedichts weicht von den bisherigen Drucken ab: Dort ist das Gedicht durchgehend in der 2. Person an den toten Kaiser gerichtet: „Du kamst nur, um dein heilig Amt zu schaun [...]“. Vgl. HFA I, 6, S. 248.
 39. *Wallensteins Tod*, V. Aufzug, 5. Auftritt.
 40. Nicht ermittelt. Eines der beiden angesprochenen Begräbnisse könnte das von Julius Müller (geb. 1807) gewesen sein, einem der Miteigentümer der „Vossischen Zeitung“, der am 25. Okt. 1893 gestorben war. Vgl. auch Anm. 63.
 41. Fontane meint die Wahlen zum Preußischen Abgeordnetenhaus am 7. Nov. 1893. Die „Vossische Zeitung“ erwartete diesen Urnengang mit besonderer Spannung, weil das freisinnige Lager, dem sie nahestand, sich kurz zuvor gespalten hatte und fürchtete, deshalb Stimmen zu verlieren. Die Befürchtungen bewahrheiteten sich, die Konservativen gewannen die Wahl.
 42. Nicht ermittelt.
 43. Vgl. Fontanes Brief an Friedlaender vom 10. April 1893: „Gestern, Sonntag, machte ich ein Frühstück in der Raehmel'schen Weinkneipe mit und hielt aus von 2 bis 6; diese Frühstücke finden immer am ersten Sonntage jedes Monats statt und bestehen, ihrem Personalbestande nach, aus den Mitgliedern der Voss. Ztgs-Redaktion unter Präsidium von Stephany. Nur Schlenther hält sich zurück, weil er mit dem andern Theaterreferenten (Richard Fellner) der Anti-Ibsenianer ist, nicht gut steht.“ (HFA IV, 4, S. 251).
 44. Die Morgenausgabe der „Vossischen Zeitung“ brachte am 30. Dez. 1894, also zu Fontanes 75. Geburtstag, folgende Notiz aus Stephanys Feder: „Theodor Fontane, der liebenswürdige Mensch und schaffensfrohe Dichter, vollendet heute, rüstigen

Körpers, frischen Geistes, sein 75. Lebensjahr. 'Nur das Alter ist jung', empfindet man bei dem Anblick dieses Mannes mit dem kindlichen Herzen und der unerschöpflichen Phantasie, der eben jetzt seinen vielleicht besten Roman in der vornehmsten deutschen Monatsschrift veröffentlicht und verständnißbinnig alle geistigen Strömungen der unruhigen Neuzeit würdigt. In allem, was Fontane schafft, ist er der alte, aber nie gealtert, und das Beste, was er spendet, heute wie ehemals, ist nicht einmal, was er schreibt, sondern was er spricht und thut, ist die Freude und Liebe, die seine Persönlichkeit athmet. Zum heutigen Tage ist sein Buch 'Kriegsgefangen, Erlebtes 1870', in dritter Auflage bei F. Fontane u. Co. erschienen. Es wird allen Freunden des prächtigen Mannes und Erzählers - und wer zählte nicht zu ihnen? - willkommen sein. Die 'Vossische Zeitung' aber, der Fontane besonders nahe gestanden hat, sendet dem jungen 'Doktor' heute ihre herzlichsten Glückwünsche, in der Hoffnung, daß ihm noch ein langer, heiterer, von der unveränderten Gunst der Muse verklärter Lebensabend beschieden sei." - Stephanys Artikel, für sich genommen unbedeutend, ist eines der ganz raren Zeugnisse, das die Beziehung zwischen Autor und (ehemaligem) Chefredakteur aus der Warte des letzteren beleuchtet: Von Stephanys Gegenbriefen ist, wie gesagt, nur ein einziger überliefert, und kleinere Rezensionen, die er eventuell über Fontane geschrieben hat, waren in der „Vossischen Zeitung“ üblicherweise nicht gezeichnet.

45. Ludwig Pietsch, der andere „Veteran“ der „Vossischen Zeitung“, hatte am 25. Dez. 1894 seinen 70. Geburtstag gefeiert. Am 6. Jan. 1895, Fontane spielt darauf an, fand aus diesem Anlaß im Hotel Kaiserhof ein großes Fest statt, das die Feier zu Fontanes Siebzigstem (4. Jan. 1890) an organisatorischem Aufwand und gesellschaftlichem Glanz offenbar noch übertraf. Vgl. den Festbericht in der „Vossischen Zeitung“ vom 7. Jan. 1895.
46. Vgl. die Einleitung.
47. Moritz Lazarus (1824-1903), „Rütli“- und „Tunnel“-Mitglied und alter Bekannter Fontanes, hatte sich nach dem Tode seiner ersten Frau Sarah (gest. 1894) wieder verheiratet. Seine zweite Frau, Nahida Remy-Lazarus geb. Sturmhäfel, war Schriftstellerin.
48. Fontanes Aufzeichnungen über Spielhagens Roman (vgl. NFA XXI/2, S. 199-202) erwähnen die Szene nicht; seine Assoziation könnte auch auf den Juli 1883 zurückgehen, den Fontane und Spielhagen auf Norderney verbrachten.
49. Nämlich nach Treptow, wo vom 1. Mai bis zum 15. Oktober 1896 die Internationale Gewerbeausstellung stattfand. Wer ihn zum Besuch der Ausstellung verpflichtet hatte, ist nicht ersichtlich; Fontane fuhr, wie er seiner Frau am 10. Oktober berichtet, „ganz mutterwindallein“ hin (HFA IV, 4, S. 599).
50. Hermann Sudermanns *Morituri*, ein aus drei Einakten zusammengesetztes Episodendrama, stand seit dem 3. Okt. 1896 auf dem Spielplan des Deutschen Theaters; Otto Brahm, der Direktor des Theaters, hatte Karten besorgt. Vgl. Fontanes Dankbrief mit Kurzrezension vom 26. Okt. 1896 („Fontane Blätter“ 6 [1985], Heft 2, S. 127).
51. Das erste Hauptmann-Stück, das nach Abfassung dieses Briefs auf die Bühne kam, war das Märchenspiel *Die versunkene Glocke*. Fontane sah die Premiere am 2. Dez. 1896 und bedankte sich wiederum mit einer kleinen Besprechung bei Brahm (vgl. HF IV, 4, S. 621).

52. Fontane meint das soeben fertiggestellte Theater des Westens in der Kantstraße. Der Gründer und Leiter des Hauses, der Publizist Paul Blumenreich, stand im Verdacht, Baugelder veruntreut zu haben. - Daß Fontane die großen modernen Theatersäle nicht behagten, bekennt er eine Woche später auch in einem Brief an Paul Schlenther. Über *Teja*, den dritten Teil der Sudermannschen *Morituri* (s. Anm. 50) schreibt er: „Im Prinz-Heinrich-Theater in Rheinsberg hätte vor gerade hundert Jahren solch Stück vor dankbar verständnisvollen Ohren gespielt werden können. In unsern akustisch miserablen Kunstbuden, wo der große Raum jede Finesse wegfrisßt, gibt es solche Genüsse nicht mehr.“ (13. Okt. 1896; HFA IV, 4, S. 600).
53. Adolf Lasson (1832-1917), Professor an der Luisenstädtischen Realschule in Berlin, kommt in Fontanes Briefen fast ausschließlich als Urheber dieses Ausspruchs vor; vgl. auch die Briefe an Friedlaender vom 4. Okt. 1891, an Heinrich Joseph Horwitz vom 7. Okt. 1896 und, in einer Variation, an Paul Linsemann vom 17. Aug. 1898: „Prof. Lasson hatte recht, als er mir mal [...] sagte: 'ein wirkliches Interesse für deutsche Literatur hat nur die Karl Emil Franzos-Gegend'“ - also die Bukowina (HFA IV, 4, S. 740).
54. Antisemitische Anspielungen treten in den Briefen an Stephany gehäuft auf; vgl. die Briefe vom 13. April 1887 (HFA IV, 3, S. 533), 31. Aug. 1890 (HFA IV, 4, S. 59 f.), 20. Nov. 1896 (HFA IV, 4, S. 613f.).
55. Im Fontane-Archiv ist die Abschrift dieses Fragments, einer alten, wohl von Friedrich Fontane herrührenden Paginierung folgend, dem Brief vom 4. Okt. 1896 (Text VII) zugeordnet. Diese Zuordnung ist dem Inhalt nach offensichtlich unzutreffend; es fand sich aber auch kein anderer Brief, dem die Nachschrift zweifelsfrei zugeschrieben werden könnte.
56. Zu denken wäre vielleicht an die von Spielhagen gegründete „Literarische Gesellschaft“, die „Zwanglosen“ oder an den „Verein Berliner Presse“, die Fontane mitunter als „Club“ erwähnt - keiner dieser Vereinigungen haben aber Stephany und Lazarus angehört. Es ist demnach nicht auszuschließen, daß der vorliegende Text gar nicht an Stephany, sondern an einen anderen Adressaten gerichtet ist.
57. Es gab damals Auseinandersetzungen um die Verabschiedung eines neuen Börsengesetzes; das Gesetz trat aber am 1. Jan. 1897 in Kraft, die Berliner Produktenbörse beschloß aus diesem Anlaß am 31. Dez. 1896 ihre Auflösung. Die „Vossische Zeitung“ hatte sich zuletzt am 29. und am 30. Dez. 1896 in Leitartikeln mit dem Thema befaßt.
58. Wohl eine scherzhafte Anspielung auf Fontanes Mitarbeit bei der „Kreuzzeitung“, die als Blatt des preußischen Landadels galt.
59. Karl Herrlich (1822-1903) war Erster Sekretär und Rechnungsführer der Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg, der das Haus Potsdamer Straße 134 c gehörte, in dem Fontane und seine Familie seit 1872 wohnten.
60. Der Schriftsteller und Publizist Ernst Brausewetter (geb. 1863) hatte u.a. Ibsens *Wildente* und Strindbergs *Fräulein Julie* ins Deutsche übersetzt. Fontane war er auch als Verfasser eines Artikels zu seinem 75. Geburtstag bekannt; vgl. seinen Dankbrief an Brausewetter vom 5. Jan. 1895 (HFA IV, 4, S. 414).
61. Fontane meint den Berliner Landgerichtsrat Georg Robert Brausewetter, der als Kammervorsitzender einige der spektakulärsten Strafprozesse der 90er Jahre geleitet hatte, u.a. den sog. „Judenflintenprozeß“ gegen den antisemitischen Agitator

Hermann Ahlwardt. Brausewetter stand aufgrund seiner vielfach als diktatorisch empfundenen Art der Prozeßführung häufig in der öffentlichen Kritik. Auf diesen Umstand führt das *Biographische Jahrbuch* (Bd. 1, 1897) auch Brausewetters 1895 eingetretene Geisteskrankheit und seinen frühen Tod am 18. Jan. 1896 zurück. Fontanes Bemerkung über den „christlich doppelten Grund“ zur Unterstützung ist sicherlich vor diesem Hintergrund zu sehen. - Georg Robert Brausewetter könnte durchaus der Vater Ernst Brausewetters gewesen sein: Er war 1863 als Jurist in Königsberg tätig; im selben Jahr und am selben Ort kam Brausewetter jun. zur Welt.

62. Carl Robert Lessing, der Haupteigentümer der „Vossischen Zeitung“, war ein direkter Nachkomme (ein Großneffe) Gotthold Ephraim Lessings. Die „Vossische Zeitung“ zeigte sich dem Lessingschen Erbe deshalb besonders verpflichtet; runde Geburts- (22. Jan.) und Todestage (15. Feb.) Lessings wurden feierlich begangen.
63. Anteile an Verlag und Druckerei der „Vossischen Zeitung“ gehörten neben dem Haupteigentümer Carl Robert Lessing auch einer weitverzweigten Familie Müller, Nachfahren von Carl Robert Lessings Tante Ernestine Wilhelmine Müller. Vgl. Arend Buchholtz: *Die Vossische Zeitung. Geschichtlicher Rückblick auf drei Jahrhunderte*. Berlin 1904, S. 140-145.
64. Otto Pniower (1859-1932), später Leiter des Märkischen Museums und Mitherausgeber der *Briefe Theodor Fontanes*. Zweite Sammlung, besprach in der Sonntagsbeilage vom 14. Feb. 1897 den Roman *Ellis Ehe* des finnischen Erzählers Aho K. Juhani.
65. Stephany und Fontane tauschten sich mehrfach über die Entwicklung in den Vereinigten Staaten aus; Fontane verband insbesondere seit *Quitt* ein literarisches Interesse mit Amerika, Stephany machte sich Sorgen um seinen Sohn Max, der dorthin ausgewandert war. (Über Friedensverhandlungen zwischen Mohikanern und Sioux konnte ich Näheres nicht ermitteln).
66. Wörtlich: „die dicke Schlange“ und „der schlaue Fuchs“; Beinamen von Figuren aus James F. Coopers *Lederstrumpf*-Erzählungen. Vgl. auch Graf Halderns Worte an seinen mit Auswanderungsgedanken spielenden Neffen in *Stine*: „Und als Hinterwäldler deine Tage zu beschließen. Umgang mit Chingachgook, alias le gros serpent, und Vermählung deiner ältesten Tochter Komtesse Haldern mit irgendeinem Unkas oder einem Großgroßneffen von Lederstrumpf. [...] Waldemar, ich begreife dich nicht.“ (HF I, 2, S. 536).
67. Der Leitartikel („Kaiser Wilhelms Rede an die Märker“, „Vossische Zeitung“ vom 27. Feb. 1897, Abend-Ausgabe) befaßte sich mit einer Rede des Kaisers vor dem brandenburgischen Provinziallandtag und stellte in verhaltener, aber unübersehbarer Ironie auf die gedunsene Rhetorik der Rede ab. Mit dem „kaiserlichen Märker“ ist Wilhelm I. gemeint, der „greise Fürst“, dessen Gestalt sein Enkel laut Leitartikel „mit verklärendem Blick“ heraufbeschworen hatte.
68. Der Anlaß dieser Feier ließ sich nicht ermitteln.
69. Der Publizist und Schriftsteller Franz Servaes (1862-1947) bewarb sich um die Stelle eines Theaterkritikers. Seine Bewerbung hatte Erfolg; er blieb allerdings nur für eine Saison bei der „Vossischen Zeitung“ und wechselte dann zur „Neuen Freien Presse“ nach Wien, wo er nach dem Tod Theodor Herzls 1904 die Leitung des Feuilletons übernahm.

„Und die Katholschen seien, bei Licht besehen, auch Christen“. Katholiken und Katholischsein bei Fontane: Zur Funktion eines Erzählmotivs

Eda Sagarra

I

Hinweise in fontaneschen Erzähltexten auf die katholische Kirche, auf hochstehende katholische Persönlichkeiten und auf die durch ihre Glaubenslehre und das Urteil ihrer protestantischen Landsleute geprägten katholischen Deutschen sind nicht selten. Allerdings liest man oft über sie hinweg, und sie sind in der Forschung fast gänzlich unbeachtet geblieben.¹

Sie scheinen eher zufälligen Charakter zu besitzen, sind jedoch vom Autor mit großer Sorgfalt im Text verwoben und lassen sich heute oft nur mit Hilfe von Kenntnissen der Geschichte und auch der Publizistik der Zeit entschlüsseln. Ein repräsentatives Beispiel solch indirekter Annäherung wäre die Stelle im 4. Kapitel von *Frau Jenny Treibel*, wo Polizeiassessor Goldammer, „heimlicher Fortschrittler, aber offener Antikatholik“, im Gespräch mit seinem Gastgeber Treibel sich gleichzeitig zweier geflügelter Worte der Zeit bedient: „... und ehe wir nicht der bekannten Hydra den Kopf zertreten oder, was dasselbe sagen will, dem alten fritzischen 'Ecrasez l'infame' zum Siege verholfen haben...“.²

Anders als zu erwarten geht es hier nicht um das unter preußischen Konservativen seit 1848/49 beliebte Klischee der „Hydra der Revolution“, sondern um den von Bismarck verhaßten und von ihm gern diffamierten politischen Katholizismus. Dieser gefährdete nach Bismarck die mühselig gewonnene deutsche Einheit. Deutsche Katholiken (und nicht Sozialdemokraten) sind als erste von Bismarck zu 'Reichsfeinden' abgestempelt worden. Gegen sie hat er wenige Jahre nach der Reichsgründung den Kulturkampf geführt. Unter dem Druck der Verfolgung der Katholiken im preußischen Kulturkampf (1872 - 78 bzw. 1886/87) entwickelte sich die Zentrumsparterie zu einer konfessionellen Partei, in der Katholiken vor allem aus den annektierten Provinzen Preußens, wie Hannover, zusammen mit Katholiken aus anderen Landesteilen zu entschiedenen Bismarckgegnern wurden. Eine zeitgenössische Karikatur aus dem „Kladderadatsch“ zeigt Bismarck-Herkules, wie er die Hydra des katholischen Österreich zu Sadowa zertritt.³

Doch wie auch der zynische Gesprächspartner des hochpatriotischen Treibel nahelegt, sind die Katholiken nicht ohne Protektion in den höheren Sphären geblieben: „gewisse Dinge darf man nicht bei Namen nennen“ (308). Gemeint ist hier die Bismarckwidersacherin Kaiserin Augusta, deren Machtbefugnissen freilich enge Grenzen gesetzt waren.

Nicht die damals viel erörterte 'katholische' Frage steht hier wohl im Mittelpunkt von Fontanes Interesse als vielmehr die ihn stets faszinierende Figur des 'Schwefelgelben',⁴ nämlich Bismarck. Doch oft, wo bei ihm die institutionelle katholische Kirche thematisiert wird, dient sie als Chiffre zur Durchleuchtung der tages- und weltpolitischen Machtkonstellationen der Zeit.

Die direkte Erwähnung der Katholiken bei Fontane geschieht fast immer in der Dialektform: *Katholsch*. So in dem Dialogfetzen aus *Unterm Birnbaum*, der dieser Arbeit den Titel gab. Im Gemeindegespräch zwischen Dorfpfarrer Eccelius, Oderbruchbauer Kunicke und Dorfwirt Abel Hradtscheck im 13. Kapitel der Novelle geht es um die diffizile Frage der Bestattung einer im dorfwirtschaftlichen Garten aufgefundenen Franzosenleiche und darum, ob dieser ein christliches Begräbnis zukomme: „*Der Franzose sei zwar*“, so hatte sich der den Antrag stellende Kunicke geäußert, „*sehr wahrscheinlich ein Katholscher gewesen, aber man dürfe das so genau nicht nehmen; die Katholschen seien, bei Licht besehen, auch Christen, und wenn einer so lange in der Erde gelegen habe, dann sei's eigentlich gleich, ob er den gereinigten Glauben gehabt habe oder nicht*“ (4, 268). Hier, wie so oft im fontaneschen Erzählwerk, wird das Thema Katholizismus in der Figurenrede angeschnitten: wir sehen Katholiken gewöhnlich nur aus der Perspektive des Sprechers. Auch die katholischen Gestalten selber, wie etwa Roswitha in *Effi Briest*, bedienen sich zuweilen der gleichen, leicht despektierlichen Bezeichnung, als hätten sie die Distanz internalisiert, in der sie von ihren Mitmenschen gehalten wurden.

Doch nicht nur die Fontaneforschung ging in der bis in die Mitte unseres Jahrhunderts von der preußisch-deutschen Historiographie dominierten Epoche am Wesen deutscher Katholiken vorbei. Mit wenigen Ausnahmen⁵ kann auch selbst von der Geschichte des deutschen Katholizismus zu Fontanes Lebzeit behauptet werden, daß ihre Erforschung erst etliche Jahre nach 1945 begann und daß noch immer viel zu tun bleibt. Zu lang stand diese Geschichte unter dem Zeichen der Skylla der Polemik auf der einen Seite und der Charybdis der Hagiographie auf der entgegengesetzten, katholischen Seite. Auffallend an

Fontanes Zugang ist, daß ihm offensichtlich die problematische Stellung der Katholiken durchaus bewußt war. Denn für viele, vielleicht auch für die Mehrzahl von Fontanes norddeutschen bürgerlichen Zeitgenossen, darunter auch seinen bildungsbürgerlichen Lesern, galten ihre katholischen Mitbürger, vor allem in den siebziger Jahren, also in der ersten Phase des sog. Kulturkampfs, als nicht ganz vollwertige Deutsche. Die zunehmende Klerikalisierung der römisch-katholischen Kirche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und die kirchenpolitische Mobilisierung der katholischen Laien durch den Klerus, Entwicklungen, die sich in ganz Europa, von Irland bis Deutschland, abzeichneten, trugen sicherlich dazu bei, daß für deutsche Katholiken eine Art Ghetto mentalität charakteristisch wurde und daß sie bis zu einem gewissen Grad eigene Wege gingen. Das äußerte sich in ihrem Wahlverhalten, kam auch in der Schul- und Heiratspolitik, in der Lektüre und der Freizeitgestaltung der katholischen Bevölkerungsteile von Deutschland zum Ausdruck. Das Mißtrauen von selbstredend liberalen deutschen Protestanten und Freidenkern gegen den Universalanspruch der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert und ihre aktive Diskriminierung katholischer Mitbürger entzündete sich zunächst am aggressiv antimodernistischen Geist, der sich in dem berühmten „Syllabus Errorum“ (1864) des erzkonservativen Papstes Pius IX. (1846-1878) kundtat, und dann mit besonderer Schärfe an der päpstlichen Infallibilitätserklärung des Ersten Vatikanischen Konzils im Jahr 1870. Nach 1871 erschien der politische Katholizismus nicht nur Bismarck als Gefährdung des Machtstaats; das bildungsbürgerliche Denken der Zeit wollte in ihm die Gefährdung des Kulturstaates sehen.

Für die Katholiken im neuen Reich, die vormals, als Österreich noch zu Deutschland gehörte, mehr als die Hälfte der Einwohner im Deutschen Bund ausgemacht hatten, ab 1871 aber weniger als ein Drittel, bedeutete der politische Katholizismus der siebziger und achtziger Jahre die Rückendeckung für eine verfolgte Minderheit. Die katholischen Deutschen - und die anderen katholischen Minderheiten im Reich, wie Polen aus den polnischen Provinzen Preußens, Franzosen im Elsaß und Teile der sorbischen Bevölkerung - lebten im glücklich gewählten Wort des britischen Historikers David Blackbourn an der „widerwilligen Peripherie“ (*reluctant periphery*) des Kaiserreichs.⁶

Auch in manch anderer Hinsicht unterschieden sie sich von ihren evangelischen Landsleuten. Wohl gab es einen weitverzweigten katholischen Adel mit Verbindungen über ganz Europa, aber der deutsche Katholik stand generell wirtschaftlich und, was seine soziale Stellung anging, fast überall weit hinter seinem evangelischen Landsmann

zurück. Ebenfalls fiel die Bildungsleistung der Katholiken, gemessen am Besuch der höheren Schule und Universität, unter das Niveau ihrer evangelischen und noch mehr ihrer jüdischen Mitbürger - und kam im später gern gebrauchten despektierlichen Wort vom 'Bildungsdefizit' der Katholiken zum Ausdruck.⁷ Auch in den tonangebenden Berufen, in den höheren Rängen der Armee, der Beamtenschaft,⁸ unter den Universitätsprofessoren und den Großunternehmern waren die Katholiken relativ spärlich vertreten. Nicht nur aus einem vermeintlichen wirtschaftlich und sozial bedingten Minderwertigkeitsgefühl heraus entwickelte sich in Fontanes mittlerer Schaffenszeit unter den Katholiken Deutschlands eine noch nie dagewesene, z.T. auch negativ besetzte Solidarität; ein wesentlicher Faktor war hier der psychologische Druck, den das Staatsdenken Bismarcks und seiner nationalliberalen Partner auf sie ausübte.

Angeregt durch die Einsichten in die Gedanken- und Gefühlswelt der Katholiken Deutschlands, die er durch Gespräche im geselligen Wangenheimischen Haus gewann, wird sich Fontanes „*zeithelles*“⁹ Interesse entzündet haben, ein Interesse, das, wie überhaupt sein facettenreiches Wissen, oft viel später im Erzählwerk umgesetzt wurde. Denn 'das Kathol'sche' bei Fontane ist viel weniger Thema als Motiv, das mitunter zur Aufklärung dient, zur Entlarvung von Vorurteil und Intoleranz. Es wird zu fragen sein, warum und in welcher Art denn eigentlich Theodor Fontane, der dem reformierten Glauben seiner Herkunft, wenn wohl in säkularisierter Form, lebenslänglich treu geblieben ist, immer wieder so mancher Idee - um seine eigene bildreiche Wendung ein wenig zu variieren - eine katholische Hose angezogen hat.

Im Briefkorpus und in den autobiographischen Schriften sind direkte Aussagen über Katholiken relativ spärlich; in den *Wanderungen* hingegen ist manche Spur aufzudecken, die Fontanes historisches Denken exemplifiziert und auf seinen besonderen Sinn für das Fortleben weit zurückliegender Geschichte in der Gegenwart aufmerksam macht. Im Erzählwerk jedoch, beginnend mit *Vor dem Sturm*, gibt es bis hin zum *Stechlin* eine Fülle von Gestalten, sowohl Haupt- wie auch Nebenfiguren, die, wie uns der Erzähler ausdrücklich sagt, katholisch sind oder für die ihre katholische Herkunft in irgendeiner Weise bestimmend gewesen ist. Daß diese Gestalten gewisse Familienähnlichkeiten haben, ist sicher. Viele, sehr viele, sind Frauen. Ob man bei ihnen von bestimmten charakterlichen Typen reden kann bzw. ob sie bestimmten soziologischen Gruppen zuzuordnen sind, bleibt noch zu untersuchen.

II

Fontane schrieb als Norddeutscher für ein im allgemeinen norddeutsches bzw. protestantisches bildungsbürgerliches Publikum. Nicht nur sein angestrebtes und sein tatsächliches Publikum, sondern auch generell der Literaturbetrieb der Zeit (Verlagswesen, Zeitschriftenwesen, Vertrieb etc.) befand sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorwiegend im nördlichen Teil des Reiches oder, wie im Fall Stuttgart oder Nürnbergs, in einem hauptsächlich protestantischen Raum. Zwar gab es eine Anzahl schöngeistiger katholischer Verlage, wie etwa in Köln, Mönchengladbach, Regensburg, Kempten und München, doch vertrieben diese seit den sechziger Jahren immer gezielter eine rein konfessionelle Literatur.¹⁰ So gesehen, sind die 'Kathol'schen' eigentlich überproportional in seinem Werk vertreten. Und sie sind generell mit einer Unvoreingenommenheit gestaltet, die für die schöngeistige Literatur der Zeit ungewöhnlich ist, war es doch sonst, wie Fontane im Lepel-Kapitel seines *Von Zwanzig bis Dreißig* im Hinblick auf konfessionelle Gegensätze schrieb, „damals eine polemische Zeit“.¹¹

Erwägt man Fontanes insgesamt für seine Zeit recht untypische Ansichten über seine katholischen Mitbürger, so sind sie ohne das als „Wangenheim-Kapitel“ in den nachgelassenen *Autobiographischen Schriften* genannte Erlebnis undenkbar: die Freundschaft, die ihn über fast fünfzig Jahre mit dem Haus Wangenheim verband, brachte ihm Einsicht in die Denkart der Katholiken. Dort scheint er auch fast alle politisch prominenten Katholiken der Epoche kennengelernt zu haben. Neben August Reichensperger und seinem Bruder Peter, Gründer der ersten katholischen Fraktion im preußischen Landtag, kannte er von dort her Hermann von Mallinckrodt, Gutsbesitzer, Reichstagsabgeordneter und erster Parteiführer der Zentrumsparlei, und dessen engen Freund, den langjährig führenden Kopf im Zentrum, Ludwig Windthorst.¹² Fontane und seine Frau waren häufig in den siebziger Jahren bei Wangenheims zu Gast, als die 'katholische' Frage in Preußen-Deutschland zu einer brennenden Tagesfrage wurde. Es muß eine reizvolle Freundschaft zwischen ihm und Frau Wangenheim gewesen sein, voll gegenseitiger Provokation, wie man in der Korrespondenz beider mit Dritten nachlesen kann. Ihr leicht selbstgefälliges Katholikentum kommt in einem Brief von Frau von Wangenheim aus dem Jahr 1874 an den ihr befreundeten Kardinal Mathieu von Besançon zum Ausdruck: „Obgleich Preuße und Protestant und überdies kaum ein Christ (...) hat er religiöse Sympathien, so sind sie mehr auf der katholischen Seite“.¹³ Man ergötze sich wiederum an Fontanes

vergnüglichem Spott gegenüber Mete, als er ihr am 13. März 1888 schrieb: „... was wir Bekenntnißtreue nennen ist Rechthaberei (...) selbst unsre gute alte W. ist au fond mehr für Fasan und Hutzelbrod; oder gar Austern, bei denen sie jedesmal ein andächtiges Gesicht annimmt“. ¹⁴ Doch zollte Fontane Frau von Wangenheim das beachtliche Lob: „Sie zählt zu den interessantesten Frauen, die ich in meinem Leben kennengelernt habe, und ich habe ziemlich viele kennengelernt“. ¹⁵

Ein wichtiges biographisches Element waren Fontanes Erfahrungen in der französischen Kriegsgefangenschaft. Seine Befreiung aus der Gefangenschaft verdankte Fontane bekanntlich den guten Beziehungen Wangenheims, einmal zu Bismarck durch die Stellung des vormaligen Hohenzollern-Hechingschen Beamten, des (lutherischen) Geheimrats von Wangenheim, andererseits und vor allem über Frau von Wangenheim zu einflußreichen katholischen Kreisen in Frankreich, bis hinauf zum Kardinal Erzbischof von Besançon. Es gehört zu seiner faszinierenden Weltoffenheit - und sicherlich auch zu seinem epistolaires Charme -, daß Fontane nach seiner Befreiung noch fünf weitere Jahre bis zu dessen Tod mit diesem frommen, wohlwollenden und erzkonservativen Priester korrespondieren sollte. Einen weiteren Strang in diesem Komplex haben wir in Fontanes Gesprächen während seiner Gefangenschaft mit katholischen Geistlichen zu suchen. Und schließlich sollte man jene Gruppe der Dienstbotinnen nicht übersehen, die im Kaiserreich in großer Zahl aus der Provinz nach der neuen Hauptstadt kam. Von ihren typischen Schicksalen mag er vielleicht im eigenen Haushalt oder über seine Frau erfahren und damit Einblick in ihre Gefühlswelt gewonnen haben.

Es war nicht immer so. Aus der Perspektive des Alters erinnerte sich Fontane, daß er selber Mitte der vierziger Jahre die „antipäpstlichen und antijesuitischen“ Dichtungen seines Freundes Lepel wegen ihrer „Gesinnungstüchtigkeit“ geradezu goutiert habe. ¹⁶ Für die bürgerlichen Radikalen im Vormärz, wie etwa Karl Gutzkow seit dem sog. Kölner Kirchenstreit von 1837 und für die nationalliberale Öffentlichkeit in der Epoche des Kulturkampfs, bedeuteten Anti-Rom-Gesinnungen soviel wie eine Gewähr für den tüchtigen deutschen Mann. Im gleichen Jahr, das ihm die Bekanntschaft mit Wangenheims bringen sollte, schrieb Fontane auf der Reise nach England aus dem rheinischen Aachen, Land der 'Mußpreußen', an seine Frau Emilie. Die Gesinnungen des am 12. April 1852 datierten Briefes unterscheiden sich in nichts außer der farbigen Sprache von den bornierten Zeitdokumenten seiner altpreußischen Landsleute, wenn vom katholischen

Rheinland die Rede war. Die katholische Kirche tritt hier als machthungrige, von weltlichem Ehrgeiz getriebene Institution in Erscheinung, fromme Katholiken seien demnach unaufgeklärte, gar geistig geknebelte Menschen:

„Nun ein Wort über den Katholicismus. Ich verschließe mich nicht gegen das Großartige seiner Organisation, nicht gegen die Herrscherweisheit, die aus seinen Institutionen spricht, (...) aber das Ganze wie's da liegt ist doch nur eine große Volksverdummungs- im günstigsten Fall eine klug eingerichtete Volksbeherrschungs-Anstalt und hat nur deshalb ein Recht zu sein, weil die große Masse zu allen Zeiten dumm und unselbständig gewesen ist.“

Der Klerus, so Fontane, trete auf *„theils mit alten mumienhaften, theils mit fanatisch-brutalen, am meisten mit stupiden, langweiligen und selbst gelangweilten Gesichtern“*, die Gemeinde kennzeichne sich durch ihr *„Plärren, Leiern, Knixen, Kopfschütteln und Kniebeugen“*.¹⁷ Aber auch aus seiner mittleren Schaffensperiode, auf dem Höhepunkt des Kulturkampfes, dem er selber kritisch gegenüberstand, konnte er am 30. Juli 1874 dem Freund Zöllner über ein Gespräch im Wangenheim'schen Haus in einer herablassenden Weise berichten, das wenig Verständnis für die psychologische Wirkung ihrer öffentlichen Benachteiligung im neuen Reich auf gebildete Katholiken zu bezeugen scheint.¹⁸

Aber dennoch gibt es viele Belege in seinem Werk, in den *Wanderungen*, im Briefwerk und in anderen autobiographischen Schriften und vor allem im Erzählwerk dafür, daß er, wenn nicht als Christ, dann doch als Menschenkenner und, wenn man so will, Kulturosoziologe, dem Phänomen des Katholizismus ungemein viel offener gegenüberstand, als man es bei jemandem von seiner Herkunft und seiner Zeit für möglich gehalten hätte. Im *„Wangenheim-Kapitel“* beschrieb er ironisch, wie er sich in der Rolle des Ketzers, auch des 'Hofnarrs' gefiel, als er sich eifrig an der Diskussion über katholische Angelegenheiten bei Frau Wangenheim beteiligte.¹⁹ Doch wissen wir, daß Fontane in seiner gründlichen Art ein dickes Kompendium über katholische Moraltheologie studiert hatte, nämlich J. P. Gurys *„Compendium theologiae moralis casus conscientiae“*, (übersetzt von J. G. Wessellack), ein *„Erziehungsbuch für junge Jesuiten“*, wie er es im Juli 1881 gegenüber Zöllner nannte; es war ein Werk, das er nach eigener Aussage schon lange kannte.²⁰

Gängige Ausdrücke des katholischen Vokabulars, wie etwa der Begriff einer *„läßlichen Sünde“* flossen ihm infolgedessen mühelos aus der Feder. Und das zu einer Zeit, als der Antikatholizismus in

nationalliberalen Kreisen nicht nur als patriotisch, sondern als gebildet galt, was Ludwig Windthorst zum Spottwort anstachelte, dieser sei ja der Antisemitismus der Intellektuellen.

III

Die Glaubenslehre an und für sich, zumal die katholische, interessierte Fontane kaum, wenn er auch darüber informiert war, wie man etwa dem despektierlichen Briefsatz an Mete zur Theologie der Eucharistie in der katholischen bzw. lutherischen Tradition entnehmen kann: „*‘Das ist sein Fleisch und Blut’, ‘das bedeutet sein Fleisch und Blut’ - auf diesen Unterschied hin wird verbrannt und geköpft, werden Hunderttausende in Schlachten hingeopfert und eigentlich - eine Handvoll verrückter fanatischer Pfaffen ausgenommen - ist es jedem gleichgültig*“.²¹ Wir haben das Motiv vor allem in seiner Funktionalität im fontaneschen Erzähltext zu untersuchen.

Viele Belegstellen im Werk sind sozusagen ‘Richtigstellungen’ von durch atavistische Vorurteile gespeisten literarischen Schablonen. Ein Beispiel hierfür wäre etwa Pater Feßler in *Graf Petöfy*, der wohl als ‘Korrektur’ des skurrilen Protagonisten des *Pater Filucius* von Wilhelm Busch gelten dürfte; zu Deutsch hieße Filucius Feßler. Man wird sich daran erinnern, daß diese drastische Jesuitenkarikatur in Vers und Bild kurz nach den Falkschen Maigesetzen 1872 zu Beginn des Kulturkampfes erschien. Zwei Jahre später (im sog. Jesuitengesetz) wurden die großen Missionsorden, darunter Jesuiten und Redemptoristen („Liguorianer“ im Volksmund) aus Deutschland wieder verbannt.²² Pater Feßler wird tatsächlich im Roman als „*Liguorianer*“ bezeichnet und zugleich im Wort seiner Gönnerin, der strengkatholischen, aber klugen und gütigen Gräfin Gundolskirchen in einen Zusammenhang mit den Jesuiten gebracht (4, 19). In der Ehegeschichte von Franziska Franz bewährt sich Feßler zwar als glaubensstrenger Mann, erscheint jedoch als eine vom Erzähler positiv besetzte Gestalt.²³ Er ist somit vielleicht als Glosse zu Buschs Karikatur zu lesen, die bald nach ihrem Erscheinen buchhändlerisch zu einem Riesenerfolg wurde, oder zu den häßlich verzerrten Jesuitenporträts, die in Texten und Karikaturen den deutschen Literaturmarkt der siebziger Jahre überfluteten. Bei den Nonnen verfährt Fontane auch nicht anders: Man denke an die heiteren und klugen Nonnen von Arendsee in *Grete Minde*, deren Ahnentafeln der einer Domina Adelheid den Rang ablaufen und die, ganz anders als diese, dennoch so viel Verständnis für menschliche Schwächen haben.²⁴

An vielen Stellen im Erzählwerk bedient sich Fontane im Dienst seiner Gesellschaftskritik der ironischen Gegenüberstellung von Sachlage und Vorurteil. Wie so oft in seinem Werk wird es dem Leser überlassen, den versteckten Hinweis aufzuschlüsseln und kritisch nachzuvollziehen. Ein Beispiel bietet uns die Stelle in *Effi Briest*, wo der alte Güldenklees im Gespräch mit Innstetten die französische Kaiserin Eugenie als „Weib von Babel“ bezeichnet (7, 70). Der süffisante Güldenklees zitiert hier ein polemisches Lutherwort von der 'babylonischen Hure' aus dem antipäpstlichen Flugblatt: *Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche* (1520), das in der chauvinistischen Propaganda der siebziger Jahre in Deutschland als Schimpfwort für das gottlose, revolutionäre und darum sittlich verwilderte Frankreich instrumentalisiert wurde - Frankreich wird ja in der politischen Ikonographie der Zeit immer als Frau (*la France*) verstanden. Das Absurde liegt darin, daß die hochkatholische Kaiserin Eugenie de Montijo bekanntlich nicht nur eine überaus fromme, sondern auch eine äußerst sittenstrenge Frau war, die gar bei der Königin Viktoria Gefallen finden konnte und die denkbar schlecht zum Klischeebild des xenophobischen Junkers paßt. Die Wertung des Erzählers ist im Falle Güldenklees klar. Subtiler geht er bei der humoristischen Selbstprofilierung der Trippelli im 12. Kapitel des gleichen Romans vor, die sich in der Rolle eines inquisitorischen Kultusministers bzw. Konsistorialrats gefällt und behauptet, „wenn ihr das Kultusministerium oder ein Konsistorialregiment unterstünde, so würde sie mit unnachsichtiger Strenge vorgehen. 'Ich fühle so was von einem Torquemada in mir'“. (100) Dem Leser wird hier auf ironische Weise der Schluß nahegelegt, daß die Intoleranz der staatlichen preußischen Kirche sich wohl in ihren Ausmaßen und Methoden, jedoch kaum in ihrer Ideologie der Intoleranz vom gern angeprangerten Rom unterscheide. Hier wird witzig-subtile Kritik an einem der Lieblingsmythen des triumphalistischen deutschen Nationalgeistes geübt, - dem seinerzeit sogar Heine gehuldigt hat -, daß die protestantische Reformation mit der „Befreiung des menschlichen Geistes“ gleichzusetzen sei.

In den Werken seiner Spätzeit wurden Fontanes Hinweise auf die katholische Kirche als Institution rar. Der Kampf zwischen Staat und Kirche war in den neunziger Jahren nicht mehr aktuell, auch wenn mancher Katholik davon nicht loskam; in diesem Sinne haben wir sicherlich das nachdenkliche Wort Graf Barbys über den vierten Stand im 14. Kapitel des *Stechlin* in Antwort auf die Frage seines Freundes, Baron Berchtesgaden, „*Quirinal oder Vatikan*“ zu verstehen (8, 150f.). Das Gespräch dient u.a. dazu, über die Figur des Grafen Barby

einmal den internationalen Kontext des Romans aufleuchten zu lassen, dort wo von „... *England (...) Japan und (...) China*“ die Rede ist, zum anderen das soziale Thema anzuschneiden, das schon im Dinergespräch über den katholischen Priester Sebastian Kneipp im dritten und noch einmal beim Gespräch über den portugiesischen Ordensbruder João de Deus im 15. Kapitel im Zusammenhang mit Lorenzen thematisiert wird. Die Figurenzeichnung beider Berchtesgadens, die allerdings Süddeutsche sind, ist für die Lage der neunziger Jahre durchaus zeitgemäß: die Kampf Stimmung der deutschen Katholiken gegenüber dem Staat war überholt. Die katholische Zentrums Partei war mittlerweile im vermeintlichen Eigeninteresse staats treu geworden, und die Führung lag nicht mehr, wie früher, in den Händen des katholischen Adels, sondern im Mittelstand.²⁵

Für das gegenwärtige Thema aber sind neben *Effi Briest* vor allem die Werke aus Fontanes mittlerer Schaffensperiode von Interesse, und in diesen Werken sind es mit Nachdruck die Frauen, die unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen. Sie sind, mit Ausnahme von Vertreterinnen des katholischen Hochadels, generell zwei charakterlichen 'Typen' zuzuordnen: der Außenseiterin bzw. der gesellschaftlich marginalisierten und der büßenden Magdalena; manche hat Züge von beiden. Die positive Zeichnung der katholischen Figuren in Werken wie *Grete Minde*, *Schach von Wuthenow*, *Graf Petöfy*, *Unterm Birnbaum*, *Cécile*, ist in den Rahmen des Themenkomplexes Tod und Versöhnung, Sündenfall, Gottesgericht und Gottesgnade einzuordnen.

Grete Minde

Grete Minde, die Tochter einer Halbspanierin und eines labilen vormals Tangermünder Bürgers ist zwar in der neuen 'reinen Lehre' des Luthertums erzogen worden, doch wie im Märchen trägt sie ihre katholische Herkunft als eine Art 'Mal'.²⁶ Was die hartherzige Schwägerin Trud als angeborene moralische Labilität des jungen Mädchens straft, wird von ihr deterministisch Gretes 'katholischem Erbe' zur Last gelegt, was wiederum die spätere unmenschliche Behandlung der jungen Frau durch ihre Familie vor Gott und dem Recht legitimieren soll. Die Perspektive, durch die der zwar streng lutherische, aber menschlich gütige Gottesmann Pfarrer Gigas Trude sieht, dient zur Aufklärung des Lesers: Wie gesellschaftsgefährdend die religiöse Intoleranz sei, weil sie den nackten Egoismus des einzelnen oder der Interessengruppe gutheißt und legitimiert. Alle lutherischen Gestalten sind hier mehr oder weniger negativ, hingegen Grete und sämtliche

katholischen Gestalten der Novelle, das sind: der alte Vater Jakob, die alte Dienerin, die Nonnen von Arendsee, positiv besetzt und ebenso alle, die Grete gut sind. Dies geht so weit, daß der Erzähler sogar ihre grausige Tat der Brandstiftung der Stadt mit dem Feuertod ihres kleinen Neffen, Trudes Sohn, moralisch relativiert, einmal durch die psychologisch nicht völlig überzeugend motivierte Unzurechnungsfähigkeit der Täterin, zum anderen weil diese sich als Gottesstrafe für die Tangermünder präsentiert.

Cécile

Der Vorstellung von Katholiksein als 'Kainszeichen' begegnen wir, wenn auch in viel weniger auffälliger Form, zu Beginn des Romans *Cécile*. Bevor er sie überhaupt kennenlernt, 'weiß' Gordon schon am Ende des zweiten Kapitels aus der Beobachtung ihres Auftretens, daß Cécile katholisch sein 'müsse'. Aus Brüssel vielleicht oder Aachen, berechnet er, in zeittypischer Manier das Wesen eines Menschen aus seiner Regionalität und Konfession bestimmend, um sie dann schließlich ganz entschieden abwertend als „*Polin oder wenigstens polnisches Halbblut*“ (4, 322) einzuordnen. Später spricht er im Brief an Klothilde über „*das naive Mittelmaß ihrer Bildung*“ (362), was durchaus zum gängigen stereotypen Zeitbild paßt, verkörperte doch das polemische Wort „Kulturkampf“ die Vorstellung der Katholiken als einer kulturell und bildungsmäßig auf niederem Niveau stehenden Konfession. Hier geht es nicht um einen Erzählerbericht, sondern um das unreflektierte Vorurteil eines angeblich gebildeten und welterfahrenen Menschen, eben von Gordon-Leslie. Damit ist seine spätere herablassende Behandlung der vormaligen „*Prinzenmätresse*“ vorweggenommen, die es ja als „*Halbpolin*“ trotz der Mutmaßungen über ihre Erziehung „*in einem festen Kloster*“ (322), so Gordon, mit der Sexualmoral nicht so genau nehmen dürfte. Das ist ein Motiv, das anderswo im Erzählwerk, vornehmlich in *Effi Briest* in der Gestalt der Roswitha, in bezugreicher Form wiederkehrt. Die schöne Cécile wird auch von Gordon schon im 8. Kapitel im Unterbewußtsein mit der Magdalenafigur assoziiert, wenn er in recht anzüglicher Weise von der Schönheitsgalerie eines ältlichen Fürsten spricht. Es sind, wie er herablassend frivol meint, „*selbstverständlich (...) Magdalenen vor dem Bußestadium*“ (356). Rückblickend auf diese Stelle nach dem Tod Céciles wissen wir, daß es ihr nicht vergönnt wird, trotz der Güte ihres Freundes Dörffel, als Büßende ihren Frieden mit Gott zu finden. Anders als bei Grete Minde, die Paul Anderson mit Recht im Kontext der Diskri-

minierung gegen die Katholiken im Kulturkampf versteht²⁷ und welche durch die Aussage der Novelle glaubhaft gemacht wird, 'interpretiert' eine der Hauptpersonen die moralische Anfechtbarkeit von Céciles Mutter und Céciles eigene Labilität für den Leser als Konsequenz einer vernachlässigten, irrationalen, schlicht katholischen Erziehung. Durch die Entwicklung der negativen Aspekte im Charakter der Figur von Gordon-Leslie in der zweiten Hälfte des Romans fordert Fontane seine Leser zur kritischen Auseinandersetzung mit solch leichtfertigen und unheilbringendem Pauschalurteil heraus. Dabei dient das Katholischsein der Titelheldin dazu, sie von vornherein im Unterbewußtsein Gordons herabzusetzen und, wenn er einmal dessen gewahr wird, die eigene Überheblichkeit sich selbst gegenüber zu legitimieren; Céciles katholische Herkunft - ihre Konvertierung ändert nichts daran - wird zu einer Art von Chiffre der gesellschaftlichen Marginalisierung, die das Los einer solchen Frau ist. Die Behandlung von Céciles Selbstmord als 'sanft' durch ihre Rückkehr zur katholischen Kirche ist jedoch eher sentimental zu nennen.

Unterm Birnbaum

Eine aufschlußreiche Variation zum Thema Außenseiterin ist die aus dem nach der Reformation katholisch gebliebenen Bistum Hildesheim gebürtige Ursel Hratscheck, Mitschuldige am Mord des Weinreisenden Szulski. In ihrer Vergangenheit, genau wie im Fall Roswitha, wurde sie als 'gefallene Frau' (also auch eine Magdalenafigur!) mit ihrem Kind des väterlichen Hauses verwiesen. Die schöne Frau fand jedoch Rettung und ein gewisses Maß an Wohlstand in der Ehe mit Hratscheck. Ihr Übertritt zur lutherischen Lehre geschieht aus dem Verlangen nach Integration bzw. - über ihre Freundschaft mit Dorfpfarrer Eccelius - nach einer Sonderstellung im Dorf Tschechin. In ihrem Gefühl und Verhalten bleibt sie jedoch die Katholikin, die sie war, und so sucht sie in der Krise im Marienbild oder gar in der Seelenmesse ihre Zuflucht. Das oft gehässige Vorurteil gegen sie im Dorf, von ihren eigenen Allüren geschürt, läßt sie bis zum Schluß Außenseiterin bleiben. Interessanterweise wird dies Anderssein der Katholikin auch vom Erzähler in der Figurenzeichnung untermauert. Alle anderen Gestalten, - inklusive auch des Tausendsassas seiner eigenen Weinstube, des gemüthlichen Mörders Hratscheck, - werden eingeführt bzw. verhalten sich wie Figuren aus einem Lustspiel oder gar eines preußischen Seldwyla. Die Suchenden nach dem vermeintlich in der kalten Oder verunglückten Szulski behandeln die ganze Angelegenheit „ganz

wie beim *Dachsgraben und Hühnerjagd*" (4, 242). Pastor Eccelius wie auch sein Freund und Logenbruder Vowinkel (wohl von Winkeladvokaten), die Vertreter der Ordnung, werden nach Lustspielmanier vom Mörder gehörig hinters Licht geführt. Auch die Dienstboten im Wirtshaus scheinen dem alten Theaterrollenfach zu entstammen, so auch der der Pawlatschenbühne zuzuordnende Gendarm Geelhaar, wohl ein Verwandter der dümmlichen Polizisten am Schluß des Büchnerschen *Woyzeck* bzw. in Dürrenmatts *Der Besuch der Alten Dame*. Keiner von ihnen nimmt den Fall Szulski für das, was er war, den Mord an einem Mitmenschen, das schlimmste menschliche Verbrechen.

Keiner außer Ursel Hratscheck. Unter den Figuren der Novelle ist allein sie keine komische, sondern eine tragische Figur. Auch ihre Allüren, die leicht komisch wirken könnten, sind offensichtlich Ersatz für den Verlust ihrer Kinder. Ihre Angst vor der Verarmung, die ihre Mittäterschaft am Mord motiviert, wird als geradezu existentiell dargestellt. Nur sie akzeptiert die Tragweite der Tat, vergebens sucht sie bei Pfarrer Eccelius das erlösende Wort. Sie scheint sich am Ende der einzigen unverzeihlichen Sünde schuldig zu machen, der sogenannten 'Sünde gegen den Heiligen Geist': der Verzweiflung an der Gnade Gottes. Sie stirbt wenige Stunden nach dem Fest des rächenden Erzengels Michael, frühmorgens am 30. September. Doch vorher sucht sie die Fürbitte ihrer Kirche durch die Seelenmessen, die ihr Hratscheck schließlich verweigert. Damit und durch die Konfessionszugehörigkeit Ursels sind wir bei der wichtigen Thematik: Gerechtigkeit und Gnade.

Magdalena

Fontane treibt ein gewisses Versteckspiel mit der Namensgebung vieler seiner katholischen Figuren: sie tragen zumeist Namen großer Frauengestalten der katholischen Tradition - und passen doch so wenig zu ihren Namensträgerinnen. Die naive Roswitha trägt den Namen einer großen Nonne, Mystikerin und Autorin, Cécile besitzt in ihrer fast pathologischen Egozentrik außer ihrem bißchen Musizieren kaum Sinn für Kunst, Ursel hat nichts mit der Resoluthet jener Kölner Jungfrau gemeinsam, die die Ihren vor dem Bösen so geschickt zu retten verstand. Und doch „*der Name (...) besonders der Taufname, habe was geheimnisvoll Bestimmendes*", wie Effi zu Gieshübler sagt (7, 66). Das ließe sich in dem Sinn bestätigen, daß etwa Roswitha die Herzensbildung in vollem Maß besitzt, die sich manchmal klüger erweist als die Klugheit der Herrschaft. Bei Victoire von Carayon in *Schach von Wuthenow*, die ja ihren Namen der siegreichen Mutter Gottes verdankt,

aber durch ihre Einwilligung in Schachs Verführung sozusagen auch unter die Magdalenen einzuordnen ist, könnte man sagen, daß sie ihr eigenes Schicksal im Schutz der römischen Kirche besiegt. Die Figur der Magdalena, deren Namen interessanterweise keine Katholikin bei Fontane trägt, ist in gewisser Weise allen diesen katholischen Frauengestalten gemeinsam.

Schach von Wuthenow

Wenn Victoire von Carayon auch unter die 'Magdalenen' einzureihen ist, so bringt dieser Roman einen weiteren Ansatz, der allerdings nicht ganz durchkomponiert ist. Die szenische Darstellung des schachschen Charakters wird bekanntlich durch die Fülle der unterschiedlichen Perspektiven ergänzt, die dem Leser mit Hilfe der anderen Romanfiguren Einsicht in das Wesen des Protagonisten bieten und in die Kultur, die ihn geformt hat. Die sich ständig umbildenden Figurenkonstellationen dienen vornehmlich der Exposition, während die Briefe die Handlung psychologisch vorbereiten und vorantreiben. Die Funktion des letzten Briefes von Victoire am Schluß des Werks ist umstritten. Doch wird der versöhnliche Ausklang schon lange im Text vorbereitet durch die strukturbildende Funktion des Katholikenmotivs. Wie die Geschichte Schachs, funktioniert das Motiv auf Parallelebenen. Der Hinweis im letzten Kapitel auf die Muttergottes als '*refugium peccatorum*', Hort der Sünder, mit seinen Anklängen an die Nazarener und Romromantik steht für Gnade und Vergebung und bietet damit eine Kontrastfolie zum preußischen militaristischen Wertsystem.²⁸

Schach von Wuthenow erschien zu einer Zeit der intensiven Auseinandersetzung der deutschen Kunst mit der Historie. Im Gegensatz zu der affirmativen Funktion der bildenden Kunst und poetischen Darstellung seiner Berufsgenossen ist Fontanes (allerdings) recht milder kulturkritischer Ansatz in *Schach von Wuthenow* (wie ebenfalls in *Vor dem Sturm*) in die Tradition der aufklärerischen Erziehung der Öffentlichkeit durch die Ästhetik einzuordnen. Er dürfte auch in dieser Hinsicht mit dem kulturkritischen Werk Jakob Burckhardts bekannt gewesen sein, der Schüler seines alten Freundes und Gönners Franz Kugler war. Auf alle Fälle dient das katholische Motiv in *Schach von Wuthenow* mitunter dazu, die preußische Geschichte der napoleonischen Epoche in einen historischen Großraum einzuordnen. Die Szene im Tempelhof, wo Victoire zuerst bewußt Einsicht in Schachs Charakter und Wesen und in ihre eigene Haltung ihm gegenüber gewinnt, findet statt gegen die Kulisse der „längst blindgewordene(n) Vergoldung der

alten Altarheiligen, die hier noch, aus der katholischen Zeit her, ihr Dasein fristete“ (3, 407). Der Erzähler bedient sich an dieser Stelle der komischen Figur der Tante Marguerite, um auch in der Nebenhandlung den Gegensatz Offenheit und Enge, Herzensgüte und Zucht, Götter und Götzen zu pointieren.²⁹ Das katholische Motiv klingt wieder im wichtigen Gespräch im 7. Kapitel an, wo bei Prinz Louis Ferdinand von der „beauté du diable“ die Rede ist und welches einen so nachhaltigen Eindruck auf Schach hinterläßt. Hier versteigt sich der Prinz zu einem denkwürdigen Vergleich, welcher Victoires späteren 'Sieg' ebenfalls in einem weiten historischen Raum verankert:

„Aber damit erschöpfen Sie die höhere Form der beauté du diable keineswegs. Diese hat etwas Weltumfassendes, das über eine bloße Teint- und Rassenfrage weit hinausgeht. Ganz wie die katholische Kirche. Diese wie jene sind auf ein Innerliches gestellt, und das Innerliche, das in unserer Frage den Ausschlag gibt, heißt Energie, Feuer, Leidenschaft“ (3, 430).

Diese Perspektive war schon durch das harte und provokative Wort Bülow's im zweiten Kapitel von der „Episode Preußens“ oder gar der „Episode Luthers“ vorweggenommen. Auf Schachs verbitterten Protest antwortet jener: „Übrigens sind nicht wir es, die dies Episodentum schaffen wollen. Dergleichen schafft nicht der einzelne, die Geschichte schafft es“. (384). Und Victoire, zurückblickend auf ihr und Schachs Leben, ordnet beide in den weiten Bogen ein, wenn sie vom 'Wunder' spricht, das sich in der Kirche Araceli ereignet habe, „einem neben dem Kapitol gelegenen alten Rundbogenbau“ (510), der vom Ausgang des römischen Reichs und dem Beginn des christlichen Abendlands bis in die Zeit unmittelbar nach dem Zusammenbruch des alten Preußen reicht. Eine seltsame Perspektive für den Chronisten des wilhelminischen Reichs auf der Höhe von dessen Macht!

Effi Briest

Eine der vielen Vorzüglichkeiten von *Effi Briest* ist die von den zwei so unterschiedlichen Dienstbotinnen getragene Nebenhandlung. Die beiden Mädchen, die prinzipiengerechte, gebildete Preußin Johanna und die etwas dummliche Roswitha mit ihrer 'Vergangenheit', sorgen nicht etwa für soziologisches Kolorit im Roman, sondern dienen dazu, die Haupthandlung reflektierend zu begleiten. In seiner Darstellung von Dienerfiguren war Fontane, wie übrigens auch Raabe und die großen englischen Romanciers, wie Sterne und Dickens, der Tradition

des komischen Theaters verpflichtet, nach der die Dienstboten das 'komische Fach' vertreten. Roswitha „war einfach die komische Figur“ (121) sowohl in den Augen ihrer Kollegin, die das Wort prägte, wie für die Herrschaft. Die Episode ihres Fehltritts wird ins Komische gezogen, auch ungewollt durch das kleine Geltungsbedürfnis der „ramassierten Person“ (112) selber, die immer wieder so gern davon erzählt (259, 277). Und Roswitha ist, wie Effi, eine Magdalenafigur, obwohl sie den Namen der klugen deutschen Nonne Hrotsvit von Gandersheim trägt.

Daß Roswitha Katholikin ist, ist nicht von ungefähr. Das entsprach der Sachlage. Ein hoher Prozentsatz der in Berlin oder in preußischen Städten arbeitenden Dienerinnen waren Abgewanderte und kamen aus kinderreichen, ärmlichen Familien in Schlesien oder, wie Roswitha, aus der katholischen Enklave Eichsfeld im Hannoverschen, deren karger Boden seine Einwohnerschaft nicht ernähren konnte. Als Katholikinnen hatten sie es schwerer, einen Dienst zu finden: „Und das Katholsche, das macht es einem immer noch schwerer und saurer. Viele wollen keine Katholiken, weil sie soviel in die Kirche rennen. Immer in die Beichte; und die Hauptsache sagen sie doch nicht“ (117f.), wie Roswitha Effi bei der ersten Begegnung erzählt, unbewußt hier, wie auch nachher, sich mit den Vorurteilen der Herrschaftswelt identifizierend. Viele, heißt es, sind wie Roswitha erstmals in die Stadt gegangen, um dem Skandal der ledigen Mutterschaft oder der Verstoßung durch die eigene Familie zu entgehen. Die katholische Amme Roswitha ist dem Stubenmädchen Johanna an Manieren, an Bildung, an Sprachgewandtheit, auch in der Wahrnehmung der eigenen Position im Haushalt unterlegen. Aber sie kennt die Menschen, kennt die menschliche Natur, wenn auch nur aus der Froschperspektive. Wie auch bei den Dienerfiguren im ernstesten Lustspiel, steht Roswitha im Roman, so paradox es auch klingt, für den gesunden Menschenverstand, ja, sie spricht sogar mit der Stimme der Vernunft. Sie verwirft aus Instinkt eine Gesellschaft, die einem jungen Kind, zumal einem Mädchen, die Mutter als 'Strafe' wegnimmt, und sie versucht, ebenfalls aus ihrem Instinkt heraus und mit Erfolg, Effis Schuldgefühle zu entlasten. Vor allem steht Roswitha in ihrer Eigenschaft als Magdalengestalt, die büßende Sünderin, für die Möglichkeit der Gnade und Vergebung.

Wie in *Effi Briest* dienen viele Dialogpartien in Fontanes Romanen und Novellen, in denen 'Katholisches' thematisiert wird, der Infragestellung festeingewurzelter Vorstellungen der wilhelminischen Gesellschaft; der kritische Leser hat die Gruppeninteressen, die sich

als Ausdruck eines allgemeinen Sittengesetzes oder als Kulturfortschritt des norddeutschen protestantischen Menschen geben, jeweils zu hinterfragen. Nicht die moraltheologische Dimension ist hier von Belang, sondern die Gesellschaft und ihr Selbstverständnis. Um ein gesundes Selbstverständnis, das sich selbst kennt und akzeptiert, möchte man sagen, geht es hier für Fontane.

IV

„Die Katholiken, unsere Brüder, die wir, auch wenn wir sie bekämpfen, achten müssen, haben den Felsen Petri, wir aber haben den Rocher de Bronze“ (7, 122f.). So der alte Herr von Borcke in *Effi Briest* in seinem Toast aus Anlaß von Klein-Annies Tauffest am 15. August, „Napoleonstag“ und zugleich hoher katholischer Marienfesttag. Hier werden sozusagen zwei ‘Universalansprüche’ einander gegenübergestellt. Hier wird nicht, wie es zur Zeit des Kulturkampfes in protestantischen und auch liberalen Kreisen Deutschlands üblich war, die ‘Romhörigkeit’ deutscher Katholiken gerügt, als ob deren Glaubenstreue mit ihrem Patriotismus unvereinbar sei. Hier wird statt dessen der Borussismus mit dem eigenen Widerspruch konfrontiert, daß es sich dabei um einen absoluten Wert handle. Das katholische Motiv bei Fontane wird erzähltechnisch in vielen Werken eingesetzt, um dem zeitgenössischen norddeutschen Leser eine Art Spiegel vorzuhalten. Es wird eine Art Spiel mit den Vorurteilen jener getrieben, die im Wissen um ihren ‘Kulturfortschritt’ als aufgeklärte, gebildete Menschen die eigene Überheblichkeit legitimieren. Speziell Hinweise in Fontanes Werk auf Wesensunterschiede in der Gesinnung, im Verhalten und in der Beurteilung von Lebenssituationen und Menschen-schicksalen, zwischen Menschen unterschiedlicher Konfessionen und speziell zwischen den Vertretern der, wenn man so sagen kann, preußisch-deutschen National- und Staatsreligion und den Katholiken im Reich dienen der Kritik an solcher Süffisanz. Der ästhetische Genuß, der dem Leser bei der oft witzigen Porträtierung vergönnt wird, soll ihm sozusagen Schadenersatz für die versteckte und auch oft herbe Kritik an seinen ‘moral certainties’ sein. Und Fontane unterläßt es nicht, hier und da die Eigenschaften, die seinen Zeit- und Glaubensgenossen in dem von ihnen so verstandenen Katholizismus unakzeptabel sind, in einigen von seinen katholischen Figuren zu gestalten; man denke hier an die gesinnungslose Anpassungssucht eines Geheimrats Hedemeyer in *Cécile* - „schon unter Mühler ‘kaltgestellt’“, wie es dort heißt (4, 447) - oder an den langweiligen Verfolgungswahn des eben-

falls katholischen Baron Duquede in *L'Adultera*. Man wird sich bei den katholischen Figuren Fontanes, sowohl bei den positiv wie auch bei den negativ besetzten, das Wort von Humor als Einbildungskraft des Dichters vergegenwärtigen. Denn Fontane stellt Roswitha nicht als Instanz gegen Innstetten auf, auch nicht, wenn er im 35. Kapitel dessen Gesprächspartner, Wüllersdorf, den eigenen, noch unausgesprochenen Gedanken Ausdruck verleiht: „*die ist uns über*“. Daß sie das Vorurteil Effis dadurch entlarvt, daß sie sich über ihren eigenen schwachen Sinn für Moral- und Kirchenlehre lustig macht, betont die Notwendigkeit von beiden Instanzen: Prinzipientreue und Vergebenkönnen, Recht und Gnade. Was von dem einen zuviel und von dem anderen zu wenig ist, das ist von Übel.

Fontane, wie schon anfangs gesagt, stellt nicht eine Glaubenslehre über eine andere. Das war für ihn eigentlich nicht wichtig. Was ihn als Romancier und Historiker interessiert, ist, wie die Konfession die Menschen in der Geschichte formt. Dieses Moment und sein ausgeprägter Sinn für die geschichtlichen Langzeiten schlagen sich vornehmlich in den *Wanderungen* nieder. Daß er typisiert und gelegentlich, wie in *L'Adultera*, oder beim Fall von Victoire von Carayon oder Franziska, Gräfin Witwe Petöfy, die Macht der Versöhnung, die er dem Katholizismus zuschreibt, sentimentalisiert, ist unbestreitbar. Wenn viele seiner katholischen Figuren, und gerade die Vertreterinnen der Unterschichten, namentlich die Dienstboten wie Regina (*Grete Minde*) und vor allem Roswitha in *Effi Briest*, positiv besetzt sind, so doch nur um den Wert von bestimmten Eigenschaften im menschlichen und im gesellschaftlichen Bereich zu betonen, die, wie er meinte, in der wilhelminischen Gesellschaft zu kurz kämen.

Und schließlich dient das katholische Motiv mit zur Entlarvung des Vorurteils gegen die 'gefallene Frau' als Herrsch- und Machtsucht über andere. Man weiß aus eigener Aussage Fontanes, daß er eine besondere Vorliebe für die 'Magdalenen' hatte: „*sehr viel gilt bei mir die Ehrlichkeit, der man mehr bei den Magdalenen begegnet, als bei den Genoveven*“.³⁰ Mehr als einmal im Erzählwerk läßt er eine Lieblingsfigur - wie Christus bei Magdalena vor den Pharisäern³¹ - im Sand schreiben. Was ist die Botschaft dieser Stelle im Lukas-Evangelium anderes, als daß es schwerere Sünden gibt als Verstöße gegen die Sexualmoral, und zwar Lieblosigkeit und Hartherzigkeit gegen die Mitmenschen, am schwersten zu rügen bei denen, die befugt sind, im Namen von Gesetz und Moral zu reden. Das war übrigens ein Themenkomplex, dem er bei einer seiner Lieblingsfiguren der Weltgeschichte

und -literatur begegnet war: Maria Stuart - bei der wir möglicherweise den Ursprung seines Interesses an diesem Themenkomplex und der Verbindungslinie: Katholikentum und Magdalenenfigur zu suchen haben.³²

Daß Fontane verschiedene Male in seinem Erzählwerk die Frau mit dem vom deutschen Staat und den Vertretern der Staatskirche als 'Gefühlsreligion' verstandenen katholischen Bekenntnis, der Religion der Schwachen und der Hörigen, assoziiert, ist eine bewußte Säkularisierung eines christlichen Motivs. Sie dient wiederum als Provozierung an den zeitgenössischen Leser, wie Roswithas Brief im Fall Wüllersdorfs, zur kritischen Auseinandersetzung mit der herrschenden Gesellschaftsmoral im Dienst einer humaneren Ordnung.

Anmerkungen

- 1 Außer ein paar ideologiekritischen Arbeiten der älteren Forschung hat sich m.W. außer Hans Poser: *Katholisierende Elemente bei Theodor Fontane*. In: *Architectura poetica*. Festschrift für Johann Rathofer zum 65. Geburtstag. Hg. von Ulrich Ernst und Bernhard Sowinski. Kölner germanistische Studien 30. Köln, Wien 1990, S. 461-469, noch niemand mit diesem Thema befaßt.
- 2 *Romane und Erzählungen in acht Bänden*. Hg. von Peter Goldammer, Gotthard Erler, Anita Golz und Jürgen Jahn. Berlin, Weimar 1973. Bd. 4, S. 308 (vgl. auch die Anmerkung auf S. 539). Im folgenden stehen Band- und Seitenzahl bzw. Seitenzahl jeweils in Klammern nach dem Zitat.
- 3 *Die zwölf Arbeiten des Herkules, Culturbistorisches Tanzpoem*. (Nr. 7 vom 16. Februar). Abgedruckt in: *Querschnitt durch den Kladderadatsch*. Hg. von Golo Mann. Wien, Bern etc. 1964, S. 48.
- 4 Theodor Fontane, *Werke, Schriften und Briefe*. Hg. von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger. Abteilung IV: Briefe. 4. Bd. 1890-1898 (= Briefe 4). München 1982, S. 336. Siehe auch: Walter Müller-Seidel: *Fontane und Bismarck*. In: *Nationalismus in Germanistik und Dichtung. Dokumente des Germanistentages in München vom 17.-20. Oktober 1966*. Hg. von Benno von Wiese und Rudolf Henß. Berlin 1967, S. 170-201 und E.S.: *Noch einmal: Fontane und Bismarck*. In: *FBI*. 53 (1992), S. 29-41.
- 5 Darunter u.a. der noch heute unentbehrliche vierte Band von Franz Schnabel: *Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert*. Freiburg i.B. 1927 (3. Aufl. 1955): Die religiösen Kräfte.
- 6 David Blackbourn: *Progress and Piety: Liberals, Catholics and the State in Bismarck's Germany*. In: *Populists and Patricians, Essays in Modern German History*. London 1987, S. 143-87, hier S. 146. Wie Richard J. Evans in seinem Aufsatz: *Religion and Society in Modern Germany*. In: *Rethinking German History. Nineteenth-Century Germany and the Origins of the Third Reich*. London 1987, S. 125-55, bes. 146-50 und 155, nahelegt, ist die jüngere britische Mentalitätsgeschichtsforschung - wenn man so sagen darf, in recht fontanescher Manier - bestrebt, das

- soziale und politische Selbstverständnis deutscher Katholiken zu vermitteln, wie es der seinerzeit bahnbrechende Aufsatz von Wolfgang Frühwald tat: *Die Wallfahrt nach Trier. Die historische Einordnung einer Streitschrift von Joseph Görres*. In: Die Verführung zur Geschichte. Festschrift zum 500. Jahrestag der Eröffnung einer Universität in Trier. Hg. von Georg Droege, W.F. und Ferdinand Pauly, Trier 1973, S. 366-82.
- 7 Hierzu Ronald J. Ross: *Catholic Plight in the Kaiserreich: A Reappraisal*. In: Jack R. Dukes und Joachim Remak (Hgg.): *Another Germany: A Reconsideration of the Imperial Era*. Boulder und London 1988, S. 73-94, bes. 78 ff.
 - 8 Siehe Rudolf Morsey: *Die oberste Reichsverwaltung unter Bismarck 1867-1890*. Münster 1957, S. 248f. Siehe auch John C. G. Röhl: *Beamtenpolitik im Wilhelminischen Deutschland*. In: Michael Stürmer: *Das kaiserliche Deutschland. Politik und Gesellschaft 1870-1918*. Darmstadt 1976, S. 295f. Siehe aber auch Margaret L. Anderson und K. D. Barkin: *The Myth of the Puttkamer Purge*. In: *Journal of Modern History* 54 (1982), S. 268-194.
 - 9 Walter Müller-Seidels Wort über Fontanes Jugendfreund, Wilhelm Wolfsohn in: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*. Stuttgart 2. durchgesehene Auflage 1980, S. 163.
 - 10 Siehe Sagarra: „In Jerusalem“: Zu Ida von Hahn-Hahns konfessionellen Schriften im Rahmen des katholischen Buchmarkts 1850-1878. In: Sagarra (Hg.): *Deutsche Literatur in sozialgeschichtlicher Perspektive. Ein Dubliner Symposium*. Trinity College Dublin: 1989, S. 108-128. Auch Josef Schmidt: *Quo vadis? - woher kommst du? Unterhaltungsliterarische konfessionelle Apologetik im Viktorianischen und Wilhelminischen Zeitalter*. Kanadische Studien zur deutschen Sprache und Literatur. Bd. 39. Bern, Frankfurt/M., New York, Paris 1991.
 - 11 *Autobiographische Schriften*. Hg. von Gotthard Erler, Peter Goldammer und Joachim Krueger. Berlin, Weimar 1982. Bd. 2, S. 290.
 - 12 Ebenda, S. 402.
 - 13 Brief vom 20. August 1874. in: René Cheval: *Fontane und der französische Kardinal. Ein neuentdeckter Briefwechsel (1870-75) mit Césaire Mathieu, Erzbischof von Besançon*. JbDSG 27 (1983), S. 21. S. auch John Osborne: *Briefe Césaire Mathieus an Emilie und Theodor Fontane aus den Jahren 1870-1871*. In: *FBI*. 53 (1992) S. 5-11.
 - 14 *Briefe* 3 (1980), S. 590.
 - 15 *Autobiographische Schriften*. Bd. 2, S. 401.
 - 16 Die Stelle im dritten Kapitel von *Frau Jenny Treibel* (4, 292), wo der Erzähler sich über die Unkenntnisse des eigentlichen Sachverhalts von Herweghs Gedicht: „*Reißt die Kreuze aus der Erde*“ bei der sich „*immer sehr protestantisch*“ fühlenden Jenny lustigmacht, könne, so gesehen, auch ein Element Selbstpersiflage enthalten.
 - 17 *Briefe* 1 (1976), S. 219f.
 - 18 *Briefe* 2 (1979), S. 464. Allerdings könnte man es hier mit einem nicht untypischen Beispiel des fontaneschen Eingehens auf die Vorstellungen seines Briefpartners zu tun haben.

- 19 (Anm. 11) S. 402.
- 20 Briefe 3, S. 155.
- 21 Briefe 3, S. 590.
- 22 Siehe hierzu Ernst Rudolf und Wolfgang Huber (Hg.): *Staat und Kirche im 19. und 20. Jahrhundert*. Dokumente zur Geschichte des deutschen Staatskirchenrechts. 3 Bde. Berlin 1973-83, bes. 2, 363f.
- 23 Franziska beschreibt in einem Brief an ihre Schwägerin den Landpfarrer, bei dem sie Ungarisch lernt, (S. 129) als „*Gescheit und fromm, doch persönlich ohne jedweden Anspruch, gehört er ganz jenen selbstsuchtlosen und aller Eitelkeit entkleideten Geistlichen zu, denen man in Ihrer Kirche häufiger begegnet als in der unsrigen*“.
- 24 Briefe 3, S. 567 an den Sohn Theo vom 24. September 1887. Vgl. den ambivalenten Stoßseufzer an ihn nach einem Besuch am Grab seines Sohnes Georg am 9. Mai 1888: „*Auch hierin sind uns die Katholiken um einen Schritt voraus. Armer Luther, so viel Segen und so viel Fluch*“. Ebenda, S. 603.
- 25 Vgl. hierzu Berchtesgaden: „*Ich wiederhole, die letzten Entscheidungen liegen immer bei dieser Papst- und Romfrage*“ und Barbys Antwort: „*Lagen einmal. Aber damit ist es gründlich vorbei*“. Hierzu David Blackburn: *Class, Religion and Local Politics in Wilhelmine Germany*. London 1980.
- 26 Grete sieht selber ihr katholisches Erbe als eine Art Kainszeichen und meint, wenn sie unter den Leuten ist, daß man es ihr anmerke.
- 27 Paul I. Anderson: Der Durchbruch mit Grete Minde. Ein Probekapitel aus Fontanes Biographie. In: *FBI*. 52 (1991), S. 47ff.
- 28 Poser weist (Anm. 1, S. 464) auf gewisse Parallelen in *L'Adultera* (3, 218), ohne daß vom Erzähler Konsequenzen für die Handlung gezogen worden wären.
- 29 Freilich wurde Schachs 'Vorbild' als Tempelherr in *Nathan der Weise* von Lessing als borniert-intoleranter Katholik präsentiert.
- 30 Briefe 4, S. 488.
- 31 Valtin, so heißt es schon im ersten Kapitel von *Grete Minde*, „*zog einen Malvenstock aus der Erde und malte Buchstaben in den Sand (...) Endlich sagte er: „ist es denn wahr, daß deine Mutter eine Katholsche war?“ (4, 9f.); auch Dubslav „malte mit dem Stock Figuren in den Sand“ (8, 240), just vor dem ersten Auftritt der alten Buschen, bei der er sich weigert, - anders wohl als seinesgleichen - über ihr Tun oder das ihrer leichtfertigen Tochter Karline ein moralisches Urteil zu fällen.*
- 32 Den Hinweis auf Maria Stuart verdanke ich dem Kollegen Hugo Aust (Köln).

„Mit Gott für König und Vaterland!“

Zum politischen Fontane der Jahre 1861 bis 1863

(2. Teil*)

Hubertus Fischer

Der 1. Teil dieser Studie befaßte sich vor allem mit Fontanes politischen Erfahrungen und Einstellungen nach seinem Eintritt in die Redaktion der „Kreuzzeitung“. Dabei konnte gezeigt werden, daß er sich dem konservativen Lager unzweideutig zugehörig fühlte und vielfältigen Umgang mit solchen Personen pflegte, die aktiv für die konservative Partei ein- und auftraten.

Spätestens an dieser Stelle muß noch einmal des Freiherrn Leopold von Ledebur gedacht werden. Denn er war nicht nur Mitglied des „Central-Comités für conservative Wahlen in Berlin“, sondern auch Fontanes Wohnungsnachbar: Mitbewohner des Hauses Tempelhofer Straße 51.

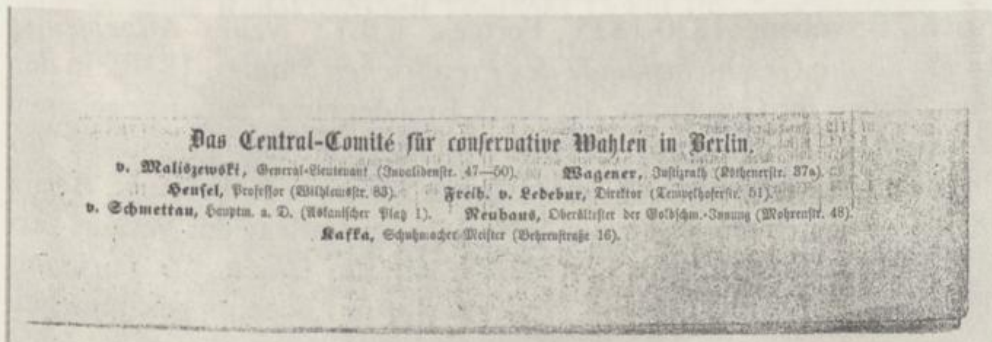


Abb. 4

*

Der 1. Teil ist in den „Fontane-Blättern“ 58/1994 erschienen.

VIII. Das „streng Märkische“

Der Direktor der Königlichen Kunstammer, Genealoge und Historiker von Ledebur¹¹⁰ war ein in mehrfacher Hinsicht willkommener Gesprächspartner und an Fontanes Wahlmannskandidatur im April 1862 vielleicht nicht ganz unbeteiligt. Die Nachbarschaft und damit verbundene engere Bekanntschaft läßt zudem auf einen zeitweiligen persönlichen Verkehr schließen. Die Berührungen waren verschiedenster Art und nicht zuletzt durch das gemeinsame Interesse an der märkisch-preußischen Geschichte begründet.

Der bis vor kurzem als gänzlich verlorengegangenen angesehenen Briefwechsel zwischen Fontane und Ledebur hatte nach Angaben auf einem Kartonumschlag aus späterer Zeit märkische 'Specialia' zum Inhalt.¹¹¹ Inzwischen sind zwei Briefe Fontanes an Ledebur wieder aufgetaucht und vom Theodor-Fontane-Archiv erworben worden. Der erste datiert vom 30. Juni 1861 und kündigt das Erscheinen des ersten Bandes der *Wanderungen* an, der zweite mit Datum vom 29. März 1871 enthält eine Nachfrage zu dem Abschiedsbrief, den Hans Hermann von Katte an seinen Vater schrieb.¹¹² Da Fontane sich in letzterem an Ledeburs „*oftprobte Güte und Nachsicht*“¹¹³ wendet, muß er mehr als einmal bei dem Forscher Rat gesucht haben, hatte der anerkannte Historiker doch von der Slawen- bis zur Kurfürstenzeit zahlreiche Arbeiten zur märkischen Geschichte verfaßt.¹¹⁴

Vieles davon war in dem von Ledebur herausgegebenen *Allgemeinen Archiv für die Geschichtskunde des Preußischen Staates* (Berlin, Posen, Bromberg 1830-1835. Fortges. u.d.T.: *Neues Allgemeines Archiv für die Geschichtskunde des Preußischen Staates*, 1836), in den vom „Verein für Geschichte der Mark Brandenburg“ herausgegebenen *Märkischen Forschungen* (Berlin 1841ff.), in der *Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde* (hrsg. v. R. Foß u.a., Berlin 1864ff.) sowie in den von Louis Schneider im Auftrag des Vereins veröffentlichten *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams* (Potsdam 1863ff.) erschienen. Anderes war in Ledeburs gesammelten *Vorträgen zur Geschichte der Mark Brandenburg, gehalten im Jahre 1853* (Berlin 1854), im „Wochenblatt der Johanniter=Ordens=Balley Brandenburg“ (Berlin 1860ff.), in zahlreichen selbständigen Schriften und andernorts nachzulesen. Als Verfasser des dreibändigen *Adelslexikons der Preußischen Monarchie* (Berlin 1856-1861) galt er auch in genealogischen Fragen als Autorität.

Angesichts der Vielzahl der von Ledebur behandelten Gegenstände aus der älteren und neueren Geschichte der Mark verwundert es nicht, daß Jutta Fürstenau mehrere Arbeiten nachweisen konnte, die Fontane

für die *Wanderungen* herangezogen hat.¹¹⁵ So trug Fontane wohl auch ein wenig Dankesschuld ab, als er eines der ersten Exemplare bei seinem Nachbarn Ledebur abgeben ließ. Wie umsichtig er dabei vorging, zeigt die Tatsache, daß er bereits in seinem Brief vom 30. Juni 1861 ankündigte: „*Sie werden gewiß so freundlich sein, mir seinerzeit die Ueberreichung dieser Arbeit an Sie, hochgeehrter Herr Direktor, zu gestatten.*“¹¹⁶

Eine zweite Berührung ergab sich über das wiederholt genannte, mit der ersten Nummer am 1. Oktober 1860 herausgekommene „Wochenblatt der Johanniter=Ordens=Balley Brandenburg“, dessen Bedeutung als Publikationsort und Stofflieferant für größere Teile der *Wanderungen* gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann.¹¹⁷ Der erste Redakteur des „Wochenblatts“ war aber kein anderer als der „Direktor“ von Ledebur. Er bestimmte dessen Inhalt nach drei Seiten hin. Ein erster, amtlicher Teil enthielt „*alle officiellen Bekanntmachungen*“, ein zweiter, statistischer die „*Bestrebungen des Ordens in der Gegenwart*“ und ein dritter, historischer die Geschichte des Ordens, besonders der Ballei Brandenburg; „*(...) nicht minder wird derselbe die Adelskunde, das Wappen= und Waffen= so wie das gesammte ritterliche Wesen Deutschlands in den Kreis seiner Betrachtung ziehen, so wie vornehmlich die Literatur dieses Gebietes.*“¹¹⁸

Unter der letzten Rubrik ritt Ledebur seine wissenschaftlichen Steckenpferde so ausdauernd und für den Leser so ermüdend, daß er sich nur ein Jahr lang in der Redaktion halten konnte. Immerhin fällt noch in seine Redaktionszeit Fontanes Debut im „Wochenblatt“ mit den *Grafen von Ruppin* (Nr. 28 vom 10. Juli 1861, S. 127-128), und diesem Vorabdruck sollten dann zahlreiche folgen. Die Nachbarschaft mochte dies mit zuwege gebracht haben: Für Fontane war es das Entrée zu einem zahlenmäßig nicht großen, dafür aber um so einflußreicheren Leserkreis.

Auf die frei gewordene Redaktionsstelle machten sich, wie bereits im 1. Teil erwähnt, Lepel und (mit eigenen Plänen) Fontane Hoffnungen. Aus dem Freundeskreis gehörten zu den Mitarbeitern des „Wochenblatts“ Louis Schneider und George Hesekei. Schneider schrieb hier in den 1860er Jahren über die *Prophezeihungen künftiger Größe für das Haus Hohenzollern*¹¹⁹ und *Die Friedenskriche bei Sanssouci*¹²⁰. Hesekei steuerte einschlägige Erzählungen und historische Aufsätze sowie lyrische Erbaulichkeiten gleich im Dutzend bei: *Ein ächter Johanniter*¹²¹, *Ein Blick in die alte Welt*¹²², *Der Bettelstand und die ersten Hospitäler*¹²³, *Die Sanct Christophsgesellschaft*¹²⁴, *Eine Schulenburgische Hospitalstiftung*¹²⁵, *Brüderliche Vermahnung eines*

Edelmans¹²⁶, *Christensitte und Väterweisheit - Auszüge aus ältern Testamenten*¹²⁷, *Revolution und Theater*¹²⁸ sowie *Ritterwürde und Ritterstand*¹²⁹.

Das lyrische Genre stand dahinter kaum zurück; *Marie Madeleine von Chabot*¹³⁰, *Prinz Friedrich Carl vor Missunde (2. Februar)*¹³¹, *Ueber die Schlei und weiter*¹³², *Le sujet mixte*¹³³, *Anna Gräfin zu Stolberg-Wernigerode - Oberin von Bethanien (gestorben für die Brüder am 17. Februar 1868)*¹³⁴ und *Schleife und Rose*¹³⁵.

Das alles kündete von edler, frommer Adelssitte, preußischem Waffenruhm und christlichem Dienst am Nächsten. Hesekei war nach wie vor im alten Geiste unermüdlich tätig (nicht zuletzt, um sich von seinen enormen Gourmand-Schulden frei zu schreiben). Was er bei der „Kreuzzeitung“ nicht unterbrachte, fand hier offenbar dankbare Abnehmer. Die Titelauswahl gibt zugleich einen Eindruck davon, in welchem Umfeld Fontane viele seiner *Wanderungen*-Kapitel im Vorabdruck veröffentlichte und welchem publizistischen Milieu er sich zugehörig fühlte.

Eine dritte Berührung zwischen Ledebur und Fontane ergab sich mittelbar durch den „Verein für die Geschichte Potsdams“, einer Schöpfung Louis Schneiders. Dieser stand mit Ledebur seit 1861 in einem von „gleicher Gesinnung und gleichem Streben“¹³⁶ getragenen, brieflichen und persönlichen Verkehr.¹³⁷ Anlaß und Grund war die Vortragstätigkeit Ledeburs für den Verein, dessen „Eifer“, „Strebsamkeit“, „Rührigkeit“ und „frische(s) Leben“¹³⁸ Fontane nicht genug zu loben wußte.

Als Redakteur der „Kreuzzeitung“ hat er drei Veröffentlichungen über die Arbeit des Vereins und seine Publikationstätigkeit unter seiner Sigle *Te.* angezeigt; für zwei weitere nicht gezeichnete Artikel darf seine Autorschaft angenommen werden.¹³⁹ Daß er Schneider als ‘Seele’ des Vereins immer wieder hervorhob, versteht sich gegenüber dem befreundeten „Tunnel“-Genossen fast von selbst. Von Ledeburs Arbeiten gefiel ihm „in besonderem Maße“¹⁴⁰ jene über *Die heidnischen Altertümer aus der Umgegend von Potsdam*.

Im Unterschied zu Fontane, der die dargebrachten „Schnitzelchen“ jedesmal sorgsam auflistete, erlaubte sich Schneider manchen koketten Witz über den Verein. Er sprach dann, mit Rücksicht auf den ‘professionellen’ Historiker von Ledebur, von „unsern Potsdamer GeschichtsDilettanten“¹⁴¹ oder gar von „unsere(m) Potsdämlichen Verein“¹⁴². Nach Fontane sollte dieser Verein freilich „überall Nacheiferung im Lande wecken“¹⁴³.

Der letzte Brief Schneiders an Ledebur datiert vom 27. Oktober 1875, drei Jahre vor seinem Tod und zwei Jahre vor dem Tod des Empfängers. Er schrieb ihn in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des „Vereins für die Geschichte Berlins“.¹⁴⁴

Zur Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins am 28. Januar 1890 hat Fontane einen *Prolog* verfaßt. Darin heißt es:

(...)

*Und fleißig waren wir. Auf manchem Umschlag,
Den Siegfried Mittler, jetzund Toeche-Mittler,
Hinaussandt in die Welt, sind sie verzeichnet,
Die Thaten uns'rer Arbeit. Auch die Namen
Der tapfern Kämpen. Einige nur nenn' ich:
v. Ledebur, v. Köhne, Brecht und Hoepfner.*

(...) ¹⁴⁵

Die Erstnennung Ledeburs bezeugt ein ehrendes Gedenken des alten Fontane an den frühen Mitstreiter des Vereins. Mit Ausnahme des Briefwechsels hat Fontane, soweit zu sehen, Ledebur nur noch einmal in den *Wanderungen* namentlich erwähnt, im Zusammenhang mit Einwänden gegen die „in der gesamten wissenschaftlichen Welt akzeptierte Drei-Zeitalter-Einteilung (Stein-, Bronze- und Eisenepoche)“¹⁴⁶. Dieser 'antediluvianische' Gelehrtenstreit dürfte heute nur noch ein geringes Interesse wecken.

Wanderungen und „Wochenblatt“, „Verein für die Geschichte Potsdams“ und (wiewohl in spätere Jahre fallend) „Verein für die Geschichte Berlins“, Wahlen und Wohnungsnachbarschaft - das alles waren Berührungspunkte zwischen Fontane und Ledebur. Das beiderseitige - wenn auch in andere Richtungen gehende - Interesse an der märkischen Historie führte sie wenige Wochen nach den Urwahlen im April 1862 in einem dritten Verein, dem erwähnten „Verein für Geschichte der Mark Brandenburg“, zusammen. Dessen Generalsekretär, der als konservatives Stammitglied genannte Kadetten-Oberlehrer Holtze, hatte, nachdem er von Louis Schneider in den „Tunnel“ eingeführt worden war und dort Fontanes Bekanntschaft gemacht hatte, ihn zu den Sitzungen des Vereins eingeladen. Fontane hörte dort Vorträge u.a. von Schneider, Cassel und Ledebur.¹⁴⁷

Als Fontane in dem Verein verkehrte, war er bereits in seinem Lebensnerv, dem „*streng Märkische(n)*“, getroffen. Die Zentralisierung des politischen Lebens in der Hauptstadt Berlin und die Überwindung der „*Fessel der Trägheit und der Scholle*“¹⁴⁸ durch das immer dichter werdende Netz der Eisenbahnen hatten für eine beschleunigte Mutation der berlinisch-märkischen Provinznatur gesorgt. Die Folgen für den

Verein beklagte der Geh. Justizrat Odebrecht im selben Jahr 1862 ebenso eindringlich wie umständlich. Man meint die Luft zu schmecken, die Fontane während der Vereinssitzungen umstanden haben muß:

Lassen Sie uns den Hauptschwierigkeiten, welche der Ausbreitung eines märkischen Geschichts=Vereins sich entgegenstellen, die seitdem entstandenen anreihen und kurz berühren. Es ist dies die Umgestaltung Berlins seit 15 Jahren zur wirklichen Hauptstadt der Monarchie durch die alljährliche Berufung der Reichsstände [die es unter diesem Namen gar nicht gab, dafür klang es viel trauter als 'Kammer' oder 'Abgeordnetenhaus', H.F.] in seine Mauern, welche gerade in die für wissenschaftliche Arbeiten förderlichste Jahreszeit fällt und dem eigentlich Provinziellen, dem streng Märkischen, den Blick und das Interesse immermehr entfremdet, während, ein zweiter Punkt, im Sommer, ja auch im Frühling und Herbste, die seitdem nach allen Richtungen von Berlin aus sich erstreckenden Eisenbahnen heimische Forscher gerade in einer der Erholung und sonst kleinen Ausflügen in die heimische Provinz nur gewidmeten und nur zureichenden Zeit weithin in alle Lande entführen. Wenn auch beide Ereignisse uns manchen lieben Strebengenossen aus der Ferne näher brachten und den auswärtigen Mitgliedern in der Provinz den Besuch unserer Sitzungen hätten erleichtern können und sollen, so überwogen doch die Nachteile, die den provinziellen Bestrebungen durch sie erwachsen, für den Verein, zumal auch die auswärtigen Mitglieder in Berlin immer lebendiger den Mittelpunkt der Monarchie, als den der Provinz, im erweiterten Gesichtskreise erkannten.¹⁴⁹

Überzeugender hätten die Nachteile der Horizonterweiterung kaum dargelegt werden können. Nach dieser Charakterisierung märkischen Strebens und Forschens wird es räumlich noch einmal enger, dafür aber politisch lebendiger.

IX. „Vom 'Volk' gestürmt“

Als Mitglied des „Central-Comités für conservative Wahlen in Berlin“ war es Fontanes Nachbarn von Ledebur ausdrücklich zur Aufgabe gemacht, „mit den Personen, die er kennt, oder die man ihm bezeichnet, zu reden und sie zu einem gemeinsamen Wirken im Bezirk bei den Wahlen aufzufordern (...)“. Solche „Agitation“ bedeutete im einzelnen, „zuerst die berechtigten Stimmen seiner Hausbewohner zu gewin-

An den Abgeordnetenwahlen.



Halbseidner: „Heißt es: ich compromissire oder ich compromittire mich?“
Wahlkommissar: „Das kommt wohl auf eins heraus!“

nen, dann die der Nachbarn und so fort“. Dabei vertraute man darauf, daß „die Herren (...) gewiß Jeder viele der Bewohner durch Verkehr kennen und auch ihre Gesinnung wissen“. ¹⁵⁰ Fontanes „Gesinnung“ konnte von Ledebur schwerlich verborgen bleiben.

Es mag jedoch nicht einmal einer solchen Aufforderung seitens eines Mitglieds des „Central-Comités“ bedurft haben; möglich ist auch, daß Fontane sich selbst in die Pflicht nahm und von sich aus die Wahlmannskandidatur betrieb. Das „Comité“ hatte nicht versäumt „zu rathen (...), auch um die Ehre, zum Wahlmann gewählt zu werden, sich zu bewerben und offen dafür in die Schranken zu treten. Je muthiger, entschlossener und offener die Bewerbung, desto größer die Aussicht auf Erfolg“ ¹⁵¹. Allzu groß scheint der Andrang nicht gewesen zu sein.

Die „Ehre“ war jedoch nicht umsonst zu haben. Erst die Selbstverpflichtung, vom eigenen politischen Willen abzulassen und alle weiteren Entscheidungen vertrauensvoll in die Hände der Parteioberen zu legen, eröffnete Fontane für diesmal den Weg auf die politische Bühne des Wahllokals. „Wer als Wahlmann der Conservativen auftreten will oder aufgestellt werden soll, verpflichtet sich von vornherein, nur einem von uns [scil. dem „Central-Comité“, H.F.] aufgestellten Abgeordneten seine Stimme zu geben.“ ¹⁵² Die Konservativen wählten eigentlich nicht, sie ließen wählen. Die Oberen behielten sich vor, den - wenn überhaupt - glücklich durchgebrachten Wahlmännern den Kandidaten zu bezeichnen, den sie zu wählen hatten. Mit 'Wahlen' hatte das nicht mehr viel zu tun, dafür aber viel mit „Gesinnung“:

Und darum an alle Gesinnungsgenossen: Für unser Werk ein fröhliches Glück auf! Unter unserer alten Fahne: Mit Gott für König und Vaterland! ¹⁵³

Unter dieser Fahne trat nun Fontane an, gemeinsam mit von Ledebur, dem „Polizei=Lieutenant“ von Puttkamer, dem „Polizei=Lieutenant“ von Uechteritz, dem „Geh. Secretair“ Bergmann und dem „Geh. Registrator“ Grundmann. Am 15. April 1862 notierte Fontane in seinem (verlorenen) Tagebuch: „Versammlung einiger konservativer Urwähler bei mir: Herr v. Ledebur, v. Puttkamer, Geh.R. Brandl etc.“ ¹⁵⁴ Er erfüllte damit eine Forderung des „Central-Comités“: „Die Herren Wahlmänner=Kandidaten dürfen es sich aber auch nicht verdrießen lassen, sich mit den Urwählern des Bezirks direkt selber in Verbindung zu setzen (...)“ ¹⁵⁵

Fontane kandidierte in der „III. Wahl=Klasse“ der im Bezirksvergleich gering Besteuernten, hatte es aus diesem Grund aber auch vor allem mit dem 'Volk' zu tun, und das war auf den „Kreuzzeitungs“-

Mann und die Versammlung in der Tempelhofer Straße 51 offensichtlich nicht gut zu sprechen. Am 16. April 1862 schrieb er an seinen Verleger Hertz:

*Haus Fontane hat gestern Abend bedauert um das Vergnügen Ihres Besuchs gekommen zu sein. Ich berieth mit 4 alten Urwählern das Wohl von Staat und Stadt und meine Frau (an der Hand des 'Buchbinders') war geflohen; sie hielt es nämlich für möglich, daß wir nächstens vom 'Volk' gestürmt werden.*¹⁵⁶

Trotz des unverkennbar ironischen Tons - aus der Luft gegriffen war diese Befürchtung nicht. „Die Konservativen waren (...) der aufsässigen Bevölkerung unmittelbar konfrontiert und spürten deren Haß.“¹⁵⁷ Das galt zumal für diesen Urwahlbezirk.

Dank der Kandidatenzettel wußte man ja beizeiten Bescheid. „Vor der Wahl sind Zettel drucken zu lassen oder zu schreiben, mit den deutlichen Namen der zu wählenden Wahlmänner. Diese müssen gehörig vertheilt werden.“¹⁵⁸ Aus späterer Zeit wissen wir auch, daß man bestrebt war, die Zettel „möglichst persönlich durch die betreffenden Parteigenossen“ jedem Wähler zustellen zu lassen. Im Zweifelsfall konnte dies auch ein „zuverlässiger Bote“ besorgen. Pro Urwahlbezirk veranschlagte man etwa doppelt soviel Zettel, als Wähler in der Liste standen, um die Hälfte für den Wahltag zurückzubehalten und sie „am Eingange zum Wahllocal durch zuverlässige Parteigenossen“ verteilen zu lassen. Auch hier wieder konnte unter besonderen Umständen ein „streng zu controlirender Mann gegen Bezahlung“ angenommen werden. Die Kontrolle empfahl sich, da es schon vorgekommen war, „daß diese Zettelvertheiler von der Gegenpartei bestochen worden sind“¹⁵⁹.

X. „Der 139. Urwahl=Bezirk“

In welchem Umfeld wohnte und wählte Fontane? Zuerst waren die Toten da; die Lebenden kamen später. Die Tempelhofer Vorstadt vor dem Halleschen Tor wuchs um die seit 1735 auf dem sogenannten Tempelhofer Unterland angelegten Kirchhöfe der Jerusalems- und Neuen Kirche, der Dreifaltigkeitsgemeinde, der Böhmisches- und Brüdergemeinde. Von einem eigentlichen Wachstum kann man jedoch erst sprechen, als um 1840 die Separation der Tempelhofer Feldmark das Haupthindernis für die weitere Entwicklung beseitigte. Seither blühte die Boden- und Bauspekulation.

Die Bebauung konzentrierte sich vor allem an der Chaussee nach Tempelhof (jetzt Mehringdamm) und der Pionierstraße (jetzt Blücherstraße). In dem nicht mehr vorhandenen Haus Mehringdamm 1 am Blücherplatz, damals Tempelhofer Straße 51, wohnte Fontane von 1859 bis 1862, als er in die „Kreuzzeitung“ eintrat und die ersten beiden Bände seiner *Wanderungen* schrieb.

„Der 139. Urwahl=Bezirk“ war im wesentlichen identisch mit der Tempelhofer Straße, die vom Halleschen Tor bis zum Kreuzberg reichte. Sie lag *extra muros*, denn die Stadtmauer, wiewohl schon vielfach durchlöchert, wurde erst zwischen 1867 und 1869 abgebrochen, und sie bildete eine Art urbaner Entwicklungsachse südlich von Friedrich- und Luisenstadt. Letztere liefen im Rondell des Belle-Alliance-Platzes zusammen. Dort erhob sich (und erhebt sich noch auf dem heutigen Mehringplatz) die 1843 enthüllte, 19 Meter hohe und mit einer Viktoria gekrönte Friedenssäule. Seitdem war die städtliche Peripherie mit einem weithin sichtbaren politischen Zeichen besetzt; es kündete „vom preußischen Sieges- und Selbstbewußtsein“¹⁶⁰.

Dieses Monument passierte Fontane beinahe täglich, wenn er etwa seinen Gang zur Redaktion der „Kreuzzeitung“ antrat. Mit der „Viktoria, die über dem adlerverzierten Kapitell mit Friedenspalme und vorgestrecktem Kranz der Stadt entgegenzuschweben (schien)“¹⁶¹, wies es ihm den rechten Weg in die Stadt - die selbst vom rechten Wege abgekommen war. So sah es jedenfalls der *Wanderungen*-Schreiber:

*Ich schreibe diese Bücher aus reiner Liebe zur Scholle, aus dem Gefühl, und dem Bewusstsein (die mir beide in der Fremde gekommen sind) dass in dieser Liebe unsere allerbesten Kräfte wurzeln, Keime eines ächten Conservatismus. Dass uns der Conservatismus, den ich im Sinn habe, noth thut, ist meine feste Ueberzeugung. Speziell unsrer guten Stadt Berlin ist die Vorstellung abhanden gekommen, daß Beschränkung, Disciplin, das freimüthige Bekenntnis des Nichtwissens (...) auch Tugenden sind (...).*¹⁶²

Dieses volkspädagogische Programm altpreußischer Sekundärtugenden richtete sich gegen das infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs der 1850er Jahre „mit neuem Selbstbewußtsein erfüllt(e)“ Bürgertum. „So schrieb am 31. Juli 1862 die linksliberale Berliner 'Volkszeitung': 'Die materielle Welt ist zu mächtig geworden, um vom grünen Tisch aus gegängelt zu werden; die soziale Welt ist der Staatsweisheit über den Kopf gewachsen.'“¹⁶³

Als die Berliner Bürgerwelt sich vom monarchischen Obrigkeitsstaat zu emanzipieren begann, mochte die Viktoria auf der Friedenssäule in den Augen Fontanes eine neue Symbolfunktion angenommen haben: Altpreußens Gloria erobert die abgefallene Hauptstadt zurück. Der Schöpfer des Monuments, Baurat Christian Gottlieb Cantian, wünschte jedenfalls den Sieg der altpreußischen Militärmonarchie über das moderne „Fortschritts“-Bürgertum, trat im März 1862 dem „Monarchisch-konstitutionellen Wahlverein“ bei und unterzeichnete folgenden „Wahl-Aufruf“:

Gehoben durch die Allerhöchsten Kundgebungen, gehorsam dem Rufe des Königs, richten wir an alle Männer, die unverblendet durch die Verheißungen der sogenannten Fortschrittspartei und ihrer Bundesgenossen ein Preußisches königstreues Herz bewahrt haben, an alle die, welche ein Königliches, kein parlamentarisches Regiment wollen, den lauten Ruf: sich um den Thron des Königs zur Verteidigung seiner Rechte zu schaaren. Es gilt, unter der Fahne unseres angestammten Königshauses der Demokratie und ihren Bundesgenossen bei den Wahlen entgegen zu wirken. Die von der Demokratie oder sogenannten 'Fortschrittspartei' getragene Bewegung täuscht blöde Augen jetzt durch ihr formal möglichst gesetzliches Auftreten und die blendenden Worte, mit denen sie ihre Ziele verhüllt. Sie muß aber und kann nicht anders, als gegen alle historischen Ueberlieferungen, gegen die theuersten Interessen des Volkes, und selbst gegen den Thron unseres Königs andringen. (...) Unter dem Banner des Königlichen Wortes wird zum Segen des Vaterlandes der Sieg nicht fehlen! ¹⁶⁴

Vorher war es die „alte Fahne: Mit Gott für König und Vaterland!“, jetzt das „Banner des Königlichen Wortes“: So buchstabierten die Konservativen das neue „preußische Sieges- und Selbstbewußtsein“. Unter dieses Banner „vom 19. März“ trat auch der Wahlmannskandidat Fontane - topographisch betrachtet in jenem Bezirk, dessen Anfang und Ende durch die beiden großen Denkmale der Befreiungskriege markiert waren: am Anfang die Friedenssäule von Cantian, am Ende das Kreuzbergdenkmal von Schinkel. Was Martin Warnke über die Funktion von Denkmalen in der Politischen Landschaft gesagt hat, gilt hier zumal: „Aus der bestimmten Erinnerung wird zunehmend eine unbestimmte Erwartung: Das Denkmal hält seine Symbolfunktion bereit für neue, dem Ursprungsimpuls möglicherweise ganz fremde Zusammenhänge und für neu gesetzte Sinnzuweisungen.“ ¹⁶⁵

Besonders das Kreuzbergdenkmal erlebte wechselnde symbolische und reale Besetzungen.¹⁶⁶ Die konservative Denkmalsbesetzung ging mit der Vereinnahmung des Mottos der Befreiungskriege „*Mit Gott für König und Vaterland!*“ einher. Dieses Motto hatte sich seit den Anfängen einer konservativen Parteibildung im Jahre 1848 mehr und mehr zum Programm verfestigt - für den christlich-monarchischen Staat, gegen Liberalismus und deutsche Einheit - und lebte jetzt als bewußt polarisierender Kampfruf entsprechend der Losung „*für den König, gegen die Demokraten*“¹⁶⁷ wieder auf.

Fontanes Kandidatur war ein anti-demokratisches Bekenntnis und konnte nach Lage der Dinge gar nichts anderes sein. So verlangte der „Monarchisch-konstitutionelle Wahlverein“ in gewohnt weitherziger Definition des Begriffs 'Demokrat', „*keinem Demokraten (s.g. 'Fort-schrittsmann' oder vorgeschrittenen Konstitutionellen) [seine] Stimme [zu] geben*“¹⁶⁸.

„Demokrat“ war also schon der, der entschieden für die Verfassung eintrat. Der approbierte Kandidat Fontane stand ebenso entschieden auf der Gegenseite.

XI. „Wahl-Terrorismus“

Fontane setzte sich mit seinen Anschauungen des Jahres 1862, der Stimmenwerbung und Kandidatur in seinem Bezirk dem Streit der Parteien aus. Die Polarisierung tat ein übriges, die Gemüter zu erhitzen. Außerdem: „*Haus Fontane*“ war eben nicht nur „*Haus Fontane*“, sondern auch „*Haus von Ledebur*“. Zwei Kandidaten der Konservativen in einem Haus, von denen der eine ein bezirks- und stadtbekannter Organisator der Partei war - das mochte zusätzlichen Unmut erregen. Wie weit sich dieser Unmut steigern konnte, erlebte dann Fontane nicht mehr unmittelbar, verdient aber dargestellt zu werden, da es ein bezeichnendes Licht auf die gespannten Verhältnisse in seinem Urwahlbezirk wirft.

Die Wählerschaft des „139. Urwahl=Bezirks“ war gespalten, von Haus zu Haus, mitunter wohl auch von Wohnung zu Wohnung. Diese Spaltung führte im Jahr darauf, bei den Urwahlen im Herbst 1863, als Fontane bereits verzogen war, zu „*Excessen, die durch die ganze Stadt ein großes Aufsehen erregt haben*“¹⁶⁹. Ihr Opfer wurde Fontanes Wohnungsnachbar, der Freiherr von Ledebur, der über diese Vorfälle einen mehrseitigen Bericht für die Polizeibehörden verfaßte.

Dem Bericht (mit namentlicher Nennung der Tatbeteiligten, mutmaßlichen Anstifter, Zeugen und Helfer) waren Presseberichte im

„Publicisten“ Nr. 248 und der „Gerichts-Zeitung“ Nr. 124 vorausgegangen.¹⁷⁰ „Der kleine Reaktionär“, das „Illustrierte humoristisch-satirische Wochenblatt für die conservative Partei“, schlachtete die Vorfälle für seine Zwecke aus und stellte in zwei Holzschnitten den „*Feudalen Wahl=Terrorismus*“ und den „*Fortschritts=Wahl=Terrorismus*“ unter der Überschrift „*Facta loquuntur*“ einander gegenüber.

Auch höheren Orts erregten die Vorfälle Aufmerksamkeit. Der Kultusminister Dr. von Mühler erkundigte sich „*teilnehmend*“¹⁷¹ nach dem Befinden des vierundsechzigjährigen Freiherrn, der vor dem Wahllokal in einem Handgemenge mit seinen „*Fortschritts=Gegnern*“ zu Boden gegangen war. Nach seiner Aussage befand er sich „*in derjenigen Lage der Nothwehr, wo ich, wenn ich bewaffnet gewesen wäre, den aller entschiedensten Gebrauch von der Waffe gemacht haben würde*“¹⁷². Der Freiherr war Hauptmann a.D.

Ledebur glaubte an eine gezielte Herbeiführung der „*Excesse*“ durch „*böswillige Aufreizungen*“ und nannte in diesem Zusammenhang den Fabrikanten Hübsch (Tempelhofer Straße 35). Daß ein heftiger Wortwechsel vor der eigentlichen Wahlhandlung den „*Excessen*“ vorausgegangen war, mochte er gleichwohl nicht verschweigen:

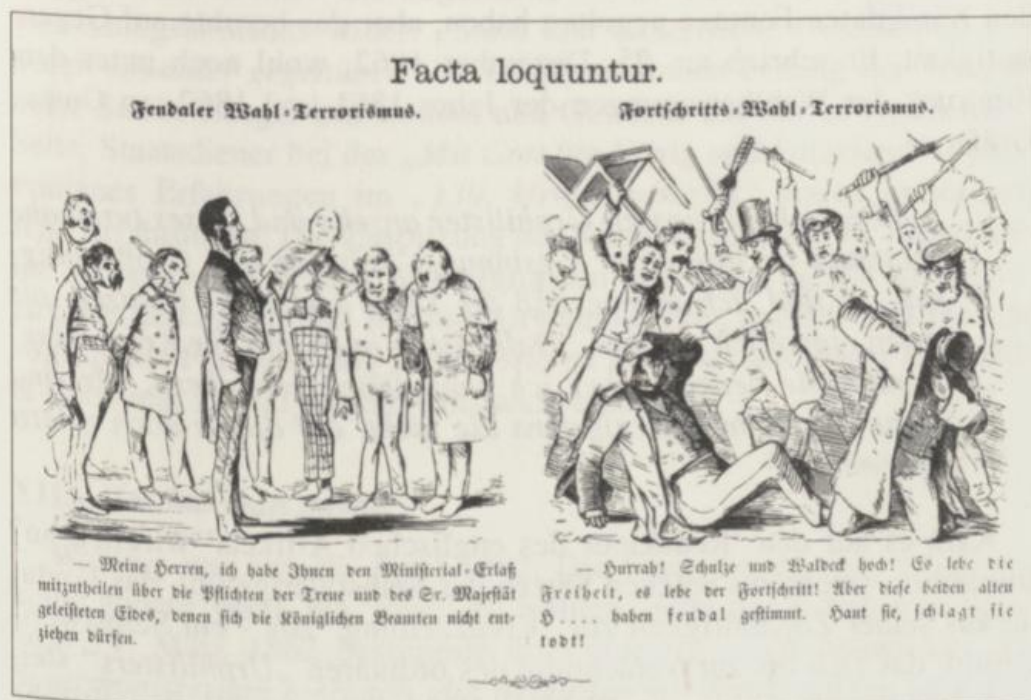


Abb. 6

Die Agitation mag theilweise die Fortwirkung eines Rencontres gewesen sein, welches mein Bruder, der Oberstlieut. a.D. Frh. v. L. mit dem als Wahlmann der Fortschritts-Partei aufgestellten und demnächst auch gewählten Literaten Leben gehabt hat, der mit schnöden Witzen und Verhöhnungen der Conservativen am Eingange zum Wahllokale die Candidaten-Zettel seiner Partei vertheilte. (...) Die zwei Stunden später ausgestreute Agitations-Parole, wonach ein Herr v. L. sich zur Bezeichnung der Gegner des Ausdrucks 'Vagabonden' bedient haben soll, war aus der Luft gegriffen und nur in der böswilligen Absicht ausgestreut worden, Gewaltthätigkeiten der rohen Masse gegen die bezeichneten Personen herbeizuführen. 173

Vermutlich hatte der „Literat“ Fontane im Jahr zuvor an derselben Stelle wie der „Literat“ Leben gestanden, um dort die „Candidaten-Zettel“ seiner Partei zu verteilen. Das war im Schatten des Kreuzbergdenkmals, denn als Wahllokal war dem Urwahlbezirk der Saal des Tivoli angewiesen. Von diesem Denkmal ist gesagt worden, daß es „*offenbar auch absichtlich die volklose Landschaft (aufsuchte) und die räsønnierende Öffentlichkeit der Städte (mied)*“ 174. Spätestens jetzt war es vom räsønnierenden Wahlvolk der Hauptstadt eingeholt worden. Dieses Wahlvolk war auf die Brüder von Ledebur offensichtlich gar nicht gut zu sprechen. In einem gewissen Maße dürfte das auch für den Kandidaten Fontane gegolten haben, aber das beruhte auf Gegenseitigkeit. Er schrieb am 25. Dezember 1862, wohl noch unter dem Eindruck der Wahlbewegungen der Jahre 1861 und 1862, an Gustav Gräff:

Wenn ich mir unsren Urphilister ansehe und dieses turmhohe Quantum an ordinairer Gesinnung, Feigheit und Großmüligkeit, so find' ich immer, daß die Leute viel mehr besitzen, als ihnen eigentlich gut thut. 'Dafür ist er auch von der Kreuz-Ztng' werden Sie denken; aber ich kann Ihnen versichern, wir sind nicht so schlimm, wenigstens die nicht, auf die es doch zuletzt ankommt. 175

Kam es auf den 'Redakteur des englischen Artikels' wirklich an? Immerhin spricht aus solchen Sätzen das Selbstwertgefühl, das Fontane aus seiner Zugehörigkeit zur „Kreuzzeitung“ zog - ein Selbstwertgefühl, das sich bis zur Verachtung des ordinären „Urphilisters“ steigern konnte, als dieser von Wahl zu Wahl überzeugendere politische Mehrheiten zustande brachte.

Fontane wird dabei vor allem an Personen aus seinem Urwahlbezirk gedacht haben, die sich im „Geschäftsverkehr“, bei der Stimmenwerbung oder direkt bei der Wahl als Anhänger der „Fortschrittspartei“ zu erkennen gegeben hatten. Zu seinen Gegnern mußte er nach Ledeburs Bericht vor allem den „Kaufmann Hermann“ (Tempelhofer Straße 7), den „Fabrikanten Hübsch“ (Tempelhofer Straße 35), den „Schuhmachermeister Päga“ (Tempelhofer Straße 42) und den „Literaten Leben“ zählen.

Zu seinen Bundesgenossen durfte er die Staatsdiener, größtenteils Subalternbeamte, die städtischen Ordnungshüter und Militärs rechnen. Darunter befanden sich der „I. Geh. Registrator im Staats=Ministerium, Kanzlei=Rath Grundmann“¹⁷⁶, der „Geh. Secretair Bergmann“, der „Herolds=Amts=Kanzlei=Secretair Griebenow“ (Tempelhofer Straße 43), der „Geh. Kanzlei=Secretair beim Ober=Tribunal Spranger“ (Tempelhofer Straße 45), der „Steuer=Aufseher Flügel“ (Tempelhofer Str. 3), der „Geh. Rath Brandl“, der „Polizei=Secretair Kaiser“, der „Polizei=Lieutenant von Puttkamer“ (Tempelhofer Str. 3), der „Polizei=Lieutenant von Uechteritz“, der „Oberstlieutenant a.D. Freiherr von Ledebur“ (Tempelhofer Straße 28) und nicht zuletzt sein vielfach genannter Bruder, der Direktor der Königlichen Kunstammer von Ledebur.

In dieser Konstellation von Gegnern und „Gesinnungsgenossen“ spiegelt sich *in nuce* die allgemeine Konfrontation des preußischen Verfassungskonflikts wider: „Staat und bürgerliche Gesellschaft (...) traten einander gegenüber.“¹⁷⁷ Denn wir finden entlang der Tempelhofer Straße Bürger aus Handel und Gewerbe auf der „Fortschritts“-Seite, Staatsdiener bei der „Mit Gott für König und Vaterland“-Partei. Fontanes Erfahrungen im „139. Urwahl=Bezirk“ waren exemplarische Erfahrungen. Die Zuspitzung der Konfrontation bis zu Tötlichkeiten zwischen den beiden Wählergruppen hebt indes diesen Urwahlbezirk aus den knapp 300 Berliner Urwahlbezirken heraus. Und manche zugespitzte Formulierung in den Briefen Fontanes aus dieser Zeit dürfte sich nicht zuletzt diesem Umstand verdanken.

XII. „Das hat man davon“

Wahltag war am 28. April 1862. Die Staatsdiener aber hatten gar keine andere Wahl, als 'loyal' zu wählen, denn der Königliche Erlass vom 19. März 1862 bestimmte unzweideutig: „Ich beauftrage das Staatsministerium hiernach, die Behörden mit Anweisungen zu versehen und allen Meinen Beamten ihre besondere Pflicht in Erinnerung

zu rufen.“¹⁷⁸ Wie hätte es da ein Subalternbeamter wagen können, seine „Pflicht“ zu verletzen? Man stelle sich nur vor, daß dies sofort an höchster Stelle, im „Bureau des Staats=Ministeriums“, bekannt geworden wäre. Denn der dort tätige Geh. Registrator Grundmann hätte es wiederum als *seine* Pflicht erkennen müssen, diese Pflichtverletzung zu registrieren und im „Staats=Ministerium“ zu melden.

Das ist die eine Seite; die andere: Obwohl der Staatsdienst in Preußen ein „Hauptgewerbe“ (Varnhagen von Ense) darstellte, bildete er doch in der weit überwiegenden Zahl der Berliner Urwahlbezirke eine deutliche Minorität. Deshalb reichte die versammelte Kanzlei- und Polizeiweisheit in der Regel nicht aus, einen Wahlmann der Konservativen durchzubringen. Und obwohl sich der Einfluß der „natürlichen Autoritäten“ in der „III. Wahl=Klasse“ am besten geltend machen konnte, verbesserte das die Wahlchancen des Kandidaten Fontane kaum.

Man kann etwa abzählen, was dann tatsächlich für ihn herauskam. Angenommen, er konnte zu den 'sicheren' Stimmen der genannten Staatsdiener, zuzüglich der Stimme des „Nuntius Baum“ (Tempelhofer Straße 50) und des Sohnes des „Polizei=Secretairs Kaisers“, noch einmal dieselbe Stimmenzahl hinzugewinnen, kommt man auf 26. Fontane trug am Wahltag in sein (verlorenes) Tagebuch ein:

(...) glänzender Sieg der Demokraten; ich erhalte unter den Conservativen die meisten Stimmen (26) darunter eine für Herrn Shantom; - das hat man davon.¹⁷⁹

Er stand von vornherein auf verlorenem Posten. Der „glänzende Sieg der Demokraten“ galt nicht nur in Berlin, sondern landesweit. Bei den im Mai 1862 erfolgten Abgeordnetenwahlen gewann die Opposition über 230 Mandate, das heißt zwei Drittel aller Sitze. Die Zahl der konservativen Mandate schmolz auf ganze zehn zusammen. Nur war es eigentlich kein Sieg der „Demokraten“ - Fontane übernahm hier lediglich die konservative Sprachregelung -, sondern der „Deutschen Fortschrittspartei“; diese wollte aber gar nicht demokratisch werden, „denn sie schwieg sich über das eingeschränkte Vereinsrecht und das allgemeine Wahlrecht aus“.¹⁸⁰

Die Tagebucheintragung ist in einem Punkt rätselhaft; vielleicht ist dies die Lösung: Wurde die Stelle „für Herrn Shantom“ möglicherweise verlesen? Könnte dort nicht „für Herrn Phantom“ gestanden haben? Charlotte Jolles, die dem Verf. freundlicherweise eine Kopie ihrer damaligen handschriftlichen Aufzeichnung überlassen hat, hält diese Lesart für „eigentlich nicht möglich“, möchte jedoch auch nicht

ausschließen, sich „*verlesen (zu) haben*“¹⁸¹. Insoweit bewegen sich die folgenden Überlegungen auf unsicherem Boden. Unterstellt, die vorgeschlagene Lesart wäre die richtige: Hatte sich da ein Wähler erlaubt, den Kandidaten durch Vertauschung der Vokale zum „*Phantom*“ zu erklären? Denkbar wäre es auch deshalb, weil das Schluß-e des Namens in der Aussprache stumm blieb und Name wie Begriff aufgrund ihrer französischen Provenienz einen gewissen Gleichklang bildeten. Die Lesart „*Phantom*“ [fã'to:m] im Vergleich mit „*Fontane*“ [fõ'tan] ist zumindest nicht abwegig.

Das wirft eine weitere Frage auf: War in der - und das wäre die These - Verballhornung des Namens zugleich eine Anspielung enthalten? Hatte da ein in das politische Vorleben des Kandidaten eingeweihter Urwähler zwar nicht auf das „*proteische Erscheinungsbild*“ (Helmuth Nürnberger), aber doch auf das 'trügerische Erscheinungsbild' seiner politischen Existenz anspielen wollen? Das müssen Spekulationen bleiben. Keine Spekulation ist hingegen eine zweite, überraschende Verbindung zu dem demokratischen Vorleben des konservativen Kandidaten. Sie ergibt sich über einen Wähler des „139. *Urwahl=Bezirks*“. Der „*Polizei-Secretair Kaiser*“ ist nämlich kein anderer als der ehemalige Wachtmeister Kaiser, eine stadtbekannte 'Ordnungsmacht', genauer: einer der bestgehaßten Männer des Berlins der Jahre 1849/50. Über ihn hatte Fontane in der „*Dresdner Zeitung*“ vom 28. November 1849 geschrieben:

*Das Vereinsleben ist scheintot. Der Wachtmeister Kaiser selbst, dies verkörperte Prinzip der gesellschaftlichen Auflösung, findet kein Feld mehr für seine Tätigkeit. Die Demokratie war mit Recht der Meinung, daß gerade jetzt Konflikte mit der Sicherheitsbehörde unter allen Umständen zu vermeiden seien.*¹⁸²

In seinem am 9. Dezember 1849 in der „*Dresdner Zeitung*“ erschienenen Aufsatz *Der wiedergeborene Polizeistaat* hatte Fontane gleich zweimal nachgesetzt: „*Schweigen wir von der Kaiserlichen Machtvollkommenheit, die nach Laune Volksvereine schließt und jede Frage: 'warum?' mit einem Säbelhiebe beantwortet*“¹⁸³. Und: „*Wer mag noch staunen, wenn der Wachtmeister Kaiser ausruft: 'diem perdidit!' so oft er weniger als zwölf Demokratennasen hat bluten sehen!*“¹⁸⁴ Am 18. März 1850 endlich, dem Jahrestag der Märzrevolution, schrieb Fontane mit bitterer Ironie:

*An ein paar Verhaftungen wird es nicht fehlen; der Konstabler-Wachtmeister Kaiser wird Carlier II. spielen und die Tränen einer zum Friedrichshaine wallfahrenden Witwe oder Mutter (alles der öffentlichen Ruhe wegen) polizeilich verbieten wollen.*¹⁸⁵

Im Friedrichshain lagen die Märzgefallenen. „Carlier II.“ setzte den Wachtmeister Kaiser mit dem berühmten Pariser Polizeichef Pierre Charles Carlier in anrühige Beziehung. Wußte der jetzige „Polizei=Secretair“, mit welchen Wendungen ihn der konservative Kandidat einmal bedacht und mit wem er ihn verglichen hatte? Als Mann der Sicherheitsbehörde konnte ihm manches zur Kenntnis gelangt sein, was dem gewöhnlichen Bürger verborgen blieb. War also Kaiser der Mann, der sich, eingedenk der früher erlittenen Schmähungen, die Genugtuung verschafft hatte, „Herrn Fontane“ als „Herrn Phantom“ zu bezeichnen? Die Stimme war ja nicht verloren. - „Das hat man davon“?

XIII. „Gardeoffizier comme il faut“

Auch wenn dies alles nicht zutreffen sollte und der „Polizei=Secretair“, ordnungsgemäß, laut und vernehmlich für „Herrn Fontane“ votiert hatte, bleibt es ein denkwürdiger Zufall, daß „dies verkörperte Prinzip der gesellschaftlichen Auflösung“ nun den Erfinder dieser Malice zu wählen hatte. Denn das war seine „besondere Pflicht“ gemäß dem Königlichen Erlaß vom 18. März 1862. Er war auch sonst zur Stelle: Laut Ledeburs Bericht über die Vorfälle bei den Urwahlen am 20. Oktober 1863 „war es ins Besondere der Polizei=Secretair Kaiser und wie ich höre sein Sohn, die sich meiner angenommen haben. Der ältere Herr Kaiser beruhigte mich auch wegen meines noch von der bösen Rotte umgebenen Bruders, zu dem er zurückeilte“¹⁸⁶.

Der bedrängte Bruder - wiederum ein denkwürdiger Zufall - hatte auch eine Rolle im Leben des Kandidaten Fontane gespielt. Das war einige Jahre vor der „Kaiserlichen Machtvollkommenheit“. Zählte Fontane den „Konstabler-Wachtmeister“ zu den 'unnatürlichen Autoritäten', so hatte der Bruder Leopold von Ledeburs einmal zu seinen „natürlichen Autoritäten“ gehört, jedenfalls nach altpreußischem Comment. Es handelt sich nämlich um Fontanes ehemaligen militärischen Vorgesetzten, den - damaligen - Major Ferdinand Freiherr von Ledebur. Dieser hatte am 30. März 1844 das Kommando des 2. Bataillons des Kaiser-Franz-Regiments übernommen, in dem Fontane vom

1. April 1844 bis zum 1. April 1845 als Einjährig-Freiwilliger diente. 1850 war von Ledebur als Oberstleutnant aus dem Heer ausgeschieden.

Für den Fontane der Autobiographie *Von Zwanzig bis Dreißig* war er „ein schöner Mann, Gardeoffizier comme il faut“¹⁸⁷. Das lag, von den Wahlen aus gesehen, beinahe zwei Jahrzehnte zurück. Der Freiherr stand inzwischen in den Sechzigern, die geordneten Autoritätsbeziehungen des Vormärz waren dahin. Der Gardeoffizier a.D., vor dem sogar ein Hauptmann, Fontanes Kompaniechef Emil Freiherr von Schleinitz, gezittert hatte, war 'dritt'-klassig geworden. Leopold von Ledebur sprach von den „Wählern 3.^{ter} Abtheilung, zu welchen auch mein Bruder, der Oberstlieutenant a.D. Frh. v. L. (Tempelh. Str. nro. 28), und ich (ebendas. nro. 51) gehörten“¹⁸⁸. Das war bitter. Der Stabsoffizier der Garde und der Direktor der Königlichen Kunstammer, Brüder aus altem westfälischen Adelsgeschlecht, waren mitsamt den Subalternbeamten 'unters Volk' gefallen. Das Geld saß in diesem Urwahlbezirk woanders: bei den Kaufleuten und Fabrikanten, die entsprechend ihrem Steueraufkommen zweit- oder gar 'erst'-klassig geworden waren. Mit anderen Worten: Das Dreiklassenwahlrecht, das eigentlich den Einfluß der „natürlichen Autoritäten“ stärken sollte, unterminierte deren Stellung, je mehr das Bürgertum vom wirtschaftlichen Aufschwung profitierte.

Solcherart 'degradiert', mußte sich der Gardeoffizier obendrein die „schnöden Witze und Verhöhnungen“ eines hergelaufenen Literaten anhören, der dann auch noch als Wahlmann der „Fortschritts-Partei“ reüssierte, während sein Bruder, der in der „II. Wahl=Klasse“ kandidierende „Director v. Ledebur“, durchfiel. Das war nicht nur bitter, das schuf auch Verbitterung. Vor diesem Hintergrund versteht man sicher besser, warum von Ledebur von den „nicht ungewöhnlichen terroristischen Partei-Manöver(n) meiner Gegner“, der „bösen Rotte“, ja der „drohenden roten Rotte“ und von „böswilligen Aufreizungen“ sprach.¹⁸⁹ Man versteht aber vielleicht auch besser, warum Fontane meinte, „daß die Leute mehr besitzen, als ihnen eigentlich gut thut“, und daß „speziell unsrer guten Stadt Berlin“ die Tugenden der „Beschränkung, Disciplin, das freimüthige Bekenntnis des Nichtwissens“ vonnöten seien. Fontanes anti-bourgeoiser Affekt dürfte in solchen Erfahrungen eine seiner Wurzeln haben.

Der „139. Urwahl=Bezirk“, die Tempelhofer Straße zwischen Belle-Alliance-Platz und Kreuzbergdenkmal: Wohnort, Wahlort, Erfahrungsort und Kreuzungspunkt biographischer Linien. Hier verdichtet sich in fast einzigartiger Weise Soziales und Politisches, Histo-

risches und Aktuelles, Erinnertes und Erlebtes - die 'große' Geschichte in der 'kleinen'. Dann Ort der ersten „Kreuzzeitungs“-Jahre, von dem aus viele Wege in das konservative Milieu der Hauptstadt führten: nach Bethanien, in das Häselersche und Wangenheimsche Haus, gelegentlich noch in den „Tunnel“, aber auch in die Sitzungen des „Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg“, in das „gesellschaftliche Leben auf der Kreuzzeitung“ und die Redaktion des „Wochenblatts der Johanniter=Ordens=Balley Brandenburg“. Schließlich Schreibort der ersten *Wanderungen*-Bände mit nachbarschaftlichen Berührungen und Verbindungen zu allerlei Vereinen und Personen, deren Leben und Streben dem Provinziellen, „streng Märkische(n)“ galt.

XIV. Schluß

Dieser Versuch über den politischen Fontane ging davon aus, „daß Vergangenheit unter anderem durch die Belebung von verschollenen Details, die erst auszugraben sind, wieder einsehbar gemacht werden kann“¹⁹⁰. Nachdem wir dem Fontane der ersten „Kreuzzeitungs“-Jahre in Vereine, Ressourcen, Salons, ins Wahllokal, ja in Haus und Wohnung gefolgt sind, ist es an der Zeit, aus dieser Recherche nun auch einige Folgerungen zu ziehen.

Der politische Fontane hat einen Anspruch darauf, von seinen Biographen nicht weniger ernst genommen zu werden, als er selbst, von Gegnern wie Genossen, genommen sein wollte. Ergeben sich dann „Widersprüche in Fontanes politischer Entwicklung“¹⁹¹, sollten sie festgehalten und mit größtmöglicher Klarheit herausgearbeitet werden, bevor man sich an eine 'Erklärung' macht. Dabei gilt es vor allem, der Versuchung zu widerstehen, dieses bürgerliche Leben, das streckenweise recht unbürgerlich verlief (und das „Kreuzzeitungs“-Jahrzehnt gehört dazu), vom Ende her als folgerichtig zu verstehen. Wendungen, Brüche und Widersprüche liegen auf der Hand; sie erzeugen erst jene Vielschichtigkeit, jene Spannungen und Paradoxien, die Leben und Werk zum Gegenstand fortdauernden Interesses machen. Man bringt sich um das Beste, wenn man die *via ad proprium* zu einseitig betont.



Abb. 7

Für die künftige biographische Forschung wird es unerlässlich sein, Fontanes Selbstzeugnisse und Selbstaussagen mehr als bisher im Lichte nicht-Fontanescher Zeugnisse und Aussagen zu überprüfen. Zeit und Welt mit den Augen Fontanes zu sehen, mag immer wieder reizvoll sein, nur sollte die Gegenprobe nicht fehlen. Bei solchen Gegenproben wird man auch künftig vor Überraschungen nicht sicher sein. Reiz und Risiko der Forschung liegen eben darin, mit den „*verschollenen Details*“ gelegentlich auch Unbequemes zutage zu fördern, das sich nicht problemlos in vorgezeichnete Entwicklungslinien einfügen läßt.

Der Fontane der 1860er Jahre, der „Kreuzzeitungs“-Redakteur, war ein Mann dieser Zeitung und der durch sie repräsentierten Partei. (Um zu ihr zu gehören, mußte man nicht zwangsläufig kirchlich oder doktrinär sein; berufliche, schriftstellerische, gesellschaftliche, ja, auch historisch-ästhetische Gründe konnten neben den eigentlich politischen zu einer Annäherung an die Partei führen.) Deutungen wie die von Kenneth Attwood gehen am Kern der Sache vorbei: „*Das Schicksal, oder in diesem Fall vielmehr eigene politische Ungeschicklichkeit, hat Fontane in ein Lager getrieben, zu dem er seiner inneren Überzeugung nach nicht gehörte: zur reaktionären 'Kreuzzeitung'.*“¹⁹²

Das „*Schicksal*“ sollte die Forschung nicht ohne Not bemühen, zumal in diesem Fall doch zielgerichtetes Handeln von verschiedenen Seiten im Spiel war, und „*politische Ungeschicklichkeit*“ ist ja auch nicht gerade ein Kompliment für einen politisch erfahrenen Journalisten. Und wird Fontane, bei Lichte besehen, nicht ein Bärendienst erwiesen, wenn man ihm unterstellt, einer Sache zehn Jahre gegen die eigene Überzeugung gedient zu haben?

Man wird den Widerspruch zwischen dem Fontane der Märzrevolution und dem Fontane der preußischen Konfliktzeit aushalten müssen. Das ist nicht ganz einfach, da dieser Widerspruch die politischen Extreme umfaßt. Um diesen Richtungswechsel zu erkennen, braucht man nur die politischen Aussagen Fontanes der 1860er Jahre jenen der Jahre 1848/49 gegenüberzustellen. Besonderes Gewicht erhält dieser Befund aber erst aufgrund der Vergleichbarkeit der politischen Entscheidungssituationen. Dazu hat der Historiker Heinrich August Winkler festgestellt:

Der preußische Verfassungskonflikt der Jahre 1862 bis 1866 war der letzte Versuch des deutschen Bürgertums, dem Feudaladel die politische Führungsrolle abzunehmen. Wie in der Revolution von 1848 ging es um ein doppeltes Ziel: Liberalisierung des Obrigkeitsstaates und nationale Einigung Deutschlands.¹⁹³

Auf dieses „*doppelte Ziel*“ hat der Fontane der „Berliner Zeitungshalle“ 1848 als Demokrat und der Fontane der „Kreuzzeitungs“-Partei 1862 als Anti-Demokrat Antworten gegeben, die sich gegenseitig ausschließen. Da gibt es nichts zu vermitteln; der Widerspruch bleibt unaufgelöst. Das gilt jedenfalls solange, wie man die Szenen aus zwei Lebensphasen gleichsam 'zusammenschneidet' und das Dazwischen ausspart. In dieses Dazwischen, immerhin vierzehn Jahre, haben die Untersuchungen von Charlotte Jolles das meiste Licht gebracht. Dennoch ist unser Kenntnisstand noch in vielerlei Hinsicht so vorläufig und lückenhaft, daß eine *zuverlässige* Nachzeichnung der politischen Entwicklung Fontanes bis zu seinem Eintritt in die „Kreuzzeitung“ schwerfällt.

Hier ging es lediglich darum, über eine Phase Klarheit zu gewinnen. Da diese Phase mit einem Wendepunkt in der preußischen und mittelbar deutschen Geschichte zusammenfällt und auch Fontane an einem Wendepunkt seines Lebens steht, darf sie besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. Die Zeit für Erklärungen scheint noch nicht gekommen.

Anmerkungen

- 110 Vgl. Hermann Wagener (Hrsg.): *Neues Conversationslexikon, Staats- und Gesellschaftslexikon*, 12. Bd., Berlin 1863, S. 91-93 s.v. „Ledebur“; B. Reuter: „Leopold Freiherr von Ledebur“, in: *Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde*, 15, 1878, S. 55-58; E. Friedlaender: „Leopold Karl Wilhelm August Freiherr von Ledebur“, in: ADB, 18, S. 113f.; kurze biograph. Skizze auch in der Einl. zu: Leopold von Ledebur: *Minden-Ravensberg. Denkmäler der Geschichte der Kunst und des Altertums*, hrsg. v. Gustav Heinrich Griese, Bünde i.W. 1934.
- 111 Teilnachlaß Leopold von Ledebur (im Bes. d. Vf.).
- 112 Ich zitiere nach den Kopien, die mir freundlicherweise Herr Walter Wescher (Garbsen) zur Verfügung gestellt hat.
- 113 Fontane an Ledebur, Berlin, 29. März 1871 (S. 1).
- 114 Vgl. *Bibliographie zur Geschichte der Mark Brandenburg*, Teil 1, bearb. v. Hans-Joachim Schreckenbach, Weimar 1970, Nrn. 316, 1883, 2102, 2828, 3339, 3370, 3373, 3374, 3500, 3638, 3799, 3854, 6021, 6059, 6092, 6102, 6119, 6165, 6224.
- 115 Fürstenau: *Fontane und die märkische Heimat* (wie Anm. 88), S. 217. Fontane hat Ledebur auch noch bei den Vorarbeiten zu *Vor dem Sturm* zu Rate gezogen (Theodor Fontane: *Romane und Erzählungen in acht Bänden*, hrsg. v. Peter Goldammer, Gotthard Erler, Anita Golz u. Jürgen Jahn, I. *Vor dem Sturm*, 1. Bd., Berlin/Weimar 1969, S. 340).
- 116 Fontane an Ledebur, Berlin, 30. Juni 1861 (S. 3).
- 117 Hierzu ist eine gesonderte Studie in Vorbereitung.
- 118 „Wochenblatt der Johanniter=Ordens=Balley Brandenburg“, Nr. 1, 3.10.1860, S. 1-4.
- 119 Ebd., Nr. 30, 24.7.1861, S. 134-136.
- 120 Ebd., Nr. 1/2, 3./10.1.1866, S. 2-5 u. 7-8.
- 121 Ebd., Nr. 24, 14.6.1865, S. 136-139.
- 122 Ebd., Nr. 30, 26.7.1865, S. 171-172.
- 123 Ebd., Nr. 34, 26.8.1865, S. 195-197.
- 124 Ebd., Nr. 36, 6.9.1865, S. 205-207.
- 125 Ebd., Nr. 46, 15.11.1865, S. 266-269.
- 126 Ebd., Nr. 47, 22.11.1865, S. 271-272.
- 127 Ebd., Nr. 40, 3.10.1866, S. 249-250 u. Nr. 42, 17.10.1866, S. 260-262.
- 128 Ebd., Nr. 11, 11.3.1868, S. 62-65 u. Nr. 12, 18.3.1868, S. 72-74.
- 129 Ebd., Nr. 10, 9.3.1870, S. 55-58.
- 130 Ebd., Nr. 6, 10.2.1864, S. 38.
- 131 Ebd., Nr. 7, 17.2.1864, S. 42.
- 132 Ebd., Nr. 8, 24.2.1864, S. 52.
- 133 Ebd., Nr. 6, 9.2.1868, S. 31-32.
- 134 Ebd., Nr. 10, 4.3.1868, S. 96.

- 135 Ebd., Nr. 6, 10.2.1869, S. 37-38.
- 136 Schneider an Ledebur, Potsdam, 22. Juni 1864 (im Bes. d. Vf.).
- 137 Der Briefwechsel, der interessante Einblicke in das Vereinsleben und die Beziehungen zwischen Schneider und Ledebur gewährt, beginnt am 1. Juli 1861 und endet am 27. Oktober 1875 (im Bes. d. Vf.).
- 138 Theodor Fontane: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Das Ländchen Friesack und die Bredows* (wie Anm. 91), S. 327 u. 329.
- 139 Ebd., S. 324-334 u. Anm. S. 467.
- 140 Ebd., S. 327.
- 141 Schneider an Ledebur, Potsdam, 14. Dezember 1863 (im Bes. d. Vf.).
- 142 Schneider an Ledebur, Potsdam, 7. Mai 1865 (im Bes. d. Vf.).
- 143 Theodor Fontane: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Das Ländchen Friesack und die Bredows* (wie Anm. 91), S. 327.
- 144 Schneider an Ledebur, Potsdam, 27. Oktober 1875 (im Bes. d. Vf.); vgl. F. Netto: *Louis Schneider. Ein Lebensbild zu seinem 100. Geburtstag am 29. April 1905*, verf. u. vorgetr. in der 100. Sitzung des Potsdamer Geschichtsvereins am 25. April 1905, Berlin/Potsdam 1905, 25 S. m. Abb.
- 145 *Fontane und Berlin*, im Auftrag des Vereins für die Geschichte Berlins, gegründet 1865, und der Historischen Gesellschaft zu Berlin, gegründet 1872, hrsg. v. Hans-Dieter Looock, Berlin 1970, S. 13; auch in: Theodor Fontane: *Balladen und Gedichte*, hrsg. v. Edgar Groß u. Kurt Schreinert, München 1962, S. 603f.
- 146 Theodor Fontane: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* (wie Anm. 63), I. Bd., S. 357.
- 147 „Im Tagebuch (Friedr. Fontanes Kartei) wird für den 21.V.1862 vermerkt, daß F. Vorträge im Verein für die Mark Brandenburg gehört habe, die Schneider, Cassel und Ledebur hielten. Offenbar ist der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg gemeint“ (Fürstenaus: *Fontane und die märkische Heimat* [wie Anm. 88], S. 259 Anm. 127). Fürstenaus Vermutung läßt sich quellenmäßig belegen. Am 21. Mai 1862 fand tatsächlich eine Vereinssitzung statt, in der die Genannten Vorträge hielten (Protokoll der Sitzung vom 21. Mai 1862 [Fr. Holtze], in: *Märkische Forschungen*, hrsg. v. dem Vereine für Geschichte der Mark Brandenburg, VII. Bd., Berlin 1863, S. 34f.).
- 148 Robert Springer: *Berlin's Strassen, Kneipen und Clubs im Jahre 1848*, Berlin 1850, S. 33.
- 149 Odebrecht: *Die ersten fünfundzwanzig Jahre des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg* (wie Anm. 84), S. 18f.
- 150 *Wahlinstruktionen und Liste konservativer Wähler* (wie Anm. 29), (S. 1).
- 151 Ebd.
- 152 Ebd.
- 153 *Wahlinstruktionen* des „Ausschusses des monarchisch=konstitutionellen Wahlvereins“ (wie Anm. 14), (S. 3).
- 154 Zit. nach der Kopie der Aufzeichnungen von Charlotte Jolles aus den (verlorenen) Tagebüchern.

- 155 *Wahlinstruktionen und Liste konservativer Wähler* (wie Anm. 29), (S. 1).
- 156 Fontane an Wilhelm Hertz, (16. April 1862), in: Theodor Fontane: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz* (wie Anm. 9), Nr. 99, S. 75.
- 157 Engelberg: *Bismarck* (wie Anm. 44), S. 512.
- 158 *Wahlinstruktionen und Liste konservativer Wähler* (wie Anm. 29), (S. 1).
- 159 *Organisation der konservativen Partei in Berlin zu den Wahlen im Jahre 1870*, Berlin, 8. April 1870. Der Vorstand des Wahlvereins der Konservativen. Druck v. F. Heinicke in Berlin, Königgrätzerstraße 15, S. 10f. (im Bes. d. Vf.).
- 160 Jutta von Simson: *Die Berliner Säulenmonumente*, in: *Berlin und die Antike*, Ausstellung aus Anlaß des 150jährigen Bestehens des Deutschen Archäologischen Instituts, Katalog, hrsg. v. Willmuth Arenhövel, Berlin 1979, S. 204-208, hier S. 205.
- 161 Ebd.
- 162 Fontane an Ernst Kossack, 16. Februar 1864, in: Theodor Fontane: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz* (wie Anm. 9), S. 450f.
- 163 Winkler: *1866 und 1878* (wie Anm. 46), S. 39.
- 164 *Wahl=Aufruf*. Berlin, den 23. März 1862. „Der monarchisch-konstitutionelle Wahlverein“ (wie Anm. 42).
- 165 Martin Warnke: *Politische Landschaft. Zur Kunstgeschichte der Natur*, München/Wien 1992, S. 26.
- 166 Vgl. Hubertus Fischer: *Denkmalsbesetzung. Denkmal, Politik und Lied in Berlin*, in: *Denkmalsbesetzung. Preußen wird aufgelöst*, hrsg. v. Andreas Kaiser, Berlin 1982, S. 135-152, bes. S. 137-141.
- 167 *Wahlinstruktionen* des „Ausschusses des monarchisch=konstitutionellen Wahlvereins“ (wie Anm. 14), (S. 2).
- 168 Ebd.
- 169 Hs. Mskr. Leopold von Ledeburs: *Des Director Frh. von Ledebur Bericht über die ihm am 20. Oct. 1863 bei der Urwahl des UrwahlBezirks nro. 139 in Tivoli widerfahrene Unbill. Berlin d. 26. Oct. 1863*, 10 S., unpag., hier (S. 5), (im Bes. d. Vf.).
- 170 Ebd., (S. 8f.).
- 171 Das geht aus dem in Abschrift vorliegenden Brief Leopold von Ledeburs an „S. Excellenz den Geh. Staatsminister u. Minister der geistlichen, Unterrichts- u. Medizinal-Angelegenheiten, Ritter Joh. O. Herrn Dr. v. Mühler, Unter den Linden 4“ vom 29. November 1863 hervor (im Bes. d. Vf.).
- 172 *Des Director Frh. von Ledebur Bericht* (wie Anm. 169), (S. 4).
- 173 Ebd., (S. 7).
- 174 Warnke: *Politische Landschaft* (wie Anm. 165), S. 25.
- 175 Fontane an Gustav Gräff, Berlin, 29. Dezember 1862, in: Theodor Fontane: *Briefe*, 2. Bd., 1860-1878 (wie Anm. 12), Nr. 73, S. 91.
- 176 *Gothaisches genealogisches Taschenbuch nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuche auf das Jahr 1865*. Hundert und zweiter Jahrgang, Gotha (1865), S. 760.
- 177 Theodor Schieder: *Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich* (wie Anm. 43),

- S. 136.
- 178 *Europäischer Geschichtskalender* (wie Anm. 34), S. 134; zur Wahlbeeinflussung und den Pressionen seitens der Staatsregierung vgl. auch S. 137f., 139f., 140, 141f., 146-150, 182, 183, 186, 189; siehe ferner: *Der liberale Roman und der preußische Verfassungskonflikt* (wie Anm. 38), Dokumentenanhang: Nr. 116, 117, 118, 119, 120, 122, sowie Börner: *Die Krise der preußischen Monarchie* (wie Anm. 14), S. 178ff.
- 179 Zit. nach der Kopie der Aufzeichnungen von Charlotte Jolles aus den (verlorenen) Tagebüchern.
- 180 Engelberg: *Bismarck* (wie Anm. 44), S. 511; vgl. im ganzen: Michael Gugel: *Industrieller Aufstieg und bürgerliche Herrschaft. Sozioökonomische Interessen und politische Ziele des liberalen Bürgertums in Preußen zur Zeit des Verfassungskonflikts 1857-1867*, Köln 1975.
- 181 In einem Brief an den Vf. v. 12. April 1994.
- 182 Theodor Fontane: *Politische Korrespondenzen* (wie Anm. 59), S. 24.
- 183 Ebd., S. 29.
- 184 Ebd., S. 31.
- 185 Ebd., S. 58.
- 186 *Des Director Frh. von Ledebur Bericht* (wie Anm. 169), (S. 5).
- 187 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig* (wie Anm. 15), S. 139.
- 188 *Des Director Frh. v. Ledebur Bericht* (wie Anm. 169), (S. 1).
- 189 Ebd., (S. 3 u. 5).
- 190 Günter Grass - *Distanz, heftige Nähe, Fremdwerden und Fremdbleiben. Gespräch über Uwe Johnson*, in: „Wo ich her bin...“ *Uwe Johnson in der D.D.R.*, hrsg. v. Roland Berbig u. Erdmut Wizisla, Berlin 1993, S. 104.
- 191 Jolles: *Theodor Fontane* (wie Anm. 2), S. 7.
- 192 Kenneth Attwood: *Fontane und das Preußentum*, Berlin o.J. (1970), S. 136; vgl. auch das ganze Kap. „Mitarbeiter der 'Kreuzzeitung'“, S. 136-143.
- 193 Winkler: *1866 und 1878* (wie Anm. 46), S. 39.

Der Passionsweg des Botho von Rienäcker

Gisa Frey

Die alte Frau Nimptsch, Lenes Pflegemutter, ist tot; seit drei Wochen liegt sie draußen auf dem neuen Jakobifriedhof. Botho von Rienäcker erinnert sich des Versprechens, daß er ihr einst „*halb humoristisch, halb feierlich*“ gegeben hatte: „*Und wenn ich in Petersburg bin oder in Paris, und ich höre, daß meine alte Frau Nimptsch gestorben ist, dann schick' ich einen Kranz, und wenn ich in Berlin bin oder in der Nähe, dann bring' ich ihn selber.*“ Was damals aus einer weinseligen und sentimentalsten Stimmung heraus gesagt wurde und die charmante Reverenz eines gräflichen Rittmeisters vor einer armen alten Kleinbürgerin darstellte, ist nun eine Forderung der Stunde geworden. Gerade war Lenes Bräutigam, Gideon Francke, bei ihm, um Auskunft über Lenes Vergangenheit zu holen. Dieser Besuch, obgleich er den Schlußstrich unter eine längst vergangene Liebesgeschichte ziehen sollte, indem nun auch für Lene Vermählung und bürgerliche Versorgung sich abzeichnen, läßt Botho in eigentümlicher Unruhe zurück. Plötzlich meldet sie sich wieder, diese noch immer uneingestandene Schuld, die er erst später dem Vetter Rexin gegenüber in Worte fassen wird: „*Denn alles hat seine natürliche Konsequenz, dessen müssen wir eingedenk sein. Es kann nichts ungeschehen gemacht werden, und ein Bild, das uns in die Seele gegraben wurde, verblaßt nie ganz wieder, schwindet nie ganz wieder dahin. Erinnerungen bleiben und Vergleiche kommen.*“

Als Abschluß also ist auch die Reise nach dem draußen in Rixdorf gelegenen Jakobifriedhof geplant. Als *Einlösung* eines einst gegebenen Versprechens, als *Loslösung* aus der alten Liebesverstrickung, als Erlösung gar?

Im folgenden soll nun gezeigt werden, daß Fontane hier, im 21. Kapitel seines Romans, der von Liebesgeschichten und Standesunterschieden, vom Widerstreit zwischen Leidenschaft und Vernunft, von *Irrungen und Wirrungen* eben handelt, eine veritable Passionsgeschichte einfügt. Es läßt sich zeigen, wie umfassend die Wirklichkeit, die er dem Leser vordergründig als reine Beschreibung, als Tableau, präsentiert, gedeutet und in ein ungemein feinmaschiges Symbolnetz eingefangen wird.

„Rollkrug und Mittag und pralle Sonne - die reine Reise nach Mitteleuropa“ - diese zu erwartenden Martern nimmt Botho schon in der Phantasie vorweg. Die klapprige Droschke mit dem müden alten Schimmel davor, die sich dann als einziges Transportmittel anbietet, vergrößert die Unannehmlichkeiten noch. Nichts Schneidiges, Gräßliches, Luxuriöses hat diese Kutsche an sich; eher wirkt sie wie ein Armesünderkarren, der mit seinem roten Plüsch im Innern boshaft Bequemlichkeit und Reichtum zu parodieren scheint. Als Botho es sich auf dem Sitz bequem machen will, fährt er erschrocken zurück, denn die Polsterbank „war heiß wie ein Ofen“. Der Kutscher kennt den Herrn Baron mit vollem Namen und Adresse. Er hat ihn schon öfter gefahren, ohne daß Botho ihn zur Kenntnis genommen hätte. Heute aber fängt dieser mit der ihm eigenen Leutseligkeit ein Gespräch an, das in Inhalt und Tonfall an die Gespräche in „Schloß Avenel“ erinnert. Der Kutscher bringt Botho die Welt der kleinen Leute zurück.

Der Weg der Droschke ist auch für den nicht Ortskundigen leicht auf einem Stadtplan zu verfolgen; die geografischen Namen erscheinen als vorgegeben, und nichts läßt darauf schließen, daß Fontane sie benützt, um die Wirklichkeit zu deuten, auf Bezüge zu verweisen, die hinter den Bezeichnungen liegen. Daß Botho an der Landgrafenstraße wohnt, könnte allenfalls als Anspielung auf das Thema des Standesunterschiedes im Roman verstanden werden. Daß der Droschkenstand dort leer ist, könnte ein Hinweis darauf sein, daß kein Weg von der vornehmen Landgrafenstraße auf den Jakobifriedhof nach Rixdorf führt, wo die alte Frau Nimptsch begraben liegt. Erst an der Von-der-Heydt-Brücke findet Botho seinen Fährmann. Der preußische Staatsmann August Freiherr von Heydt (1801-1874) machte sich u.a. besonders um das Transportwesen verdient; er regelte den Betrieb der Privatbahnen und führte den ersten elektrischen Telegraphen ein. Der Verdacht ist nicht ganz von der Hand zu weisen, daß Fontane Spaß an der Ironie hatte, die sich aus der Verbindung der klapprigen Kutsche mit dem Namen des innovativen Ministers ergab.

Der aus Schlesien stammende Berliner Droschkenkutscher ist aber bestimmt kein Charon und der Landwehrkanal kein Styx. Nach solchen Parallelen zu suchen, hieße Fontanes subtile und nur so en passant gemachten Anspielungen in ihrer Feinheit und Beiläufigkeit zerstören. Und doch: Der Kanal trennt Bothos vertraute Welt von derjenigen, in die ihn sein gegebenes Versprechen nun führt. „Von Kreuzberg her aber kam gerade ein Infanteriebataillon mit voller Musik, und Botho, der keine Begegnungen wünschte, trieb deshalb etwas zur

Eile.“ Wieder - wie einst während des Verhältnisses mit Lene - will Botho, der Grenzgänger zwischen den Ständen, eine Berührung zwischen den beiden Welten vermeiden. Sein Weg führt ihn heute zu einer Toten und zurück in seine eigene Vergangenheit. „*So ging es denn rasch an der Belle-Alliance-Brücke vorbei*“ - wer hörte hier nicht die Mesalliance mit, die Botho damals glaubte vermeiden zu müssen durch die belle alliance mit der reichen Käthe von Sellenthin. Allerdings ist auch diese Verbindung so *belle* nicht geworden, und Botho fährt rasch an der Brücke vorbei.

Im Geschäftslokal der „*Kunst- und Handelsgärtnerei*“ am Halle-schen Tor (eine vornehmere Abart der Dörrschen), wo er den versprochenen Kranz kaufen will, tritt ihm eine Verkäuferin entgegen, die - mit Fontanes eigenen Worten - „*etwas ridikül Parzenhaftes*“ hatte; mit ihrer Schere erinnert sie an die letzte der drei Schicksalsschwestern, an die, die den Lebensfaden abschneidet. Das „ridikül“ bezieht sich wohl kaum auf ihr Amt, sondern auf die aufdringliche Art, mit der die Gestalt zu diesem Vergleich herausfordert. Es ist, als ob der Dichter seine allzu deutliche Anspielung wieder zurücknehmen möchte.

Der Kranz nun ist für eine Tote bestimmt; er war Gegenstand des Versprechens, das Botho der alten Frau Nimptsch damals gegeben hat. Könnte er vielleicht auch ein später Ersatz für den Brautkranz sein, den Lene damals nicht bekommen hat? (Auch bei ihrer Hochzeit mit Gideon Francke trägt Lene keinen Kranz und bekennt sich damit noch ein letztes Mal zu Botho und ihrer „Vergangenheit“). Botho kauft zwei Kränze, einen frischen aus Immergrün und weißen Rosen und den haltbaren aus Immortellen. Mutter Nimptsch hatte sich ausdrücklich den „immortelligen“ gewünscht mit der Begründung: „*Je länger der Kranz oben hängt, desto länger denkt der Mensch auch an seine Toten unten.*“ Den immergrünen hatte sie sich sogar ausdrücklich verboten. Wieder in der Kutsche, schämt sich Botho im ersten Augenblick der beiden Kränze, die da so groß und sichtbar auf dem roten Plüschrucksitz prangen, er selber vis à vis und weit und breit kein Leichenzug. Doch eilig besinnt er sich auf das Versprechen, und daß man sich „*zu dem Kranze bekennen*“ müsse. Wieviel Ironie ist doch in diesem „Bekennen“ enthalten! Wieviel trauriges und tragisches Zuspät! Die Scham, die den Sündenfall voraussetzt, und das Bekennen als Wiedergutmachung und Sühne - dieser biblische Grund schimmert in Bothos Verhalten herauf.

Die nächste Etappe des Weges führt an einer „*Welt von Inschriften*“ vorbei, Werbesprüchen, Anpreisungen von Attraktionen, die den Besucher hinter einem Bretterzaun erwarten. Botho sieht von der Droschke

aus die Plakate, die Abbilder dieser Welt, wo man „*Fräulein Rosella, das Wundermädchen, lebend*“ sehen oder wo man in einer Schießhalle die Treffsicherheit Wilhelm Tells erlernen kann. Zwischen diesen billigen Vergnügungslokalen machen Bildhauer und Steinmetze für „*Grabkreuze zu billigsten Preisen*“ Reklame. Durch dieses Nebeneinander von „*Sizilianischer Nacht*“ und Grabkreuzen wird die Plakatwand zum Memento mori. So billig die Vergnügungen waren, so recht und billig erwartet den Genießer am Ende das Kreuz.

Doch unser Held ist schon (oder noch) diesseits des Bretterzauns und fährt auf dem „*Hauptweg*“ zum Kirchhof hinaus. Plötzlich steht alles still, und der Verkehr stockt. Aus der „*Welt von Inschriften*“ rückt nun eine vor Bothos Augen: Auf dem Wagen vor ihm steht „*in großen Buchstaben auf einem wandartigen Hinterbrett 'Glasbruch - Ein- und Verkauf von Max Zippel in Rixdorf', ...und ein ganzer Berg von Scherben türmte sich in dem Wagenkasten auf.*“ Diese harmlose Firmeninschrift wird Botho zum Menetekel, zur Schrift an der Wand, zum Urteil über sein verfehltes Leben. „*Glück und Glas...*“, der Anfang dieses Sprichwortes kommt ihm sofort in den Sinn, und dann äußert sich sein Getroffensein sogar im Gefühl körperlichen Schmerzes: „*und dabei war ihm in allen Fingerspitzen, als schnitten ihn die Scherben*“ - ein für Fontane ungewöhnlich deutlicher und in seiner Deutlichkeit fast gewagter Vergleich. Vielleicht geht der Leser den von Botho eingeschlagenen Weg der Assoziationen noch weiter, zum „*Scherbengericht*“ oder zum „*Glück von Edenhall*“, vielleicht gar bis zu den blutenden Wunden eines Büßers in der Nachfolge Christi...

Nachdem die Wagen endlich weiterfahren können (vorne hatte sich ein Auffahrunfall ereignet), hält der Kutscher nach kurzer Zeit vor dem „*Rollkrug*“, einer alten Rast- und Gaststätte der Fuhrleute, die mit ihren schweren Rollwagen dort Station machten; jetzt ist es eher ein Ausflugs- und Vergnügungslokal. Das Wirthauschild dieses Etablissements ist ein eiserner Arm, der einen aufrecht stehenden goldenen Schlüssel trägt; es ragt direkt in die Straße hinein und kann als die letzte „*Inscription*“ auf Bothos mit Metaphern übersätem Weg verstanden werden. Ob der Schlüssel aufschließt (das Himmelreich? die schuldlose Welt eines Paradieses?) oder ob er die endgültige Ausgeschlossenheit (aus der Welt des „*Glücks*“) versinnbildlicht, läuft am Ende auf das gleiche hinaus. Bei Fontane jedenfalls meint der Schlüssel zuerst einmal das Wirtshaus, die Herberge, die Raststätte. Erst aus dem Kontext erschließen sich weitere Bedeutungsmöglichkeiten.

Nun beginnt die letzte Wegstrecke, „*die mäßig ansteigende Bergstraße hinauf*“. Der Friedhof liegt auf einem Hügel, wie früher die

alten Hinrichtungsstätten, Kreuzberg, Golgatha. Der alte Jakobifriedhof, der näher gelegene, ist „wegen Überfüllung schon halb wieder geschlossen“. „Wegen Ueberfüllung geschlossen“ - so könnte ein Schild an der Türe eines Wirtshauses oder Hotels lauten. Doch auf dem Friedhof braucht niemand zu drängeln; ist der alte „besetzt“, gibt es einen neuen. So ein bißchen Zynismus steht Fontane immer.

„Vor dem letzten Haus standen umherziehende Spielleute, Horn und Harfe, dem Anscheine nach Mann und Frau. Die Frau sang auch...“ Sie singt jenes Lied, das Lene, Botho und Frau Dörr damals auf dem Wilmersdorfer Spaziergang gesungen haben: „Ich denke dran, ich danke dir mein Leben...“ Das Musikantenpaar ist 'dem Anscheine nach Mann und Frau' (welchem Anscheine nach?). Sie könnten eine mögliche Variante dessen darstellen, was aus Botho und Lene hätte werden können, wenn sie ihre Liebesgeschichte in einen gemeinsamen Alltag übergeführt hätten (vgl. Bothos Überlegungen im 14. Kapitel).

Der einfache Text des Liedes hat einen durchaus appellativen Charakter, ähnlich wie Lenes „Haar bindet“ oder das vorher zitierte „Glück und Glas, wie leicht bricht das.“ „Ich denke dran, ich danke dir mein Leben, doch du Soldat, Soldat denkst du daran?“ das ruft Lene ihrem Rittmeister aus der Vergangenheit noch einmal zu (als „Nachruf“ erreichen ihn Text und Musik, weil die Windverhältnisse Botho zum „Um- und Rückschauhalten“ zwingen). Dieses „danken“ ist durchaus nicht nur im Sinne von danken für, sondern auch als kausales *verdanken* im Sinne einer Anklage gemeint. Diese erschreckende Wahrheit, die Botho hier kurz vor dem Friedhofstor erkennt, erscheint im Text in einem zweifachen Sinne vermittelt und als bloßes Zitat: Das hübsche Dienstmädchen, das Bothos Aufmerksamkeit auf sich gerichtet glaubt und übermütig mitsingt, will nur flirten, und die armen Spielleute singen für den Broterwerb. Wieder nimmt Fontane auf diese Weise eine allzu aufdringliche Bedeutsamkeit zurück. Erst im Überblick über das ganze Netz der Verknüpfungen beginnen die Symbole und Metaphern zu sprechen. Für sich genommen sind es Droschen, Reiserouten, Inschriften oder Sprichwörter. So ist Bothos Reise nach Rixdorf durchaus auch eine sentimentale elegische Laune eines ehrenhaften Offiziers, der ein einmal gegebenes Versprechen halten will, und gleichzeitig der Buß- und Pilgerweg eines Sünders, dessen Einsicht in seine Schuld zu spät kommt und dem die Erlösung versagt bleibt.

„Ein Schloß stieg auf...“

Kinross House - eine visuelle Anregung für Fontanes Rheinsberg-Erlebnis am Leven-See?

Elisabeth und Helmuth Nürnberger

Für Charlotte Jolles

Zu wiederholten Malen hat Fontane auf die Bedeutung seiner Schottlandreise 1858 für die Niederschrift der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* hingewiesen. „Jetzt sind es 30 Jahre, fast auf den Tag“, schreibt er noch am 16. Mai 1888 an Mathilde von Rohr, „daß ich mit Lepel die Reise machte, eine der schönsten in meinem Leben, jedenfalls die poetischste, poetischer als Schweiz, Frankreich, Italien und alles was ich später sah. Das interessanteste Blatt (Mathilde von Rohr hatte Fontane Bernhard von Lepels Reise-Zeichnungen geschenkt, H.N.) für mich ist das mit dem Douglasschloß im Kinroß-See, zu dem ich mit Lepel im Boot hinüberfuhr und als wir 2 Stunden später, nach Besichtigung von Schloß und Insel, über denselben See hin die Rückfahrt machten und ich dabei an Rheinsberg und den Rheinsberger See dachte, stand es in meiner Seele fest, die Mark Brandenburg und ihre Schlösser und Seen beschreiben zu wollen...“¹

Märkische Erinnerungen hatte Fontane bereits 1860 in *Jenseit des Tweed* mit der Schilderung einer Dampferfahrt auf dem Forth von Edinburgh nach Stirling verbunden. Angeblich um seinen Lesern die Landschaft zwischen beiden Städten und die Fülle „historisch-romantischer Anknüpfungen“, die sie zuläßt, recht deutlich vor Augen zu stellen, erinnert er „an das beinah inselförmige Stück Land, um das die Havel ihr blaues Band zieht. Es ist der gesunde Kern, daraus Preußen erwuchs... Und welch historischer Boden diese Insel überhaupt!“² Die eindrucksvollste Verbindung schottischer und märkischer Bilder findet sich dann im Vorwort des ersten Bandes der *Wanderungen*, erschienen 1861 (vorausdatiert 1862): ein Erlebnis wird beschrieben, das einer Vision gleicht. Gelegentlich gewähren uns die Dichter - wirklich oder vermeintlich - Einblick in ihre Werkstatt, lassen sie gewissermaßen die Katze aus dem Sack. Im Fall von *Effi Briest* waren es, wie Fontane berichtet, zwei Worte, die ihm während einer Unterhaltung überliefert wurden („Effi, komm“), welche den entscheidenden Anstoß gaben („Das mußt Du schreiben“³); für die *Wanderungen* sollte es ein visueller Impuls sein.

Fontane erzählt, wie „das Bild des Rheinsberger Schlosses, das, wie eine Fata Morgana, über den Levensee hinzog“, ihn an die Heimat erinnert und ihm die Anregung zu seinem märkischen Reisewerk gegeben habe:

Auch eine Wasserfläche war es; aber nicht Weidengestrüpp faßte das Ufer ein, sondern ein Park und ein Laubholzwald nahmen den See in ihren Arm. (...) ein Schloß stieg auf mit Flügeln und Türmen, mit Hof und Treppe und mit einem Säulengange, der Balustraden und Marmorbilder trug. Dieser Hof und dieser Säulengang, die Zeugen wie vieler Lust, wie vielen Glanzes waren sie gewesen? Hier über diesen Hof hin hatte die Geige Grauns geklungen, wenn sie das Flötenspiel des prinzlichen Freundes begleitete; hier waren le Gaillard und Le Constant, die ersten Ritter des Bayard-Ordens, auf- und abgeschritten; hier waren, in buntem Spiel, in heiterer Ironie, fingierte Ambassaden aus aller Herren Länder erschienen und von hier aus endlich waren die heiter Spielenden hinausgezogen und hatten sich bewährt im Ernst des Kampfs und auf den Höhen des Lebens. Hinter dem Säulengange glitzerten die gelben Schloßwände in aller Helle des Tags, kein romantischer Farbenton mischte sich ein, aber Schloß und Turm, wohin das Auge fiel, alles trug den breiten historischen Stempel. Von der anderen Seite des Sees her grüßte der Obelisk, der die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs im Lapidarstil trägt.⁴

Diese gewinnende Passage ist oft zitiert worden. Kein Zweifel jedoch, daß, was da an historisch-poetischen Reminiszenzen sich zwanglos aneinanderreihet, in seiner Wirkung wiederum wohlberechnet ist. Während der Flußfahrt auf dem Forth wurde in Gedanken eine Brücke der Erinnerung geschlagen; im „Vorwort“ der *Wanderungen* wird nun erläutert, wie diese Erinnerung fruchtbar geworden ist. Hier wie dort wird gewissermaßen bereits ein Programm entwickelt: musische und heroische Kapitel der märkischen Geschichte werden vergegenwärtigt. Sie sind mit den Namen bestimmter Personen und Familien oder bestimmter Örtlichkeiten vorzugsweise verbunden.

Tatsächlich beschäftigte sich Fontane mit dem Plan eines landeskundlichen Erzählwerks zur märkischen Geschichte, auch mit dem Plan eines Romans aus preußisch-märkischer Stoffwelt, schon länger. Eine Briefäußerung dazu stammt aus dem Jahre 1854⁵, Tagebucheinträgen aus dem Jahr 1856⁶. Bislang hatten die Anforderungen der alltäglichen journalistischen Berufsarbeit ihn an der Ausführung sol-

cher Pläne gehindert. Am Ende seines dritten Aufenthalts in England, als er die Rückkehr nach Berlin vorbereitete, gewann dieses Vorhaben schnell an Aktualität. Unmittelbar nach der an historischen Eindrücken reichen Reise nach Schottland schreibt Fontane an Wilhelm von Merckel von seiner „*wachsenden Neigung (...) vaterländisches Leben zu gestalten (wohlverstanden im allerkleinsten Stil)*“.⁷

Fontane hat damals auch noch in anderer Weise bei seinem potentiellen Publikum für die geplante Arbeit geworben. Ihrer Idee nach repräsentierten die Wanderungen keine neue Gattung. Viele Autoren des vorigen Jahrhunderts schrieben Reiseberichte, und diese wurden auch gern gelesen. Die Mark Brandenburg hatte allerdings noch keinen Autor gefunden. Fontane wies in einer Rezension im Juli 1859 ausdrücklich darauf hin, daß auch die Mark für eine solche Darstellung geeignet sei:

Jede Quadratmeile märkischen Sandes hat ebensogut ihre Geschichte wie das Main- und Neckarland, nur erzählt, nur gefunden muß sie werden. Es fehlt östlich der Elbe noch durchaus die Wünschelrute, die den Boden berührt und die Gestalten erstehen macht. Wer Gelegenheit genommen hat, zu beobachten, wie dieser eigentümliche, wichtige Literaturzweig in England blüht, der wird uns zustimmen. Es handelt sich dabei um die Ausmünzung, um die Popularisierung unserer Geschichte.“ (Über Anton von Etzel, Die Ostsee und ihre Küstenländer)⁸

In welchem Verhältnis poetische Inspiration und schriftstellerisches Kalkül in der Darstellung des Rheinsberg-Erlebnisses sich mischen, wird exakt niemals zu bestimmen sein. Das Kapitel „*Lochleven-Castle*“ in *Jenseit des Tweed*, wo der Ausflug insgesamt beschrieben wird, enthält übrigens keinerlei Hinweis.

„*Lochleven-Castle*“ erschien zu Fontanes Lebzeiten nur in der Wiener Zeitung „Die Presse“. Dort wäre ein Hinweis auf Rheinsberg im gegebenen Zusammenhang wohl eher störend gewesen. In die Buchausgabe von *Jenseit des Tweed* fand „*Lochleven-Castle*“ durch ein Versehen der Redaktion (das Manuskript ging verloren, der Autor konnte rechtzeitig kein Exemplar des Vorabdrucks ersatzweise beschaffen) nicht Eingang. Erst in späteren Editionen von *Jenseit des Tweed* wurde es an der von Fontane ursprünglich vorgesehenen Stelle eingefügt.

Hier bedarf diese Frage jedoch keiner Erörterung; wichtig ist vielmehr, daß Fontanes mehr oder weniger stilisierter Bericht in einem Punkte eindeutig scheint: real am Kinross-See sind die Wasserfläche,

Weidengestrüpp und natürlich die Ruine von Lochleven-Castle; der Park und der Laubholzwald, die den See „in ihren Arm“ nahmen, das festliche Schloß, sie sind „wie eine Fata Morgana“, also Poesie. Nach allem, was er bisher über das Städtchen Kinross, den einsamen See, die mittelalterliche Ruine gehört hat, ist der Leser auch nur zu sehr geneigt, dem Bericht des Erzählers zu folgen.

Tatsache ist nun aber - welche Überlegungen man daran auch knüpfen mag -, ein Schloß, wie es Fontane vorschwebte, war da: ein architektonisches Juwel unter den Herrenhäusern des Landes, bedeutend nicht zuletzt durch seine Gesamtanlage, die, was von Lochleven-Castle überdauert hatte, in die Konzeption einbezog.

William Bruce (1630-1710), der ausgezeichnete Architekt und Gartengestalter, unter Charles II. „Royal Surveyor“, also Bauherr der königlichen Schlösser (er hatte wesentlichen Anteil auch am Ausbau von Holyrout House), 1668 geadelt (Sir William Bruce of Balcaskie, 1685 of Kinross), kaufte 1675 das Besitztum am Kinross-See, zu dem auch Lochleven-Castle gehörte, von den Douglas, die jahrhundertlang die Eigner gewesen waren. Zwischen 1685-93 führte er dort das Herrenhaus auf, das seinen ursprünglichen Charakter bis heute bewahrt hat, während andere Herrenhäuser, die Bruce in Tayside oder Fife erbaute, zugrunde gingen. Seiner reinen Linienführung wegen zählt man das nach palladianischem Muster entworfene Herrenhaus heute zu den schönsten Bauten Schottlands - späte Bestätigung eines Urteils von Daniel Defoe, der Kinross-House 1722 „by much the finest seat I have yet seen in Scotland“ genannt hat. „It is built of Free Stone, adorned with columns of the Corinthian order; the offices under ground are all vaulted, and galleries of communication paved with stone are the noblest I have seen anywhere.“⁹

Bruce richtete den Bau mit der Mittelachse gegen Lochleven-Castle aus.¹⁰ Zu beiden Seiten dieser Achse, zwischen Schloß und See, erstreckt sich der Garten. Er war schon zu Zeiten des Erbauers, der große Mittel in ihn investierte, berühmt.

Später kam Kinross-House durch Heirat an einen Zweig der Familie Montgomery.¹¹ Die neuen Besitzer zogen aber zunächst in ihr Eigentum nicht ein. Sie blieben in ihrem Haus in Peebleshire und beschränkten sich darauf, Kinross House wetterfest zu machen. Achtzig Jahre lang, während der ganzen viktorianischen Epoche, stand das Haus leer. Von fragwürdigen Restaurierungen blieb es auf diese Weise verschont, aber der Garten verwilderte vollständig. Erst 1902 fand sich wieder ein Bewohner, Sir Basil Templer Graham-Montgomery (1852-1928), 5th Baronet of Stanhope, der auch den Garten erneuerte. Seitdem wird

Kinross House fortwährend von den Montgomeries bewohnt, und der für das Publikum geöffnete Garten gewinnt sogleich die Sympathie des Betrachters. Seine klare Schönheit wird durch die Aussicht auf das historische Gemäuer im See friedvoll erweitert - der große Architekt William Bruce bedurfte keiner künstlichen Ruine, um eine romantische Stimmung zu vermitteln. Seine luzide Konzeption setzte wie von selbst zwei Zeitalter miteinander in Beziehung.

Als Fontane und Lepel mit der soeben eröffneten Eisenbahn nach Kinross fuhren, um Lochleven-Castle zu besichtigen, haben sie von dem großartigen Besitztum am Ufer des Sees offensichtlich nichts gewußt. Fontane betont vielmehr ausdrücklich, Kinross sei „eine anspruchslose kleine Stadt... Ihr Reiz besteht in ihrer Stille und Abgeschiedenheit, worin sie's dem stillen Linlithgow noch zuvortut. Kein königlicher Palast, kein figurenreicher Brunnen, geben dem Orte Bedeutung; es hat nur seinen See, seine Lachsforellen und sein zerfallenes Schloß.“¹² Auch dieses Schloß war damals kein Ziel der allgemeinen Aufmerksamkeit; es war Fontanes Eigeninitiative, die ihn um Maria Stuarts willen nach Kinross führte. Möglicherweise hat Walter Scotts Roman *Der Abt* (1820), der zu großen Teilen auf Lochleven spielt und Maria Stuarts dortigen Aufenthalt und ihre Befreiung behandelt, den entscheidenden Anstoß für sein Interesse gegeben.

*Dies Schloß von Lochleven zu sehen, war seit vielen Jahren mein Wunsch gewesen... Es ist eine Unsitte, die, wie überall, auch in Schottland herrscht, dem Reisenden gleichsam eine bestimmte Reiseroute, eine bestimmte Reihenfolge von Sehenswürdigkeiten aufzudrängen. ... Den Entrepreneurs hat es bisher nicht beliebt, den Leven-See, überhaupt die Grafschaft Fife, unter jene Punkte aufzunehmen, die gesehen werden müssen; es lag außerhalb des Weges und wenige kümmerten sich darum.*¹³

Hinweise auf Kinross House sind in Reiseführern noch immer selten. Zur Zeit von Fontanes Reise, 1858, war das Städtchen Kinross zudem erst an die Eisenbahn angeschlossen worden; und Kinross House war, wie wir bereits wissen, damals unbewohnt, der Garten lag brach.

Man wird ferner anzunehmen haben, daß Fontanes Aufmerksamkeit während der Überfahrt und während des Aufenthalts auf der Insel voll auf durch das alte Douglas-Schloß und seine königliche Gefangene gefesselt war. Im „Lochleven“-Kapitel erzählt er sehr anschaulich, wie er mit dem Besitzer des Boots und Fremdenführer historisches und poetisches Wissen ausgetauscht habe - eine Erzählfigur übrigens, die

wir bei ihm schon kennen. Seit seiner ersten Reise nach England muß er die Freude - oder der Schrecken - der Fremdenführer des Inselreichs gewesen sein, weil er meist ein wenig mehr wußte als sie oder sie zumindest durch kenntnisreiche Fragen verblüffte.

Allerdings ist Kinross House von Lochleven Castle aus gut zu sehen. Auch wenn man unterstellt, daß der Blick auf die Seeseite der Mauer und das Portal zum See damals möglicherweise durch ungerodetes Baum- und Strauchwerk („Weidengestrüpp“) verdeckt war, das höher gelegene Herrenhaus blieb sichtbar. Offenbar unterblieb jedoch jegliche Erkundigung danach. Im Kapitel „Lochleven Castle“ wird von der Rückkehr nach Kinross nur in einem Satz, in Verbindung mit der Flucht Maria Stuarts und Willy Douglas, erzählt: „... dann sprangen wir ins Boot und fuhren in dieselbe Richtung zurück, die das flüchtige Paar in jener Nacht genommen hatte“. ¹⁴

Im Vorwort des ersten *Wanderungen*-Bandes äußert Fontane sich über die Rückfahrt ausführlicher, bedient sich aber dabei offensichtlich einiger poetischer Lizenzen. Von der Brüstung aus, „an welcher die alte Lady Douglas gestanden“, vergegenwärtigt man sich des nächtlichen Dramas. „Dann umfuhren wir die Insel und lenkten unser Boot nach Kinross zurück, aber das Auge mochte sich nicht trennen von der Insel auf deren Trümmergrau die Nachmittagssonne und eine wehmütig-unnennbare Stille lag.“ ¹⁵ Das Boot schlägt also nicht den gleichen Kurs ein wie das der beiden Flüchtlinge, die doch, weil sie verfolgt wurden, so rasch als möglich sich zu entfernen suchten. Stattdessen ist von einer Umrundung der Insel die Rede, während derer alle Aufmerksamkeit der Ruine gilt. Als man dann auf Kinross zurudert, wird aus der Insel „ein Streifen, endlich schwand sie ganz und nur als ein Gebilde der Einbildungskraft stand eine Zeitlang noch der Rundturm vor uns auf dem Wasser.“ ¹⁶

Diese Wahrnehmungen entsprechen nicht der Realität, denn sie suggerieren eine Größe des Sees, die dieser nicht besitzt. Man kann sich auf ihm nicht soweit von der Insel entfernen, daß diese wie auf einem großen Gewässer zu einem Streifen am Horizont wird und entschwindet. Die Funktion der Beschreibung besteht offenbar darin, eine Brücke von den realen Gegebenheiten zur vorgestellten, d.h. subjektiven Wahrnehmung zu schlagen.

Diese vorgestellte Wahrnehmung wird dann auch „plötzlich“ von der Phantasie als „Erinnerungen aus der Heimat, ein unvergessener Tag“ ins Bild gesetzt: eine Kahnfahrt auf dem Rheinsberger See, bei der Fontane sich von zwei Frauen begleitet sieht. Das Alter der Frauen bleibt unbestimmt, doch erfahren wir, daß es sich um Schwestern han-

delt, daß die ältere der beiden ihre weiße Hand in das kühle klare Wasser des Sees streckt und daß der Kahn durch Teichrosen hingeleitet, bis man anlegt, „wo die Wassertreppe ans Ufer führt.“¹⁷ Fontane, der als Kind und als Heranwachsender insgesamt mehrere Jahre in Neuruppin gelebt hat, kannte Rheinsberg mutmaßlich von Jugend auf. Auf welchen „unvergessenen Tag“ er in seinem Vorwort anspielt, ist nicht bekannt. Die dargestellte Szene hat etwas von einem Gemälde; auch an poetische Vorbilder mag man denken, sich etwa an *Immensee* - die Seerosen, die weiße Hand - erinnert fühlen. Auch wenn eine reale Erinnerung zugrunde liegen sollte, scheint sie doch literarisch überformt.

Im „Rheinsberg“-Kapitel der *Wanderungen* hat Fontane ein weiteres Mal den Anblick des Schlosses von der Seeseite her beschrieben; die Kahnfahrt, von der dort die Rede ist, erfolgte möglicherweise im Juli 1859, als er in Vorbereitung seiner *Märkischen Bilder* mit Lepel in



Abb. 8 – Blick über Kinross House zum Lochleven-Castle

der Grafschaft Ruppin unterwegs war (übrigens war der Jugendfreund Autor eines Gedichts *Fata Morgana*¹⁸). Das Vorwort zum ersten Band der Wanderungen wurde im Oktober 1861 geschrieben. Noch im September machte die „Vorrede“ Fontane

*einige Sorge. Sie sollte eigentlich lang werden, eine Art Rechenschafts-Bericht, dazu allerhand allgemeine Betrachtungen über Mark und Märker, also halb Einleitung halb Vorrede. Ich werde mich aber nun doch wohl kürzer fassen, weil eine solche Vorrede, wie ich sie im Sinn hatte, nur dann gut werden kann wenn sie in heitrer Muße, unter leisem Klavierspiel und dem Gekicher junger Mädchen, niedergeschrieben wird.*¹⁹

Der fertigen Vorrede merkt man die Improvisation nicht an - bleibt die Frage nach dem realen Kern dessen, was so gelassen und selbstverständlich sich darstellt. Wer von Lochleven Castle nach Kinross rudert,



Abb. 9 – Blick über Loch-Leven-Castle zum Kinross House

der fährt zugleich auf Kinross House zu. Das Gebäude kommt näher und wird größer mit jedem Ruderschlag. Ist es denkbar, daß die beiden geschichts- und romantikbeflissenen Reisenden es nicht sahen? Es war heller Tag, „*die Nachmittagssonne brannte*“. Lepel - auf der Hin- oder auf der Rückfahrt - zeichnete Lochleven-Castle. Richtete auch die Aufmerksamkeit Fontanes sich ausschließlich auf die Insel? Oder sah er Kinross-House und ließ es dennoch unerwähnt, weil er nichts darüber zu berichten wußte und weil es von der Darstellung, die er zu geben wünschte, ablenkte? Sah er es mit halber Aufmerksamkeit und flossen die Konturen des Besitztums mit seiner Fata Morgana von Rheinsberg zusammen? Oder sah er es - aus welchen Gründen auch immer - nicht, und schuf er aus seinem dichterischen Empfinden heraus etwas nach, das da war, das er aber mit bewußten Sinnen nicht wahrgenommen hatte? Handelt es sich um ein zufälliges Zusammentreffen mit einander unverbundener Phänomene?

Gelegentlich hat Fontane behauptet, ohne Vorlage beschrieben zu haben, was er in Wahrheit aus Vorlagen sehr genau kannte - beispielsweise die Einrichtung des Ravené'schen Hauses in *L'Adultera*, für das sich ein Hinweis auf die Versteigerung, eine Zeitungsannonce, in seinem Manuskript fand.²⁰ Offenbar trägt die Intensität des Schaffensvorgangs dazu bei, die Erinnerung zu verändern. So kann es auch mit der beschriebenen Fata Morgana auf dem Leven-See gewesen sein. Andererseits kann man sagen, daß Fontane recht häufig ausführlich beschreibt, was er gerade nicht vor Augen hat, wovon er aber historische Kenntnis besitzt, die er seinen Lesern vermitteln will. Mit mancherlei erzähltechnischen Tricks fädelt er dann das Vergangene ins Gegenwärtige ein. Angeregt von Schlachtfeldern, auf denen man eigentlich nichts sieht, berichtet er von Schlachten; er erzählt von Häusern, die nicht mehr da sind etc. Die Schilderung, die er am Leven-See von Rheinsberg entwirft, erscheint sogar doppelt gebrochen. Nicht nur, daß er in Schottland von einem märkischen Schloß erzählt, er malt Szenen höfischen Lebens in einem älteren Rheinsberg, wie er sie aus eigener Anschauung naturgemäß nicht kennen konnte - das Kronprinzenschloß in friderizianischer Zeit wird vergegenwärtigt, Fontane und seinen damaligen Lesern um mehr als hundert Jahre entrückt, jedoch vielfach in der Vorstellung lebendig durch biographische Literatur, durch Gemälde und Zeichnungen Menzels.

Dominant waren wie zumeist Phantasie und Legende. Unzutreffend wäre es sicherlich, anzunehmen, daß Fontane in Schottland einer bestimmten stofflichen Anregung für seine Schilderung bedurft hätte. Es geht uns bei dem Hinweis auf Kinross-House mehr um den kunstpsychologischen Prozeß.

Ein Schloß war da, Fontane erwähnt es merkwürdigerweise nicht - und beschreibt ein imaginiertes Schloß; eine Korrespondenz war gegeben zwischen zwei Objekten, hier wie dort, den realen und den vorge-spiegelten: zwischen Kinross House und dem Turm des Insel-Schlusses, zwischen Rheinsberg und dem Obelisken auf der anderen Seeseite.

Das ist schon alles, was sich mit Sicherheit sagen läßt. Wem dies zu wenig ist, der fahre an einem Sommertag zum Leven-See. Der Garten von Kinross-House blüht, und seine Farben hauchen dem grau-goldenen Sandstein des Palastes frisches Leben ein. Zwischen den Bäumen des Inselchens im See ragen die Mauerreste des alten Douglas-Schlusses auf, zeitweilig das unfreiwillige Domizil von Schottlands unglücklicher Königin, die Fontane, wie so viele andere Dichter, mit seiner Künstlerliebe umworben hat. Auf dem Rasen ist Kinderspielzeug verstreut, ein Dreirad, eine Schaukel. Das Haus ist bewohnt. Dies alles ist keine Fata Morgana.

Anmerkungen

- 1 Theodor Fontane, *Werke, Schriften und Briefe*. Hrsg. von Walter Keitel und Hel-muth Nürnberger. 20 Bände in vier Abteilungen. München 1962 ff. (Zitiert: HFA, danach römische Ziffer = Abteilung, arabische Ziffer = Band.) Einzelne Bände der Ausgabe liegen in 3. Auflage, die Mehrzahl in 2. Auflage vor, in den revidierten Anhängen teilweise mit veränderter Paginierung. Zitiert wird nach der jeweils neuesten Auflage; hier: HFA IV, 3, S. 605.
- 2 HFA III, 3/I, S. 273 f.- Erinnerungen an die Mark akzentuiert bereits das Bernhard von Lepel gewidmete Vorwort.
- 3 HFA IV, 4, S. 430.
- 4 HFA II, 1, S. 10.- Das „Vorwort“ wird hier nach der letzten von Fontane besorgten Fassung zitiert. Die ursprüngliche Fassung weist ihr gegenüber einige Varianten auf. So heißt es dort „nicht Schwarztannen faßten das Ufer ein“ gegenüber später „Weidengestrüpp“. Der vorletzte Satz des Zitats lautete ursprünglich: „Hinter dem Säulengange glitzerten die gelben Schloßwände in aller Helle des Tags, kein romantischer Farbenton mischte sich ein, aber Schloß und Thurm, wohin das Auge fiel, alles trug den breiten historischen Stempel - die Fundamente der Romantik lagen da.“ (Theodor Fontane, *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, Berlin 1862, S. VI f.). In seinem „Schlußwort“ am Ende des vierten und letzten Bandes der *Wanderungen* hat Fontane 1881 die Behauptung wiederholt, daß ihm „angesichts eines im Levensee sich erhebenden alten Douglas-Schlusses... zuerst der Gedanke“ gekommen sei, ein Reisewerk über die Mark zu beginnen (HFA II, 2, S. 868).
- 5 „Geschrieben hab' ich einiges, doch steht von Schill und Wolsey noch nichts auf dem Papier“, heißt es am 12. September 1854 in einem Brief an Storm (HFA IV, 1, S. 391). Von einem ausgeführten Schill-Manuskript ist nichts bekannt, überliefert

ist nur ein Entwurf, der als „Ibändiger vaterländischer Roman“ bezeichnet wird - die älteste Aufzeichnung über ein Erzählwerk aus der Zeit der preußischen Erhebung gegen Napoleon. Vgl. dazu die ausführlichere Rekapitulation der Entstehungsgeschichte von *Vor dem Sturm* in HFA I, 3, S. 721.

- 6 Tagebuch, 19. August 1856, hier zitiert nach HFA I, 3, S. 722. Damals dachte Fontane offenbar noch an eine lexikalische (alphabetische) Anordnung des Stoffes. In den „*Bilder(n) und Briefe(n) aus Schottland*“, wie der Untertitel von *Jenseit des Tweed* lautet, erprobte Fontane die Form des Reisefeuilletons, die für die *Wanderungen* weithin bestimmend werden sollte. Fragmente von Gliederungsentwürfen für ein landeskundliches Erzählwerk, die sich im Fontane-Archiv Potsdam befinden, hat darüber hinaus Gotthard Erler veröffentlicht (Theodor Fontane, *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 7, Berlin und Weimar 1991, S. 38 ff. und S. 418 ff.). Wesentlich später, nämlich 1882/83 entstanden, stellen sie in gewisser Weise eine Wiederaufnahme der ursprünglichen Pläne dar.
- 7 20. September 1858 (HFA IV, 1, S. 626).
- 8 Zit. nach H. Nürnberger, *Theodor Fontane - Märkische Region und Europäische Welt*. Hrsg. vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur und von dem Bevollmächtigten des Landes Brandenburg für Bundesangelegenheiten und Europa anlässlich der Ausstellung in Bonn, 20. Oktober bis 16. November 1993. Bonn 1993, S. 64.
- 9 *Kinross House and its Associations*. Ed. by N. H. Walker. Published Privately 1990, p. 9.- Nach dieser Quelle auch die in Anm. 11 folgenden genealogischen Angaben.
- 10 Vgl. dazu den Artikel *Kinross House* in: Royal Commission on the Ancient and Historical Monuments of Scotland, *Inventory of the Counties of Fife, Kinross and Clackmannan*. 1933. p. 299: „*This was an age of formal planning, of landscape gardening with 'vistas', and Bruce, in formulating his scheme, centred the axial line of his lay-out in such a way as to secure a vista of Loch Leven and its castle.*“
- 11 Für Erhaltung und Pflege des Anwesens waren selbstverständlich die späteren Besitzverhältnisse von Bedeutung. Nach Sir William Bruce's Tod folgte ihm sein Sohn John, danach, (1711), weil dessen Ehe kinderlos geblieben war, Sir Thomas Hope, der Sir Williams Tochter Anne geheiratet hatte. Die neuen Besitzer nannten sich Bruce-Hope. Um 1775 wurde die Instandhaltung des Hauses für die Familie zu aufwendig, und sie veräußerten es an George Graham, einem Kaufmann, der auf Jamaika und in Kalkutta Interessen hatte. Helen Graham, die Kinross-House erbte, heiratete Sir James Montgomery, und damit gelangte Kinross-House in den Besitz der Familie, in der es sich noch immer befindet.
- 12 HFA III, 3/I, S. 376.- Auch Richard Andree, *Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Reisen in Schottland*, Jena 1866, erwähnt Kinross House nicht und bemerkt in Kapitel *Loch Leven* lediglich: „*Das Städtchen Kinroß, der Hauptort der gleichnamigen Grafschaft, zählt etwa 2700 Einwohner. Es bietet in keiner Beziehung etwas Bemerkenswerthes...*“ (a.a.O., S. 77).- Einen indirekten Hinweis auf den Dornröschenschlaf, in dem das Herrenhaus damals lag, bietet auch die karge, sachlich nicht völlig korrekte Notiz in *Black's Picturesque Tourist of Scotland*, Twenty-Second Edition, Edinburgh 1880: „*Kinross House (Sir Graham Montgomery, Bart.), erected in 1685 for the Duke of York, stands on the edge of the lake.*“ (p. 184). - In das Romanwerk des

Dichters eingegangen ist die Erinnerung an die Lachsforellen, die Fontane mit Lepel im Salutation-Inn, dem damals einzigen Hotel in Kinross, verzehrte. Gordon-Leslie wird Cécile von dieser Spezialität des Leven-Sees erzählen und sogleich die Gelegenheit nutzen, um auf Maria Stuart zu sprechen zu kommen, deren Bildnis in Hampton-Court für ihn mit dem Bild Céciles zusammenfließt; vgl. *Cécile*, 11. Kap.: „*Maria Stuart saß da gefangen in einem alten Douglas-Schlosse mitten im See, und wenn sie während dieser Gefangenschaftstage, neben der Liebe von Willy Douglas, eines beiläufig illegitimen, also doppelt verführerischen Sohn des Hauses, irgend etwas getröstet haben kann, so müssen es die Lachsforellen gewesen sein.*“ (HFA I, 2, S. 197) Plauderhafte Konversation über Kulinarisches, Pikant-Amouröses und leidenschaftliches Sentiment erscheinen untrennbar vermischt.

- 13 HFA III, 3/I, S. 373 f.- Stefan Neuhaus hat in seiner noch ungedruckten Dissertation *Freiheit, Ungleichheit, Selbstsucht? Fontane und Großbritannien* (Bamberg 1994) Scotts Einfluß auf Fontane erneut gründlich untersucht. Eine bisher unveröffentlichte, undatierte handschriftliche Liste Fontanes *Walter Scott's Romane*, die sich im Fontane-Archiv, Potsdam, befindet und bei Neuhaus ausgedruckt ist, verzeichnet zum Roman „*Der Abt*“ die Stichworte „*Maria Stuart. Ihre Gefangennehmung, Gefangenschaft auf Lochleven-Castle, Willy Douglas. Langside.*“
- 14 HFA III, 3/I, S. 381.- Der Erzähler unterläßt auch die Frage nach den gegenwärtigen Besitzverhältnissen von Lochleven-Castle. Die Antwort hierauf hätte mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auch auf Kinross-House aufmerksam gemacht, da beide Anwesen zusammen ein Besitztum bildeten.
- 15 HFA II, 1, S. 9.
- 16 Ebd.- Allerdings liegt der Rundturm - der Glassin Tower - an der von Kinross abgewandten Seite der Burg. Fontanes Phantasie wird dieser Turm, da er mit mehr Erinnerungen an Maria Stuart verknüpft ist, stärker als das Tower House beschäftigt haben; tatsächlich sichtbar war für die Zurückrundernden aber das quaderförmige Tower House.
- 17 HFA II, 1, S. 10.
- 18 „*Ich seh' ein düstres Schloß der Fluth entsteigen./ Im Sturm das baltische Meer vor seinen Zinnen*“ lautet es in diesem *Palermo 1846* datierten Gedicht, das im übrigen keine weiteren Anknüpfungsmöglichkeiten bietet (Bernhard von Lepel, *Gedichte*. Berlin 1866, S. 82).
- 19 Theodor Fontane, *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz*. Hrsg. von Kurt Schreinert, vollendet und mit einer Einführung versehen von Gerhard Hay. Stuttgart 1972, S. 47. „*Lischen* (d.i. Elise Fontane, H. N.) *kichert wenig, Schwesterngekicher ist überhaupt nicht die rechte Sorte und eine ist schließlich zu wenig*“, fährt Fontane fort. Literarisch hat er dem beklagten Mangel in der „*Vorrede*“ in gewisser Weise abgeholfen: dort ist, wie bereits erwähnt, von „*Schwestern*“ die Rede.
- 20 HFA I, 2, S. 825.

Theodor Fontane und Thomas Mann Vorbereitende Überlegungen zu einem Vergleich*

Henry H. H. Remak

Der Vergleich zwischen Fontane und Thomas Mann liegt nahe; es gehört keine Spitzfindigkeit dazu, darauf zu kommen.¹ Sowie man jedoch in das Thema hineinsteigt, wird man von erwarteten und unerwarteten Analogien und Kontrasten derart überfallen, daß man kaum ein und aus weiß. Was hier geboten werden soll, sind im Grunde nur Rettungsanker bescheidenen Ausmaßes, die einen zeitweilig über Wasser halten können: Anregungen, Kostproben, vorläufige Betrachtungen ohne jeden Anspruch auf solide Wissenschaftlichkeit, zwanglose Rechenschaft über Gedanken, die mir seit Jahrzehnten durch den Kopf gehen. Bescheidenheit ist in diesem Falle keine Pose, sondern eine notwendige Feststellung. Ich habe weder von Fontane noch von Thomas Mann alles gelesen, noch nicht einmal das, was ich auf das Thema hin kennen sollte. Über das Verhältnis der beiden zueinander habe ich einiges Einschlägige untersucht, führe aber, mit Ausnahme von Hans Ester (Anm. 14.2.), keine zentralthematische Sekundärliteratur an, um nicht womöglich den Eindruck zu erwecken, daß es mir hier um eine systematische Auseinandersetzung mit der Forschung geht. Dagegen hege ich die Hoffnung, trotz aller Unverbindlichkeit dieses Anlaufs durch meine Fragestellungen ein Scherflein beizusteuern zu der Methodik vergleichender Synthesen großer Schriftsteller, ein Unterfangen, das in der heutzutage blühenden Splitterforschung und dem Kult des Relativismus von vielen nicht nur als hoffnungslos, sondern als geradezu anrüchig hingestellt wird.

Die erste Frage ist: Was ist an ihnen vergleichbar, was unvergleichbar? Dabei nimmt man bald wahr, daß das Vergleichbare in das Unvergleichbare und das Unvergleichbare in das Vergleichbare übergehen, sowie man von abstrakten Phrasen zu bestimmten Gesichtspunkten kommt.

* Dieser Aufsatz stellt eine inhaltlich und sprachlich veränderte bzw. unter Mitarbeit von Manfred Horlitz ergänzte Fassung des unter dem gleichen Titel veröffentlichten Beitrags zur Festschrift für Herbert Lehnert zum 65. Geburtstag dar. (Horizonte. Max Niemeyer Verlag Tübingen 1990, S. 126-141.)

Es hat wenig Sinn, Elefanten mit Ameisen zu vergleichen. Qualität und Bedeutung der zu vergleichenden Autoren müssen einer gleichwertigen Skala angehören. Heute, nachdem Generationen seit dem Erscheinen der Hauptwerke Fontanes und Manns eine ungeheure Sekundärliteratur hervorgebracht haben, kann man getrost behaupten, daß Fontane der größte deutschsprachige Romanschriftsteller des 19. Jahrhunderts ist und Mann denselben Anspruch auf die ersten neun Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts erheben darf, wobei ich unter „groß“ nicht nur den inneren Wert, sondern auch die literarische und persönliche Einwirkung auf das literarische Leben der Zeit (bei Fontane allerdings weit mehr Nachzeit, besonders seit 1945) und das anspruchsvolle Publikum verstehe.

Ihr Gattungsrepertoire hat viel gemeinsam: Romane, Erzählungen (der novellistische und Kurzform-Einschlag bei Mann ist beträchtlicher als bei Fontane), Literaturkritik und ein Briefwerk, das im deutschen Schrifttum an Ausdehnung, Bedeutung, Eigenart und stilistischer Vollkommenheit seinesgleichen sucht. Sie haben auch zu eigen, was sie nicht konnten: Dramen. *Karl Stuart* (Fontane) und *Fiorenza* (Thomas Mann) blieben erfreulicherweise ohne Nachfolge. Fontane und Mann haben beide richtunggebend dazu beigetragen, der deutschen Vorliebe für das Theater ein Gleichgewicht in der Prosaepik zu schaffen (siehe dazu Thomas Manns ersten längeren literaturkritischen Essay, *Versuch über das Theater*, 1908). Und sie heben sich deutlich von einer der aktuellen Politik abholden deutschen Dichtertradition ab; beide waren wache, wohlinformierte, einsichtsvolle und ausdrückliche Kommentatoren der politischen, gesellschaftlichen, religiösen, hin und wieder sogar wirtschaftlichen Aktualität ihrer Zeit: Mann aktiver, Fontane passiver. Beide hatten eine gesamtulturelle, integrierende Perspektive, innerhalb derer sie sich auch mit dem Schriftstellertum als Beruf in ihrer Gesellschaft befaßten.

Aber vieles teilen sie auch nicht: Fontane war Dichter im engeren Sinne, d. h. er hat viele Gedichte geschrieben (ich vermeide absichtlich die Bezeichnung „Lyriker“), Mann nicht. Noch Jahrzehnte nach seinem Tod war Fontane, vor allem in Deutschland, berühmter für seine Balladen als für seine Romane und Erzählungen. Balladen sind aber dramatische Kurzdichtungen. Bedenkt man noch dazu, daß Fontane zwanzig Jahre lang (1870-1889) Theaterkritiker für die „Vossische Zeitung“ war, so scheint der Sinn für das Dramatische sich in seinen Balladen und seiner Theaterkritik ausgewirkt zu haben. Dazu kommen noch Fontanes Faible und Talent für das Anekdotische, die sein gesamtes Werk (einschließlich der Briefe) weit mehr als das von Mann prä-

gen. Geschichtsromane oder -erzählungen im Sinne von *Vor dem Sturm*, *Grete Minde* oder den *Likedeelern* hat Mann nicht verfaßt; andererseits stand die Anziehungskraft des Mythisch-Legendären für Thomas Mann Fontane fern. Die Journalistentätigkeit, die Mann nur kurze Zeit ausgeübt hat, nahm einen ungleich größeren Teil des fontaneschen Berufslebens ein. Mann hat es nie nötig gehabt, wie Fontane aus hauptsächlich materiellen Gründen drei dicke, zeitraubende Kriegsdarstellungen (1864, 1866, 1870/1871) zu schreiben. Fontanes bahnbrechenden Reiseberichtsschriften, die zwischen Journalismus und Literatur stehen (*Ein Sommer in London*, *Aus England und Schottland*, *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*), und seinen persönlichen Erlebnissen im deutsch-französischen Krieg von 1870-1871, einer *mélange* von Kriegsdarstellung, Reisebericht und Autobiographie (*Kriegsgefangen*; *Aus den Tagen der Okkupation*) sowie seinen beiden Autobiographien (*Meine Kinderjahre*; *Zwischen Zwanzig und Dreißig*) hat Mann nichts ähnliches gegenüberzustellen. Andererseits hätte es Fontane weder gewollt noch fertiggebracht, Zeitromane von dem enzyklopädischen Umfang und der Präzision Manns zu schreiben (*Buddenbrooks*, *Königliche Hoheit*, *Der Zauberberg*, *Doktor Faustus*), geschweige denn die *Joseph-Tetralogie*. Den Perfektionismus Manns, die hochintellektuellen Bildungsansprüche, die er an sich stellte, die Idee der Goethenachfolge hat Fontane nicht geteilt; darin war er weit mehr als Thomas Mann Sohn des 18. Jahrhunderts, mit einem natürlichen, aber sorgsam gepflegten Instinkt für die Grazie, die Feinheit, die Weltklugheit, den Takt, die schwerelose Form dieses kultiviertesten Zeitalters, das Europa je erlebt hat.

Der Positivismus hätte wenig von einem Vergleich von Schriftstellern gehalten, die sich nicht (einseitig oder beiderseitig) kannten. Das Einanderkennen ist heute keine Vergleichsbedingung mehr, und das ist gut. Voneinander zu wissen und übereinander geschrieben zu haben gibt zwar dem Vergleich eine unangreifbare Grundlage, ist aber keineswegs notwendig, denn „wirkliche“ Begegnungen sind oft Zufall. Geistige Verwandtschaft kann durchaus unabhängig davon bestehen.

Fontane und Mann hätten sich noch begegnen können. Mann war dreiundzwanzig Jahre alt, als Fontane am 20. September 1898, in voller Schaffenskraft (trotz vieler kleiner Klagen), starb. *Der kleine Herr Friedemann* ist schon 1897 in der „Neuen Deutschen Rundschau“ erschienen, 1898 als Buch. Auf meine Anfrage, ob er Fontane je getroffen oder ihm seinen *Friedemann* geschickt hätte, antwortete mir Thomas Mann am 21. Juli 1954:

„Den alten Fontane habe ich nicht mehr gekannt. Ich hätte ihn wohl in München treffen können, im Hause des Verteidigers Bernstein, aber damals verkehrte ich noch nicht dort, ich war zu jung. Ist 'Der kleine Herr Friedemann' wirklich noch zu seinen Lebzeiten erschienen? Ich wüßte es nicht zu sagen. Jedenfalls bin ich nicht auf den Gedanken gekommen, ihm ein Exemplar zu schicken. Ich wollte, er hätte das Erscheinen von 'Buddenbrooks' noch erlebt. Es hätte ihm sicher gefallen, vielleicht hätte er sogar darüber geschrieben.“²

Das bedeutet nicht unbedingt, daß Fontane seinen jungen „Nachfolger“ nie gelesen oder von ihm gehört hat; jedenfalls ist nichts Schriftliches erhalten.

Für das Umgekehrte aber - Manns Vertrautheit mit Fontane - haben wir reichhaltige Beweise. Zuerst einmal hat Mann nicht weniger als fünf Essays über Fontane geschrieben:

1) „Der alte Fontane“ (1910)³

Am 7. Februar 1951 schrieb mir Mann dazu:

„Daß ich jedes gute Wort, das über Fontane geschrieben wird, mit Anteil lese, brauche ich nicht zu sagen. Mein eigener Versuch über ihn ist, glaube ich, noch immer das Beste, was ich kritisch zustande gebracht habe, und oft im Leben habe ich daran gedacht, daß Richard Dehmel mir als ganz jungen Menschen meine Fontane-Schülerschaft auf den Kopf zusagte und mir prophezeite, ihn liebend, würde ich ihn überwachsen“⁴

Es ist festzustellen, daß Mann bereits im „Alten Fontane“ Dehmel und Fontane verbindet: *„Eine tapfere Modernität zeichnet Fontane aus, wie heute etwa Richard Dehmel sie vertritt.“⁵*

2) „Anzeige eines Fontane Buches“ (1919)⁶

Es handelt sich hier um Manns äußerst wenn auch nicht ganz uneingeschränkt zustimmende Besprechung des hervorragenden Buches von Conrad Wandrey: *Theodor Fontane*, München, Beck 1919, erschienen zum 100. Geburtstag Fontanes.

3) „Über einen Spruch Fontanes“ (1920)⁷

Hier besteht der Fontanephilologe, -kenner und -liebhaber lebhaft auf dem ursprünglichen Text eines Fontane-Spruches, mit dem er seinen „Alten Fontane“ abgeschlossen hatte:

„Leben; wohl dem, dem es spendet
Freude, Kinder, täglich Brot.
Doch das Beste, was es sendet,
Ist das Wissen, das es sendet,
Ist der Ausgang, ist der Tod.“

Er wehrt sich gegen Otto Pniowers Verbesserung (Wiederherstellung?) des Textes („Vossische Zeitung“, Abendausgabe vom 5. Mai 1920) und ganz besonders gegen dessen Fassung der vorletzten Zeile:

„Ist das Wissen, daß es endet“. ⁸

4) „Theodor Fontane“ (1928)

Der Aufsatz liegt in einem schönen Privatdruck von vierzehn Seiten auf vorzüglichem Papier vor. Er trägt die Nachschrift: „Thomas Mann hat diesen Vortrag im Jahre 1928 in der Lessing-Hochschule zu Berlin gehalten und dem Fontane-Abend als 6. Gabe zur Verfügung gestellt. Handpressendruck der Officina Serpentina in 75 Exemplaren“. Mein Exemplar, das ich meinem Vater verdanke, trägt die handschriftliche Nummer 29 und ist von Thomas Mann signiert. Abgesehen von der spärlich bekannten Tatsache, daß der Vortrag stattgefunden hat, ist seine Erfassung meines Wissens nach sowohl der Fontane- als der Thomas-Mann-Forschung bisher nahezu entgangen.

Es soll deswegen hier eine ausführliche Analyse folgen, um so mehr, als dem Druck selbst keinerlei Auskünfte über den Bezug des Vortrags zu früheren Äußerungen Manns über Fontane beigegeben sind. ⁹

5) „Noch einmal der alte Fontane“ (1954) ¹⁰

Hochanerkennende Besprechung eines ganzen Bandes von bislang unveröffentlichten Fontanebriefen (1884 bis 1898) an den Amtsgerichtsrat Georg Friedlaender in Schmiedeberg, Schlesien, „durchs Persönliche drastisch verschärfte, nicht selten lustig überpointierte Kommentare zur Gesellschaftskritik von Fontanes späten Romanen“. ¹¹

Bei dem Essay von 1928 handelt es sich um eine Überarbeitung des „Alten Fontane“ von 1910: teils wortwörtliche Übernahme, teils Striche und Kondensierung (besonders von Briefen Fontanes), teils Neues. Da der Vortrag nur etwa halb so lang ist wie der Aufsatz von 1910, ergeben sich zwangsläufig gewisse Kürzungen und Zusammenfassun-

gen; desgleichen wurden direkte Zeitbezüge vom Jahre 1910 ausgemerzt oder umgeändert. Inwieweit stehen diese Veränderungen mit den Wandlungen des Zeitgeistes und Thomas Manns eigener Einstellung zu Fontane und der Welt in Verbindung? Daß diese verschwiegene Bearbeitung des ersten Fontaneaufsatzes von Thomas Mann sehr geschickt ist, versteht sich bei dem Künstlertum Manns von selbst.

Alles in allem spiegelt sich hier die zunehmend liberale Politisierung Manns in den achtzehn verflossenen Jahren seit 1910 wider, obgleich er sich vor Übertreibungen hütet. So ist es, zum Teil jedenfalls, zu erklären, worauf er 1928 verzichtet: Beobachtungen über Fontanes zunehmende Musikalität und Kunstliebe („Der Alte Fontane“, S. 37), das Preußische (z. B. das erfundene Gespräch des Dichters Fontane mit Friedrich dem Großen über Adolf v. Menzel auf den Treppen von Sanssouci, *ibid.*, S. 39-40) und Bemerkungen über Literatur, Musik und Kunst, Kant, Silvio Pellico, Heine, Keller, Dehmel, selbst Strindberg, wiederum Menzel und die Mark Brandenburg. Daß er im Jahr 1928 einige Bemerkungen über Adel und Juden, die er 1910 gemacht hatte, nicht wiederholte, mag auch Zeitgründe haben. Der Adel regierte 1910 noch als traditionell-offizieller Teil des Kaiserreichs; das war in der Republik 1928 nicht mehr der Fall, obgleich der politische und gesellschaftliche Einfluß des Adels verhältnismäßig groß blieb. Die früheren Beobachtungen über Fontanes Philo- und Antisemitismus: „*er liebt die Juden, zieht sie dem Wendo-Germanischen eigentlich vor ... und hat ... einsehen müssen, daß (uns) alle Freiheit und feinere Kultur, wenigstens hier in Berlin, vorwiegend durch die reiche Judenschaft vermittelt wird. Aber von den Juden regiert sein will er nicht ...*“ (S. 53) werden 1928 gestrichen, wahrscheinlich aus Rücksicht auf den bedeutenden jüdischen Anteil an Kultur und Politik in der Weimarer Republik, andererseits auf den nationalsozialistischen Antisemitismus, dem er keine Wasser auf die Mühlen liefern wollte. Dagegen hat überraschenderweise Mann seine ausführliche Darstellung (von 1910) der zwiespältigen fontaneschen Wertung Bismarcks weitgehend stehenlassen, obgleich Bismarcks Todesjahr dem „Alten Fontane“ weit nähersteht als dem Vortrag von 1928; das läßt sich aber dadurch erklären, daß er Fontanes Bismarckbild als Beispiel der unterschiedlichen Wertung einer großen Persönlichkeit (Bismarcks) durch denselben Beobachter (Fontane) aus einer mythischen Perspektive (positiv) und einem charakterlich-psychologischen Blickwinkel (negativ) benutzt.¹²

Nietzsche als bestimmenden Ideologen, gegen den sich Fontane absetzt, betont Mann, relativ gesprochen, 1928 noch mehr als in der

früheren Fassung: Dieser Akzent versteht sich aus der überraschend vitalen Fortdauer der Nietzschepräsenz, von der jede nachfolgende Generation Europas immer wieder ganz verschiedene Anregungen bezogen hat, und - noch direkter - aus der Beispielhaftigkeit Nietzsches (wie Bismarcks) von der Fragestellung her: konservative Mythologie contra demokratische Psychologie. Es handelt sich hier bei Mann wie bei Fontane nicht um ideologische Sympathien, sondern um ein kulturelles Kontinuum, dem sich jeder intelligente Zeitkritiker stellen muß.

Klarer liegt es bei anderen politisch-kulturellen Akzenten, die Mann beibehalten oder verstärkt hat. Der Fontanevortrag von 1928 fand an der Lessing-Hochschule in Berlin statt, einer Volksbildungsstätte, die von der sozialdemokratischen Erziehungspolitik gefördert wurde; so versteht es sich, daß Mann im letzten Absatz hofft, daß die buchhändlerische Freigabe des fontaneschen Werkes dreißig Jahre nach seinem Tode (d. h. 1928) zu „seiner praktischen Volkstümlichkeit“ führen möge (S. 14), eine Hoffnung, die sich erst zwanzig bis dreißig Jahre später, nicht in der vollen Bedeutung des Begriffes „volkstümlich“ (Fontane kann nicht wirklich „volkstümlich“ sein), aber doch auf überraschend weitgehende und fortdauernde Weise bewahrheitet hat und in der frappanten Fortdauer des Werkes von Thomas Mann in derselben Zeitspanne eine verwandte und bekräftigende Parallele findet. Erwartungsgemäß taucht die berühmte und seit Jahrzehnten wohl am häufigsten zitierte Stelle aus Fontanes Briefwerk, nämlich der Brief an James Morris vom 22. Februar 1896, der schon 1910 Manns Interesse erregt hatte, hier wieder auf: *„Alles Interesse ruht beim vierten Stand“*. Sie ist an einer Volkshochschule im Jahre 1928 gewiß am Platze. Nur sehr gelegentlich verliert Mann 1928 die Objektivität - so, wenn er einmal Fontane als „Sozialisten“ (S. 11) bezeichnet.

Das literarische Urteil Manns über Fontane im Jahre 1928 trägt den Erkenntnissen der Forschung seit 1910 Rechnung. Noch bestimmter als schon 1910 erklärt Mann 1928: „Der Epiker Fontane ist es, der lebt und gilt“ (S. 6), und er gäbe die ganze Balladenproduktion Fontanes, die während seines Lebens und noch Jahrzehnte danach, neben den *Wanderungen*, seinen Ruhm begründete, für seine „Alters-Knittelversgedichte“, „von deren unzerstörbar einprägsamen Zauber und hochpersönlichem Tonfall die Fontane-Kritik mir noch nicht genug zu singen und sagen gewußt hat“ (1928, S. 7), was übrigens heute noch der Fall ist. (Auch die enge Beziehung dieser Sprüche zu Fontanes Altersprosa, die Mann am selben Ort entdeckt, ist bisher noch nicht zureichend erforscht worden). Die überragende Position von *Effi Briest* nicht nur unter Fontanes Romanen, sondern in der ganzen deutschen Romanlite-

L I T E R A T U R	
19	Bach-Saal, Lützowstraße 76 Sonnabend, 8. Dezember, Abends 8 Uhr. Dr. Thomas Mann Theodor Fontane Einzelvortrag Karten: 2, 3, 4, 5 Mark ausschl. durch das Sekretariat der Lessing-Hochschule sowie Bote & Bock, A. Wertheim, Theaterkasse (Die üblichen Hörerkarten der Verkaufsstellen haben keine Gültigkeit) Mitglieder des Vereins Lessing-Hochschule E. V. erhalten eine Karte in der Preislage von 3 Mark kostenfrei gegen Vorlegung ihrer Mitgliedskarte im Sekretariat der Lessing-Hochschule, Keithstr. 11.

Abb. 10

ratur des 19. Jahrhunderts wird von Mann 1928 noch prägnanter herausgestellt als 1910; er ist mit der äußerst feinsinnigen Analyse von *Effi Briest*, „der klugen Studie“ von Helene Herrmann, an einer relativ entlegenen Stelle veröffentlicht (*Die Frau*, XIX, 1912), ebenso vertraut wie mit der bahnbrechenden Gesamtstudie Fontanes von Conrad Wandrey (1919).

Seine Kenntnis der Fontaneforschung erklärt auch die im Jahre 1928 auf den ersten Blick befremdende Ausmerzung seiner langen Ausführungen vom Jahre 1910 über Fontanes geplanten Roman *Die Likedeeler*: „Kommunisten“, „eine Gruppe von an Karl Moor und die Seinen erinnernden Seeräubern, die unter Klaus Störtebeker fochten und 1402 auf dem Hamburger Grasbrook en masse hingerichtet wurden“, eine Aussöhnung „zwischen meinem ältesten und romantischsten Balladenstil und meiner modernsten und realistischsten Romanschreiberei“ (Fontane zitiert von Mann, „Der Alte Fontane“, 1910, S. 48). Vom politischen Blickwinkel aus hätte man 1928 mehr, nicht weniger Nachdruck von seiten Manns auf dieses erstaunliche Projekt des 75jährigen Fontane erwartet. Es zeigt sich aber beim näheren Beschauen, daß Mann 1910 die Nichtausführung des Romans, „das lautlose Versinken einer so neuen und hohen, so klar ersuchten Aufgabe“ („Der Alte Fontane“, S. 49) als einen Triumph der Selbstbeschränkung, der Bescheidenheit, der weisen Entsagung Fontanes erklärt hatte, eines „Ehrgeizes, der als solcher erkannt und verworfen wurde“, weshalb er dem Werk 'schweigend entsagte' (ibid.). Obwohl *Die Likedeeler*, Fontanes letzter Romanentwurf, erst ein Jahrzehnt später (1938) von Hermann Fricke aus dem Theodor-Fontane-Archiv der Brandenburgischen Provinzialverwaltung veröffentlicht wurde (157 S.), mußte Mann schon 1928 wissen, daß die Niederschriften Fontanes zu diesem Roman so bedeutend waren, daß von 'lautlosem Versinken' kaum die Rede sein konnte;¹³ andererseits hatte er im Jahre 1928 zu Fontanes umfangreichen Aufzeichnungen zu den *Likedeelern* noch keinen Zugang; er hat also, so scheint es, aus philologischer Redlichkeit seine bestechende These über die Nichtausführung dieses politisch für Mann so verlockenden Sujets nicht wieder aufgenommen.

Wie hellsichtig Mann die kulturelle Zeitbewegung hinter der Fontanekritik seiner Epoche sah, geht aus einem, hier beispielhaft ausgewählten, 1928 neu verfaßten Absatz seines Vortrags hervor:

„(‘Es geht nicht ohne Gewaltsamkeit ab’), wenn eine aus der George-Sphäre hervorgegangene Kritik ihn heute unter dem ihr eigentümlichen Gesichtswinkel zu sehen und ihn als ‘Zwischenwert’ zwischen bürgerlicher Depression und ‘Siebentem Ring’ in

Anspruch zu nehmen sucht. Der Mallarmé'sche und später edelvölkische Parnass wäre seinem Wesen kaum verwandter gewesen, als der Heyse'sche, und die herrische Gründung eines römisch-katholischen Kulturimperiums, in dem Psychologie verboten ist und die dogmatische Kniebeuge vor einem deifizierten Lieblingsknaben hochverspielter Weise gefordert wird, hätte seinem Schönheitssinn geschmeichelt, seine Skepsis aber und sein Protestantismus hätten dergleichen nicht ertragen. Seine Modernität, seine Zukünftigkeit lagen nicht auf George'scher Linie ... Schon der Umstand, daß der Künstler Fontane zukunfts voll nur als Prosaist, nicht als Versdichter war, macht ihn untauglich zu solcher Stilisierung.“ (S. 10-11)

„Der Alte Fontane“ (1910) und „Theodor Fontane“ (1928) enthalten immer noch das Beste, was im kleinen Rahmen über Fontanes Briefwerk gesagt worden ist, dessen Erscheinen die Niederschrift des ersten Essays anregte.¹⁴ Heute ist Fontane im deutschen Sprachgebiet unter vielen Kennern als einer der besten Briefstilisten der deutschen Literatur anerkannt (leider im Ausland als solcher fast völlig unbekannt, weil unübersetzt, wenn man von einer Briefausgabe in niederländischer Sprache von Tinke Davids - Amsterdam 1991 - absieht. Ferner stehen wissenschaftliche Untersuchungen über Fontanes Briefe als spontane Kunstwerke, über ihre Struktur, ihren Rhythmus, ihr Vokabular, ihre Schichten etc. erst am Anfang.) Zu den fünf Fontane-Aufsätzen Thomas Manns, die sich über vier Jahrzehnte erstrecken, kommen noch zahlreiche Hinweise auf Fontane in seinen Briefen, die über ein halbes Jahrhundert erfassen: der erste stammt bereits aus dem Jahre 1896 (in einem Brief an seinen Freund Otto Grautoff, Mann war damals 21 Jahre alt), der letzte aus dem Jahre 1954 (Mann hatte das 80. Lebensjahr erreicht). Die Namensregister einer einzigen Briefsammlung (Drei Bände der Thomas-Mann-Briefe von 1889 bis 1955, o. O., S. Fischer, 1961-1965) enthalten bereits 23 Erwähnungen Fontanes, und im ersten Band allein sind sieben Hinweise auf Fontane, wie ich festgestellt habe, dem Register entgangen. In einem als ganzen bisher unveröffentlichten Brief an mich vom 18. März 1951¹⁵ schreibt Thomas Mann:

„Ich lese einen der Fontane'schen Spätromane doch jedes Jahr einmal wieder, nehme auch wohl die Familien- und Freundschaftsbriefe wieder vor. Die aufsässige und 'sozialdemokratische' Stimmung des Siebzigers, auch sein zwiespältiges Verhältnis zu Bismarck kenne ich gut, habe schon als junger Mann darüber geschrieben“ ... („Der alte Fontane“)

Fünf Aufsätze über Fontane und viele Briefbemerkungen, die sich mit ungewöhnlicher Stetigkeit, anhaltender Bewunderung und Liebe durch die gesamte Schriftstellerlaufbahn Thomas Manns ziehen, stellen das dokumentarische Zeugnis ihrer Verschwägerung dar. Daß sich Thomas Mann auch noch in seinen letzten Lebensjahren der Lektüre Fontanescher Briefe und Erzählwerke zuwendet, wird u. a. durch Tagebuchaufzeichnungen aus dem Jahre 1951 besonders deutlich.¹⁶ So vermerkt er unter „P. P. Sonnabend den 17 XI. 51“

„[...] Beendete 'Schach von Wuthenow', sehr beeindruckt.“

Vor allem Fontanes Roman *Effi Briest* hat Thomas Mann in dieser Zeit zunehmend beschäftigt:

„P. P. Sonntag den 18.XI.51“

„[...] - Beim Abendessen Gespräch mit Erika über 'Effi Briest', wodurch veranlaßt ich abends stundenlang darin las, die ganzen Schlußteile. Tiefste Bewegung und Bewunderung. Die Kritik an der Grausamkeit des Gesellschaftssystems jedem menschlichen Anspruch genügend. Die Neigung zum Plebejischen: Roswitha 'ist uns über'. Spott über 'Zwicker', der die soziale Revolution für 'überholt' hält. Reue und Resignation Innstettens. Effi's Tod, Rollo, die zweifelnden Eltern, - ersten Ranges alles, beglückend, beschämend und zum Weinen schön.“

Mit besonderer Zuneigung wendet er sich Fontanes Briefen zu:

„P. P. Donnerstag 22.XI.51“

„[...] Abends lange in Fontanes Briefen. Las auch etwas daraus vor. [...]“

„P. P. Freitag 23.XI.51“

„[...] Wieder lange in Fontanes Briefen, worin vergebens nach einer Äußerung über 'Effi Briest' suche.“

„P. P. Donnerstag den 29.XI.51“

„[...] - In Fontanes Briefen. Manches über die Entstehung von 'Effi Briest' angestrichen. Das Geschwisterpaar auf der Hotelterrasse in Thale. Spielhagens taktloser Aufsatz über 'E. B.' und die 'Wahlverwandschaften'. Die 'Heldin' lebte noch.“

Wiederholte Hinweise auf die Lektüre der Briefe Fontanes lassen sowohl geistige Beziehungen als auch die Achtung Thomas Manns vor der schriftstellerischen Leistung des alten Fontane erkennen, - eine ermutigende Bewunderung und ein Ansporn, deren direkte obwohl unausgesprochene Beziehung zu Manns eigener Schriftstellervitalität und ihrer Bedrohtheit im gleichen Alter unverkennbar ist.

„P. P. Freitag den 30.XI.51“

„[...] Schloß die Lesung der Fontane-Briefe ab. Sein höfliches und offenbar gelangweiltes Verhältnis zu Spielhagen, der ihn seinerseits liest und preist. Kenn ich, kenn ich. Hat den 'Stechlin' als alter müder Mann in einem Winter geschrieben. Unfaßlich! Seine Tageseinteilung: Bis 3 Uhr Arbeit, dann Mittagessen, dann Spaziergang im Tiergarten, dann später Schlaf, um Kräfte für die Lektüre der Voss. Zeitung zu sammeln. [...]“

Neben all diesen und mehr Zeugnissen einer lebenslangen und in der Moderne beinahe einzigartigen Verwurzelung Manns in Fontane kann aber nur ein Vergleich ihres umfassenden Werkes, ihres Stils, ihres Gattungsverhältnisses, ihres Zeitbewußtseins und ihrer Themen dem Fundament ihrer Geistesverwandtschaft gerecht werden. Dazu können hier nicht mehr als Andeutungen gegeben werden.

Der überzeugendste und doch am schwersten erfaßbare Vergleichspunkt ist ihr Stil. Mit Luther, Lessing, Kleist, Heine, Stifter, Hofmannsthal, Hesse, Kafka und Musil gehören Fontane und Mann in ihrem erzählenden sowie in ihrem Briefwerk zu den größten Prosastilisten der deutschen Literatur. Fontane hat beschwingtere Leichtigkeit, Schwerelosigkeit, Grazie (18. Jahrhundert!) als Mann; Mann verarbeitet wiederum mehr Gedanken- und Bildungsmaterial als sein Vorgänger, hat es darum schwerer, leicht zu schreiben. Ihr Sprachgefühl sucht in der deutschen Prosaliteratur der Neuzeit seinesgleichen. Hier fehlen noch gründliche vergleichende Textanalysen.¹⁷

Ihre Gattungsverwandtschaft ist anfangs bereits kurz besprochen worden. Wie steht es mit dem von ihnen beobachteten Zeitalter und dessen Themen? Ihr Leben überschneidet sich nur 23 Jahre lang: Fontane 1819-1898, Mann 1875-1955. Eine auffallend gleiche Lebensspanne von zirka 80 Jahren, 55 Jahre Zeitunterschied in Leben und Sterben, aber weit weniger zwischen ihren großen Romanen *Effi Briest* (1895) und den *Buddenbrooks* (1901; der Familienname stammt aus *Effi Briest*). Auch daß der eine Alters-, der zweite Jugendroman ist, spielt keine wesentliche Rolle: Fontane war im Alter jugendlich,¹⁸ Mann in der Jugend 'alt'.

Eine schwerwiegendere Verschiedenheit - aber nicht im erwarteten Sinne - ist der behandelte Zeitraum, denn der jüngere berichtet von einer älteren, der ältere von einer jüngeren Zeit: *Buddenbrooks* handelt von der Mitte der 1830er bis zu Mitte/Ende der 1870er Jahre, *Effi Briest* beginnt da, wo *Buddenbrooks* aufhört; in den Jahren um 1870/80. Die erheblichen Unterschiede zwischen den beiden Romanen

„springen ins Auge“: Die Wirtschaftskultur und -krisen der Freien und Hansestadt Lübeck weichen beträchtlich von der Biedermeieridylle Hohen-Cremmens, dem Provinzstädtchen Kessin und Fontanes stilisiertem Berlin ab; die systematische Analyse des biologisch-psychologisch-wirtschaftlichen „Verfalls einer Familie“ (mit allen seinen intellektuell-künstlerischen Kompensationen) lag nicht in Fontanes Absicht; die Heirats- und Gesellschaftsproblematik ist nicht dieselbe; aber als ironisch-verständnisvolle, hochfeine und intelligente, literarisch erstklassige Analysen der norddeutschen Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die einzigen deutschen Romane zwischen 1815 und 1914, die sich Weltgeltung erworben haben und es verdienen, sind sie schon vergleichbar. *Königliche Hoheit* (1909) - bis heute von der Forschung und Thomas Mann-Pädagogik oft vernachlässigt und unterschätzt - liegt immer noch in der Fontanetradition; dann trennen sich die schöpferischen Wege, die bei Mann immer mehr ins Mythisch-Legendäre und Philosophisch-Symbolisch-Psychologische führen, bei Fontane einer sozial-psychologischen Realität, „wirklichen Menschen“, einem engeren Umkreis größerer Normalität verpflichtet bleiben. Fontanes sozialer Realismus ist, bei aller Stilisierung, unmittelbarer, konkreter, Manns weiter ausholend, intellektuell-komplizierter, ausgetüftelter.

Fontane hat eine weit größere künstlerische Schwäche für den Adel, Mann für Großbürger, Intellektuelle und Künstler. Beide interessieren sich für die Randfiguren der Gesellschaft, aber Fontanes Figuren stehen mehr in der humoristischen Tradition des deutschen Poetischen Realismus, es sind wunderliche, aber ungefährliche und liebenswerte Käuze; Manns Figuren sind schärfer geätzt, skurriler, grotesker, pathetischer, existentieller. Fontanes wohlwollender Humor entschärft seine Ironie, Manns parodistische Ironie steht zwischen Fontane und Heinrich Mann. Beide sieben die gesellschaftlichen Phänomene, die sie in ihrem Werk darstellen, sorgfältig durch ihr künstlerisches Gewissen; als Bürger in ihrem Privatleben, in ihren Briefen dagegen äußern sie sich freier, kühner über alle möglichen öffentlichen Fragen. Fontane hielt sich von der aktiven Teilnahme am politischen Leben, besonders nach den mittleren Jahren, weitgehend zurück, und in seinen persönlichen Ansichten gleichen sich, bei allen aphoristischen Schärfen, konservative und liberale Richtungen ungefähr aus. Daß Thomas Mann nach dem Ausbruch des 1. Weltkrieges schriftlich-öffentlich (eher konservativ) und nach 1918 auch persönlich-rednerisch (liberal) in das politische Leben eingriff, lag an der existentiell-kulturellen Bedrohung seines Landes erst durch den Krieg, dann durch die Feinde der deut-

schen Republik und besonders den Nationalsozialismus, aber selbst nach 1933 brauchte es bei ihm einige Zeit, bis er von der Ungeheuerlichkeit dieses Phänomens, das die westliche Kultur im Falle seines Sieges vernichtet hätte, überzeugt wurde und seine „konservativen“ Bemühungen, mit dem deutschen Lesepublikum in Kontakt zu bleiben, einstellen mußte. Bei beiden findet man die außergewöhnliche Erscheinung, daß sie im Alter als Bürger weiter „links“ standen als in ihren mittleren oder früheren Jahren (Fontanes Begeisterung für die 1848er Revolution hielt nicht lange an), aber in ihrem Kunstbewußtsein, bei aller Originalität und Neuerung in Inhalt oder Form, das Fundament der Tradition in ihrer inneren Haltung bewahrten.

Beiden wird oft gutgeschrieben, daß sie die Stadt in den bislang anti-urbanen deutschen Roman eingeführt hätten: Berlin, Lübeck, München, aber das trifft auf beide nur sehr begrenzt zu. Das Lübeck Thomas Manns ist keine moderne Großstadt, sein München ist eine Künstler- und Intellektuellenkolonie zwischen „Fasching und Schwabing“, und Fontanes Berlin ist ein Komplex von Stadtteilen, die im Grunde Kleinstädte geblieben sind und ihr Eigenleben, das dem Ländlich-Sittlichen noch nahesteht, bewahren. „*Alles Interesse*“, schreibt Fontane an seinen englischen Freund James Morris (s. o.), „*ruht beim vierten Stand*“, aber in seinem Werk spielt der vierte Stand eine sehr geringe Rolle. Die vom Standpunkt der künstlerischen Integrierung von Platz und Menschen besten Partien von *Effi Briest* sind Hohen-Cremmen und Kessin, nicht Berlin. In dieser Hinsicht sind Fontane und Mann stilisierende Realisten: Ihre literarische Vorliebe für Gespräche, Besuche, Diners, Vorführungen aller Art und Landpartien gehört ebenfalls in diese literarisch konservative Rubrik. Fontane ist in seinen Werken fast unberührt von den Fortschritten der Physik, Chemie, Biologie, Mathematik, Technologie und Industrie. Trotz seines Apothekertums bleiben Krankheiten in seinen Werken unprofiliert. Mann ist aufgeschlossener, aber sehr selektiv; es interessieren ihn hauptsächlich humanistisch-künstlerisch produktive oder psychologisch interessante Krankheiten wie Cholera, Tuberkulose, Syphilis, Verkrüppelung, Sadismus/Masochismus. Beide weichen sehr eigenwillig von der Naturverehrung in der deutschen Literatur ab; sie zielen auf den Menschen und die Gesellschaft als Mittelpunkt ihres Weltbildes.

Der positive Kern ihres Werkes ist Freude und Trost an der Sprache als dem erlösenden Element der Existenz und ihr bei aller Skepsis fundamentaler guter Wille zu Welt und Menschen. Das literarische Gesamtwerk beider könnte den Untertitel tragen: „Keine Helden, keine Bösewichter“ - das trifft selbst auf Mann zu, dessen Figuren oft frag-

würdiger erscheinen als die Fontanes. Fontane ist eine dauernde, lebendige Präsenz in dieser humanistischen, weltfreundlichen Gesinnung seines Nachfolgers, auch dort, wo sein Name nicht ausdrücklich fällt, wie z. B. in einem Brief Manns an Alfred Kubin vom 12. Juli 1925:

*„Das anständigste bleibt, diesen neuen Welten wohlzuwollen. Sie haben recht: Man kann nichts anderes tun, als immer wieder sein Geschick aufs neue bekräftigen - mit dem Bestreben, möglichst wenig langweilig dabei zu sein und mit Sympathie für das Leben, das über unser Schicksal hinaus reicht. Das ist es, was ich guten Willen nenne, und guten Willen möge man mir nachsagen, wenn man mir überhaupt etwas nachsagt.“*¹⁹

Diesen Anregungen soll nun eine Probe aufs Exempel folgen. Was ist das romantische Erbe Fontanes und Manns?

Fontane hat seine ersten dreißig Lebensjahre in der Blütezeit der späten Romantik verbracht. Sie hat in den 40er und ganz besonders in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts Fontanes literarisches Schaffen als dicht gesätes Balladenwerk entscheidend bestimmt, daneben auch historisch romantisierende und balladeske Erzählungen. Die Balladendichtung hat bis in seine späten Lebensjahre fortgewirkt, sogar in den 1880er Jahren eine Wiederauferstehung (skandinavische Balladen) erlebt.

Das balladesk-romantische Element hat sich besonders am Anfang seiner endgültigen Wendung zur Prosa in seinen Erzählungen abgesetzt: *Grete Minde*, 1880; *Ellernklipp*, 1881; *Unterm Birnbaum*, 1885; und noch in *Quitt*, 1891. Diese Romantik kann man, aller Feinheiten unbeschadet, getrost als konventionelle Schauerromantik bezeichnen, so vorzüglich und im einzelnen realistisch sie auch, wie z. B. in der durchweg unterschätzten Kriminalgeschichte *Unterm Birnbaum*, mitunter ausgeführt wird. Es handelt sich grundsätzlich um die Übertragung von Fontanes ursprünglicher balladesker Heldenromantik (Herrscher, Fürsten, Generäle, Ritter, die in der Schlacht fallen oder auf dem Schafott enden - siehe als Prototyp Heines *Ritter Olaf*) auf das Volk (Grete Minde, Baltzer Bocholt, die Hratschecks, Lehnert Menz), um Spuk-, Brandstifter-, Totschlag- und Mörderromantik, um Liebesromantik mit Gefahr und Tod, z. B. um einen Vater, der seinen Sohn, den Liebeskonkurrenten, vom Felsen in den Abgrund stößt und dessen Geliebte selbst heiratet (*Ellernklipp*) - selbst der von der heutigen Kritik so bewunderte Chinese in *Effi Briest* gehört, wie geschickt das Motiv auch ausgearbeitet ist, in diese Konvention. Thomas Mann, der einer sehr verschiedenen Romantik verbunden ist, sieht es in seinem „Alten Fontane“ ganz richtig:

*„War er Romantiker? Im deutschen Sinne gewiß nicht. Seine Romantik ist romanischer Herkunft, eine Cyrano-de-Bergerac-Romantik, die unter Versen ficht. Auch schauerliche Motive, auch Tower und Richtblock, als Sühne für heiße Verfehlungen, kommen darin vor.“*²⁰

Fontane selbst - das wußte Mann und führt es im „Alten Fontane“ auch an - gab ihm Recht: *„Ich bin mit Maria Stuart zu Bett gegangen und mit Archibald Douglas aufgestanden. Das romantisch Phantastische hat mich von Jugend auf entzückt und bildet meine eigenste südfranzösische Natur.“*²¹ Es ist eine durchaus und gesund extrovertierte, unkomplizierte, bühnen- und opernhafte Schwert-und-Leierromantik. Was „vollkommen fehlt“, fügt Mann hinzu, *„ist das ahndevolle Musikalische, das brünstige Metaphysische, die trübe Tiefe“* der deutschen Romantik.²² Bei ihm selbst - Thomas Mann -, das weiß er wohl, fehlt diese Romantik nicht; im Gegenteil: er kennt alle ihre Tiefen und Untiefen: die Religionserotik Novalis', die Ironie Friedrich Schlegels, Tiecks, Brentanos, Hoffmanns und Heines, die berauschende Musikflut der Wagnerschen Orgiastik in *Tristan und Isolde*. Die Passionen des kleinen Herrn Friedemann (man vergleiche mit ihm sein wahrscheinliches Vorbild, den genügsamen Alonzo Gieshübler in *Effi Briest*), Tobias Mindernickels, Aschenbachs oder Cipollas bleiben dem Werk Fontanes fremd. Dichter der großen Liebesleidenschaft von Mann und Frau waren weder Fontane noch Mann: sie waren Romantiker, nicht romantisch. Oder doch? Mann selbst sieht gemeinsame Berührungspunkte in einer nicht-, sogar anti-intellektuellen, sehnsuchtsvollen Liebe zu unkomplizierter, unverdienter, „naiver“ Schönheit und Gesundheit. *„Er empfand“*, schreibt Mann im „Alten Fontane“, *„die Fragwürdigkeit des Typus Künstler ... wie außer ihm vielleicht nur noch Einer ...“* (Goethe?, Nietzsche? Thomas Mann selbst?).²³ Er zitiert ihn:

*„Ach, schreibt Fontane, 'wie bevorzugt sind doch Leutnants, sechs Fuß hohe Rittergutsbesitzer und alle die anderen aus der Familie Don Juan, und wie nehm' ich alles zurück, was ich, als ich selber noch tanzte, zugunsten lyrischer Dichtung und zu ungunsten hübscher, lachender und gewaschener Herzenssieger gesagt habe. Der Bücher- und Literaturwurm, und wenn er noch so gut und noch so gescheit ist, ist doch immer nur eine Freude für sich selbst, für sich und eine Handvoll von Menschen. Die Welt geht darüber weg und lacht dem Leben und der Schönheit zu.“*²⁴

Wer dächte da nicht an Tonio Krögers Liebe zu Hans Hansen und Ingeborg Holm?

Fontanes Heldenromantik ist extrovertiert, Manns introvertiert: Künstlerromantik, „Outsider“-Problematik. Mann schildert die Leiden und gelegentlichen Freuden des neuen Werther, des Hochempfindlichen, durch zuviel Erkenntnis gelähmten, nach Gesundheit und Normalität lechzenden, aber dafür wiederum zu intelligenten Einzelgängers, des talentierten Neurasthenikers, des für Musik, Literatur oder Kunst begabten, aber dem Leben unterlegenen Talentes, des hochbegabten Kranken, des geistesüberlegenen, aber untüchtigen oder erschöpften oder nur zu Ressentimentsaggression fähigen, der kleinen Herren Friedemann, Tobias Mindernickel, Spinell und Cipolla oder - auf weit höherem Niveau - der Tonios und Aschenbachs, der Hans Castorps und Leverkühns: die privilegierte Arroganz des aktiven oder Surrogatleidens. Diese Fixierung hätte Fontane als outriert abgelehnt: das Interessante, Pikante, was beiden so sehr liegt, geht bei Fontane bis ins Humoristisch-Ironische, aber selten bis zum Grotesken, bis zur Karikatur wie bei Thomas Mann.

In Fontanes Kunstpersönlichkeit spielt die Musik eine sehr untergeordnete Rolle. Thomas Manns Romantik ist die Romantik der Musik, des „zutiefst Germanischen“, des Unendlich-Absoluten, der Verführung durch das Sich-Auflösen in das Ewige, Eros und Metaphysik, Liebestod von Novalis zu Wagner. Für all das hat der kultivierte Rationalismus, der weise Relativismus des aufgeklärten Fontane, eines Sohnes des 18. (ja!) Jahrhunderts, wenig übrig. Wagner interessierte ihn, wie Nietzsche, nur als Kulturphänomen, das Wagnertum als klinisch-humoristisches Symptom; dessen Essenz bedeutete ihm nie magnetisch verlockende Gefahr oder wirkliche Künstlernahrung wie für Thomas Mann. Wagner gehörte einfach zu seinem kritischen Weltbild: eine innere Beziehung zu ihm fehlt. Fontane - kannte er sie auch nicht oder kaum - stand den französischen „moralistes“ des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, den Weltweisen Montaigne, La Rochefoucauld, La Bruyère, Saint Simon, Vauvenargues und Chamfort weit näher als der deutschen Philosophie (im Unterschied zu Mann); hier ergibt sich allerdings ein Berührungspunkt mit Nietzsche.

Weder Fontane noch Thomas Mann haben ernsthaft studiert, waren jedoch „auf eigene Faust“ gebildet, obschon auf ganz verschiedene Art. Fontanes Wissen war eklektisch, anekdotisch, aphoristisch, praktisch; Manns gründlicher, systematischer, ernst. Fontanes Kernverwandte im 19. Jahrhundert waren Scott, Alexis, Thackeray, Turgenjew, Ibsen, Tolstoi, Hauptmann, neben vielen längst vergessenen Größen

wie Heyse und Wildenbruch. Thomas Manns Wahlverwandte stehen, neben gemeinsamen Interessen (Schiller, Keller, Storm, Turgenjew, Tolstoi), dem Werturteil des 20. Jahrhunderts viel näher: Kleist, Dostojewski, Nietzsche, Wagner, Freud, Strindberg, Tschechow, Shaw.

Wenn man bedenkt, daß zu Fontanes Lebzeiten Baudelaire, Verlaine, Rimbaud und Mallarmé dichteten, Manet, Monet, Pissarro, Sisley, Seurat, Gauguin, Van Gogh, Degas und Toulouse-Lautrec malten, Berlioz und Debussy komponierten, ersieht man, wie weit von der neuromantischen Moderne - ungleich weiter als Thomas Mann - Fontane stand. Die Intellektualität und die psychologischen, bis ins feinste - und trübste - erleuchteten Abgründe Thomas Manns stehen der deutschen Romantik und dem Roman des XX. Jahrhunderts sehr viel näher als Fontanes Intelligenz, die der Lebensbereitschaft, dem Lebenskompromiß, den vielen kleinen, aber wichtigen Freuden der Existenz verbunden bleibt, den „Hilfskonstruktionen“:²⁵ „Ja, das möchte ich noch erleben.“²⁶ Fontanes Skepsis ist Weltkenntnis; die Problematik der Welt Thomas Manns ist philosophisch, ideengeschichtlich, literarisch, intellektuell begründeter Weltschmerz. Fontanes Resignation ist Verzicht des Weltmanns, Manns die der gespaltenen romantischen Seele, des Bürgers mit schlechtem Künstlergewissen, aber doch geheimem Künstlerstolz. Das gilt in sehr großen Zügen, versteht sich, für ihr Werk; als 'Zivilisten', als praktische Staatsbürger, als tägliche Beobachter sind sie realistische, konservativ (erhaltend) eingestellte evolutionäre Reformisten.

Was ist mit diesen Überlegungen zu Manns und Fontanes Vergleichbarkeit und Unvergleichbarkeit erreicht? Nicht viel mehr als Ansätze zu der Erkundung der differenzierten Geistesverwandtschaft zweier deutscher Schriftsteller, zwischen denen eine so fundamentale Sympathie herrscht, daß man sicher zu sein glaubt, Fontane, wäre ihm nur die Gelegenheit geboten worden, hätte mit demselben kritischen Verständnis über Thomas Mann geschrieben wie der Jüngere über den Alten. Fontane hat ja auch die naturalistische Brise, die ihm in Hauptmanns Dramen entgegenblies, frisch von der Leber weg begrüßt, obwohl er sich als Autor vom Naturalismus entschieden fernhielt. Er hätte, glauben wir, was auch immer seine Einwände, in seiner noblen Großzügigkeit an Hand der noch zu seinen Lebzeiten begonnenen Werke Thomas Manns (*Buddenbrooks* einbegriffen) Richard Dehmels früher Wahrsagung (wohl noch zu Fontanes Lebzeiten brieflich verkündigt) zugestimmt, Mann hätte als Abkömmling Fontanes angefangen und würde ihn schließlich in Dankbarkeit überflügeln. Die Prophezeiung hat sich bewahrheitet. Mann berichtet darüber in seinem bereits zum Teil zitier-

ten Brief an mich vom 7. Februar 1951, fügt aber hinzu: „Nun, ich glaube nicht, daß ich je etwas wie Pastor Lorenzens Grabrede auf den alten Stechlin zu schreiben vermocht hätte“.²⁷ Und damit hat er wohl auch recht.

Anmerkungen

- 1 Eine lockere Fassung dieser Ausführungen wurde auf Einladung der Deutschen Sommerschule von Middlebury College, Vermont, am 11. Juli 1988 als Vortrag gehalten.
- 2 Thomas Mann, *Briefe 1948-1955* und Nachlese, o. O., S. Fischer, 1965, S. 351.
- 3 Erstmals veröffentlicht in der Zukunft (Berlin), XIX, Heft 1, 1. Oktober 1910. Siehe Thomas Mann, *Schriften und Reden zur Literatur, Kunst und Philosophie*. Das essayistische Werk in acht Bänden, hrsg. von Hans Bürgin, Frankfurt am Main und Hamburg, S. Fischer, 1968, I, 36-55.
- 4 Thomas Mann, *Briefe*, I. c., S. 190.
- 5 „Der alte Fontane“, 1968, I. c., S. 50.
- 6 Erste Veröffentlichung unter dem Titel „Zum hundertsten Geburtstag Theodor Fontanes“ im *Berliner Tageblatt*, 25. Dezember 1919. In *Schriften und Reden*, I. c., 102-110.
- 7 Ursprünglich unter dem Titel „Der gerettete Fontane“ in der *Vossischen Zeitung*, Berlin, vom 8. Juni 1920 erschienen. In: Thomas Mann, *Miszellen*. Das essayistische Werk in acht Bänden, I. c., 1968, S. 57-59.
- 8 Der 'richtige' Wortlaut ist immer noch umstritten, da die Urschrift nicht mehr vorliegt, nur eine Abschrift Friedrich Fontanes (jüngster Sohn Fontanes), die der Pniowerschen Fassung zugrunde liegt. Die erste Fischer-Ausgabe der Werke Fontanes folgt ihr (Theodor Fontane, *Gesamtausgabe der erzählenden Schriften*. Erste Reihe, Erster Band. Leipzig, Fikentscher und Berlin, S. Fischer, 1925, I, 400). Die Hanser-Ausgabe, der ich die Geschichte dieses kleinen, aber nicht unbedeutenden Literaturstreits verdanke, bei dem es um sehr charakteristische, fein differenzierte Fontanesichten der Forschung geht, keineswegs um pedantische Professorialik, hat Manns Wortlaut beibehalten: *Sämtliche Werke. Romane, Erzählungen, Gedichte*. München, Hanser, 1964, VI, 392, „Leben“; Erläuterungen, *ibid.*, 993-994 (von Walter Keitel). Die Nymphenburger Ausgabe dagegen entscheidet sich für Pniower (Theodor Fontane. *Balladen und Gedichte*. München, Nymphenburger Verlagsgesellschaft, 1962, S. 407; Anmerkungen von Edgar Groß und Kurt Schreinert, *ibid.*, S. 775). Von Katja Mann (Thomas Manns Frau) verlautet - so ein mündlicher Bericht -, er habe später doch zugunsten des „endet“ nachgegeben.
- 9 Der „Fontane-Abend“, gegründet am 14. November 1927 und aufgelöst im Jahre 1934, bestand aus (hauptsächlich privaten) Fontane-Liebhabern, die in „zwangloser Unterhaltung die literarischen und kulturellen Erscheinungen Berlins von der Zeit Friedrichs des Großen ab bis zur Jetztzeit, unter besonderer Berücksichtigung Fontanes und seiner Epoche, erörtern und erforschen“ wollten. „Diesem Zweck sollen auch die Veröffentlichungen dienen“ (am 24. Januar 1933 beschlossene Satzung). „Dem Fontane-Abend gehörten eine Anzahl Mitglieder an, die selbst unveröffent-

lichtes Material von Fontane besaßen ... Unveröffentlichte Balladen, Briefe, Gedichte und andere im Nachlaß vorgefundene oder längst vergriffene Schöpfungen kamen somit wieder ans Tageslicht. Gleichzeitig wurden von anderen Mitgliedern längst vergessene und unzugängliche Artikel über Fontane von Männern wie Thomas Mann, Erich Schmidt, Maximilian Harden (dem Verein) zur Verfügung gestellt und ebenfalls gedruckt". (Näheres über den Fontane-Abend in meiner ungedruckten Magisterthese, „Fontane-Bibliographie unter besonderer Berücksichtigung von Privatdrucken“, Indiana University, Bloomington, Indiana, 1937, 3-6. Dort findet man auch eine (hoffe ich) vollständige Liste der 15 Fontane-Abend-Veröffentlichungen, deren erste Thomas Manns Fontanevortrag vom Jahre 1928 ist.) Den Besitz der Sonderdrucke des Fontane-Abends und die Informationen über diese intime Gesellschaft hat mir ebenfalls mein Vater vermittelt (vgl. hierzu auch: Lothar Sommer, *Fontane-Abend/Berlin (1927-1933) - eine Dokumentation.* - In: „Fontane-Blätter“ 49/1990, S. 68ff).

- 10 Erste Veröffentlichung in der Weltwoche, Zürich, 5. Februar 1954. Wiedergedruckt in *Schriften und Reden*, 1. c., III, 272-277.
- 11 Ibid., 272.
- 12 Ein unglücklicher Druckfehler hat sich in die von uns zitierte Ausgabe des „Alten Fontane“ (1910; Ausgabe von 1968) eingeschlichen. 1895 hatte Fontane, so berichtet Mann, 'alten Knöppen' wie sich selbst das Privileg gegönnt, kritisch über Bismarck herzuführen, nicht aber der Jugend: „Die Studenten müssen begeistert sein; das ist ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit.“ Weiter unten auf der Seite hat der 'Druckteufel' aber „Juden“ statt „Jugend“ gesetzt: „Bismarcks Tod ließ Fontane vor diesem letzten Ausbruch großen Deutschtums den mythisch-ehrwürdigen, den großen Stil der Anschauung wiedergewinnen, zu dem er drei knappe Jahre früher nur die Juden (sic HR) hatte verpflichten wollen ...“ (S. 53-54). In meinem Privatdruck des Vortrages von 1928 ist der Wortlaut der richtige („Jugend“; S. 13).
- 13 Hermann Fricke verteidigt in seiner Ausgabe der *Likedeeler* (1938) die nicht ganz überzeugende Hypothese, daß Fontane im Sommer 1895 die Arbeit an den *Likedeelern* „unter dem Eindruck der starken Anerkennungen für *Effi Briest*“ zugunsten des *Stechlins* zurückgestellt habe, dessen Buchausgabe Fontane nicht mehr erlebte (Fricke, *Die Likedeeler*, S. 138-139).
- 14 Den Anlaß zu Manns erstem Fontaneaufsatz gab die zweite Sammlung der Briefe *Theodor Fontanes: Briefe an seine Freunde*, herausgegeben von Otto Pniower und Paul Schlenther, Zwei Bände, Berlin, F. Fontane und Co., 1910 (1. Band: Briefe von 1846-1879; 2. Band: Briefe von 1880-1898).
Erst kürzlich wurde mir durch die freundliche Vermittlung von Manfred Horlitz auch ein Aufsatz von Hans Ester bekannt, der, obwohl er im ganzen andere Akzente setzt, die verschiedenen Fassungen und Umarbeitungen des „Alten Fontane“-Essays von Thomas Mann (1910) in den 1920er Jahren aufschlußreich interpretiert: „Theodor Fontane und Thomas Mann: Zur Geschichte und Bedeutung eines Essays“, in: *Literatur als Dialog. Festschrift zum 50. Geburtstag von Karl Tober*, hrsg. von Reinhard Nethersole, Johannesburg, Ravan Press, 1979, S. 307-316.

- 15 Eine Zusammenfassung des Briefes mit ausgewählten Zitaten findet man in den *Briefen Thomas Manns. Regesten und Register*. hrsg. von Hans Bürgin, Hans-Otto Mayer, Gert Heine und Yvonne Schmidlin, Frankfurt a. M., S. Fischer, 1987, IV, 29.
- 16 Thomas Mann: *Tagebücher 1951-1952*. Hrsg. von Inge Jens, Frankfurt a. M.: S. Fischer 1993, S. 136-144. Dem S. Fischer Verlag ist für die Genehmigung zur auszugsweisen Veröffentlichung von Tagebuchnotizen Th. Manns in diesem Aufsatz zu danken.
- 17 Meine ausführlichen Skizzen zu einem Textvergleich zweier außerehelicher Liebes- oder Verführungsszenen, dem Strandritt Effi-Crampas im 17. Kapitel von *Effi Briest* und der „Walpurgisnacht“-Episode zwischen Hans Castorp und Madame Chauchat am Ende des fünften Kapitels vom *Zauberberg*, sollten ursprünglich in diesem Aufsatz verarbeitet werden. Aus Raumgründen muß ich diesmal darauf verzichten.
- 18 Dies „Altersjugend“-Motiv kehrt in Manns Fontanebild immer wieder.
- 19 Thomas Mann, *Briefe 1889-1936*, o. O., S. Fischer, 1961, I, 243.
- 20 Op. cit., 50.
- 21 Ibid., 49.
- 22 Ibid.
- 23 Ibid., 43.
- 24 Ibid., 44.
- 25 *Effi Briest*, 35. Kapitel.
- 26 Gedichte, in: Theodor Fontane, *Sämtliche Werke*, München, Hanser, 1964, VI, 349-350.
- 27 Der Leser mag einige zusätzliche Vergleiche zwischen Fontane und Mann in meinen Aufsätzen, „Kritische Gedanken über Fontane anlässlich einer Fontanebiographie“, *Monatshefte* (Wisconsin), Band 65, Nr. 1, 1973, S. 30 und 33, und „Politik und Gesellschaft als Kunst: Güldenklees Toast in Fontanes *Effi Briest*“, in: *Formen realistischer Erzählkunst*. Festschrift für Charlotte Jolles, hrsg. von Jörg Thunecke, Nottingham, Sherwood Press, 1979, S. 554 und 560 finden.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich meinen Dank an Frau Cornelia Nann abstaten, die mir bei der Herstellung der Druckvorlage dieses Aufsatzes sehr behilflich gewesen ist.

Personelle und örtliche Bezüge zu Fontanes *Cécile*

Manfred Thienel

Im allgemeinen wird vermutet, daß sich hinter den fürstlichen Liebhabern der *Cécile* Hohenzollern verbergen. So sieht beispielsweise Gerhard Friedrich¹ im Namen von Welf-Echingen einen Hinweis auf die Hohenzollern-Nebenlinie Hohenzollern-Hechingen. Das ist bei der bekannten Art Fontanes, Namensähnlichkeiten zu verwenden, durchaus plausibel. Andererseits würde ein anderer Namensanklang ein ganzes Geflecht von Bezügen eröffnen.

Das fürstliche Liebesnest wird von Fontane mit „Cyrillenort“ angegeben. Nun gab es in Schlesien einen großen Besitz mit Namen Sibyllenort² mit einem Schloß, welches „das schlesische Windsor“ genannt wurde. Der Gleichklang der Namen ist auffällig. Außerdem stößt man sofort auf weitere Bezüge:

Fontane begann die Niederschrift des Romans 1884. In diesem Jahr starb am 18. Oktober in Sibyllenort Herzog Wilhelm der Jüngere von Braunschweig³. Die Herzöge von Braunschweig waren auch Herzöge von Oels-Bernstadt, seit sie von Friedrich II. von Preußen aus Dankbarkeit für geleistete militärische Dienste damit belehnt worden waren. Der Tod des Herzogs, der unverheiratet und kinderlos starb, war insofern aufsehenerregend, als damit die Frage der Braunschweigischen Thronfolge verknüpft war⁴. Während das Herzogtum Oels-Bernstadt als erledigtes Lehen an Preußen zurückfiel und Oels zum bevorzugten Wohnsitz des preußischen Kronprinzen wurde, vererbte Herzog Wilhelm Sibyllenort, das zum Allodialgut zählte, an die Wettiner des sächsischen Königshauses. Der letzte, 1918 zur Abdankung gezwungene sächsische König hat dort seinen Lebensabend verbracht.

Die Hypothese, daß Fontane mit „Cyrillenort“ auf das Schloß Sibyllenort deuten wollte, findet eine Stütze darin, daß *Cécile* als aus Oberschlesien stammend vorgestellt wird und man bei Fontane Kenntnisse schlesischer Örtlichkeiten voraussetzen kann. Schließlich hat Fontane im Riesengebirge, also in Schlesien, den Roman fertiggestellt. Dann hat aber auch Herzog Wilhelm in Fontanes *Cécile* direkt Erwähnung gefunden, und zwar in den während des Ausflugs nach Altenbrak geführten Gesprächen⁵. Und bei der Besichtigung des Quedlinburger Schlosses wird mehrfach die Gräfin Maria Aurora von Königsmark⁶ erwähnt, die bekannt wurde als Mätresse Augusts des Starken, also eines Wettiners. Aber damit erschöpfen sich die Paralle-

len nicht: Wie Cécile besaß die Gräfin von Königsmark ein Rittergut in Schlesien, in Wilxen, nordwestlich von Breslau in der Richtung auf Liegnitz. Wie Cécile hatte sie nicht nur einen fürstlichen Liebhaber, sondern vor der Bekanntschaft mit August dem Starken hatte bereits Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, ein Welfe, um sie geworben. Nach der Trennung von August dem Starken hatte sogar der damalige Herzog von Oels und Bernstadt, Herzog Christian Ulrich von Württemberg, um ihre Hand angehalten. Nach Aussterben dieser (würtembergischen) Linie wurde, wie schon erwähnt, die Herrschaft Oels-Bernstadt dann durch Friedrich den Großen dem Hause Braunschweig verliehen.

Weitere Querverbindungen ergeben sich daraus, daß Fontane *Cécile* auch als „Auseinandersetzung über die Askanier“ geschrieben hat, so jedenfalls heißt es in einem Brief an seinen Sohn Theo⁷. Schon die Schauplätze Thale und Quedlinburg zielen in diese Richtung. Beide sind nicht weit von Ballenstedt gelegen, und die überregionale Bedeutung der Askanier nahm mit der Heirat Ottos von Ballenstedt mit Eilika, Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen aus dem Geschlecht der Billunger, seinen Anfang. Auch Aschersleben, das dem Geschlecht den Namen gegeben hat⁸, liegt nicht fern.

Zur Zeit Fontanes war Ballenstedt anhaltinisch, also askanisch, Quedlinburg preußisch, gehörte also den Hohenzollern, und die westliche Nachbarstadt, Blankenburg, war welfisch-braunschweigisch. Schließlich war auch wettinisches Gebiet mit Sondershausen nicht fern. Thale war zwar zur Zeit Fontanes preußisch, hatte jedoch im Mittelalter zur Grafschaft Regenstein gehört. Ein Mitglied dieses Geschlechts wird in Fontanes *Cécile* als Gefangener der Quedlinburger genannt. Die personellen Bezüge sind also mit den geographischen verwoben.

In *Cécile* beklagt Fontanes Privatgelehrter, daß die Askanier jetzt ihre Bedeutung verloren hätten und auf die kleinen anhaltinischen Fürstentümer beschränkt seien, während sie doch einst zu einer bedeutenden Rolle im deutschen Reich bestimmt waren. In diesem Zusammenhang muß man sich erinnern, daß die Askanier ihre größere Bedeutung gerade an die anderen im Roman erwähnten Fürstenhäuser verloren haben: Nach Aussterben der brandenburgischen Linie gingen Herrschaft und Kurwürde - nach einem wittelsbachisch-luxemburgischen Zwischenspiel - an die Hohenzollern (1415), ebenfalls nach Aussterben des sächsischen Zweiges die Herrschaft über Sachsen-Wittenberg und die sächsische Kur an die Wettiner (1423), und schließlich Gebiete

von Sachsen-Lauenburg aufgrund alter Rechtsansprüche und kriegerischer Auseinandersetzungen an die Welfen (das Gesamtgebiet endgültig 1689).

Die Kurfürstentümer Brandenburg und Sachsen-Wittenberg waren, als die dortigen Askanier ausstarben, sogenannte „heimfallende Lehen“. Dieser Gedanke taucht auch in Fontanes *Cécile* auf, denn diese verfügt vor ihrem Tode den Rückfall ihres schlesischen Gutes nach dem Tode St. Arnauds an die fürstliche Familie verfügt. Schließlich sei noch bemerkt, daß zur Zeit der Gräfin von Königsmark August der Starke Erbschutzherr des Stiftes von Quedlinburg war, eine Würde, die er aber an die Hohenzollern verkaufte, wodurch sich Schwierigkeiten bei der beabsichtigten endgültigen Erhebung der Gräfin zur Äbtissin des Stiftes ergaben. Schließlich wurde sie 1700 Pröpstin.

Sieht man also in „Cyrillenort“ einen versteckten Hinweis Fontanes auf das schlesische Schloß Sibyllenort, so fügt sich dieses gut in die übrigen geographischen und geschichtlichen Bezüge des Romans ein, wie sie Fontane immer wieder bei seiner schriftstellerischen Tätigkeit einsetzte.

Anmerkungen

- 1 Friedrich, Gerhard: Die Schuldfrage in Fontanes *Cécile*. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 14, 1970, S. 520-545, hier S. 523, Fußnote 11.
- 2 Genauere Angaben in: Robert Rolle: *Geschichte der Dörfer Domatschine und Sibyllenort*. Kreis Oels in Schlesien, neu hrsg. von Hellmut Rolle, Neuß 1984.
- 3 Nach Zimmermann, P. in: Allgemeine Deutsche Biographie, 43. Band, 1898, ND Berlin 1971, S. 4-13, hier S. 12.
- 4 Die genauen Zusammenhänge in: Philippi, Hans: *Preußen und die braunschweigische Thronfolgefrage 1866-1913*. Veröffentlichungen der historischen Kommission für Niedersachsen XXV, Heft 6, Hildesheim 1966.
- 5 Fontane: *Cécile*, wie 5.), S. 81 und S. 86. Vergl. in diesem Zusammenhang auch Storch, Dietmar: *Theodor Fontane, Hannover und Niedersachsen*. Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Band 94, Hildesheim 1981, S. 162 ff.
- 6 Alle folgenden Angaben sind entnommen dem Artikel von Flathe in ADB, 16. Band, ND Berlin 1969 der 1. Auflage von 1882, S. 526-528.
- 7 Nach Friedrich, wie 1.), S. 520, Fußnote 1.) in: *Theodor Fontanes Briefe an seine Familie*, Berlin 1906, Band II, S. 155.
- 8 Möglicherweise auch umgekehrt: Die Askanier leiten ihren Namen auch gern von Askanius, Sohn des Aeneas aus Troja, ab.

Georg Lentz: Märkische Protokolle. Auf Fontanes Spuren zwischen Havel und Oder. Frankfurt/M., Berlin: Ullstein 1992. 192 S. DM 29,80

(Rez.: Joachim Kleine)

Ein heiterer Sommertag. Im Grienicksee spiegelt sich das Rheinsberger Schloß. Fast makellos erscheint es dem Betrachter aus der Distanz. Nur sein Spiegelbild auf der kaum bewegten Wasseroberfläche wird durch ein Lüftchen verwischt. Im Vordergrund, zwischen dem noch grünen Schilf welken schon einige Stengel ... - So wie sich das Farbfoto auf dem hellen Umschlag ansieht, liest sich dieses Buch.

Als „Protokolle“ - nimmt man das Wort in seinem meist gebräuchlichen Sinn - habe ich die 13 kleinen Reiseberichte nicht empfunden: Weder halten sie gewichtiges, gar dramatisches Geschehen fest, noch sind sie von der kargen Genauigkeit, die ein Protokoll auszeichnen sollte. Eher kommt ihr Verfasser gelassen und ungezwungen dahergeschlendert, lenkt, ohne einem strengen Plan zu folgen, seine Schritte bald hierhin, bald dorthin, nachdenklich an Orten verweilend, zu denen ihn, den Zehlendorfer, Erinnerungen aus Kindheitstagen nach drei Jahrzehnten des Ummauertseins zurückführten. Von Momentaufnahmen und Schnappschüssen spricht der Klaptext und trifft es damit besser. Erinnerter, Eindrücke, Mitteilungen aus der Mark von heute an den Leser von heute sind es für mich.

Georg Lentz schreitet das Land zwischen Havel und Oder nicht aus

und folgt hier bei weitem nicht allen Spuren Fontanes. Dafür manch anderen. Ribbeck, Güterfelde, Saarmund, Nauen, Paretz, Bollmannsruh, Dreilinden, der Teltowkanal, dann die Seelower Höhen, Rheinsberg, Zinna, Niederfinow und Frankfurt an der Oder heißen seine Stationen. Bei so vielen bekannten Namen bleibt es nicht aus, daß einem in seinen Aufzeichnungen manches schon anderswo Gelesene wiederbegegnet, besonders dort, wo Lebensdaten berühmter Leute, die den Geist des Ortes prägen halfen, wo geographische, geschichtliche oder auch technische Einzelheiten aufgeführt werden. Mir frischte manche dieser Informationen das Gedächtnis auf und enthob mich des Nachschlagens: die über die Nauener Sendeanlagen zum Beispiel oder über den Bau des Teltowkanals. Doch ich fragte mich auch, ob mancher Leser solcher in der brandenburgischen Wanderliteratur inzwischen recht häufig gewordenen Wiederholungen mit der Zeit nicht überdrüssig werden dürfte. Freilich, nicht jedem sind alle vergleichbaren Quellen geläufig oder greifbar, je mehr hinzukommen, desto weniger. Auch ändern sich die Dinge und die Sicht auf sie in einem fort. Da kann es schon reizvoll sein, eine - sei es auch nur in mancher Beziehung - so noch nicht gekannte Reflexion von Land und Leuten kennenzulernen.

Darum sage ich im Prinzip ja zum literarischen Memorieren, vorausgesetzt, es geschieht einigermaßen geistvoll und originell.

Wie steht es damit in Lentz' „Protokollen“? Am aufschlußreichsten, kurzweiligsten, vergnüglichsten empfand ich sie dort, wo sich der Autor weniger bekannten Orten nähert, wo er Erlebtes, auch märkischen Humor und Mutterwitz (über den er selbst verfügt) in den Vordergrund treten läßt. Ergötzlich, was er da alles anekdotisch vermittelt, statt trocken zu dozieren. Die Erinnerung an den oft aufgesuchten Badensee bei Güterfelde bzw. Gütergotz, wie es bis in die 30er Jahre hieß, möge dies veranschaulichen. „Es war ein See wie auf den Bildern Leistikows, ein bißchen düster und zugleich anheimelnd. Der Vater stand bis zum Bauchnabel im Wasser, er trug einen schwarzen Badeanzug mit Schulterträgern. Ich versuchte, zu ihm hinzuschwimmen, im Hundekraulstil. Die Mutter saß am Ufer auf einer Decke und packte Stullen aus.“ Eine j.w.d.-Miniatur, wie sie Zille gezeichnet haben könnte. Angenehm berührt die Relativierung der Wahrhaftigkeit von geschichtlich Überliefertem: „Um den Verbleib des Original-Birnbaums“, heißt es im Ribbeck-Kapitel, „ranken sich Geschichten, die alle wahr und nicht wahr sind.“ Wie oft bestätigt sich dieser Satz beim Vertiefen in die Vergangenheit der Mark und ihrer Bewohner!

Angenehm auch, wie maßvoll Lentz über Tristes in der märkischen Provinz von heute, über Vernachlässigung, Verschandelung oder Zerstörung von Bewahrenswertem urteilt,

und wie er zugleich das Gespür für die Schönheit des Ursprünglichen bewahrt, das hier vielerorts trotz früherer und immer neuer Entstellungen von Landschaft noch anzutreffen ist. Die Schlußsätze des Seelow-Kapitels mögen für andere solcher Stellen sprechen: „Das Popelige ist geblieben, das Poetische dahin“, schreibt Wolf Jobst Siedler in seinen „Wanderungen zwischen Oder und nirgendwo“. Der nächste Wanderer jedoch sieht, von den Seelower Höhen herab, die Sonne hinter der Oder golden aufgehen und die Nebel steigen. Das Poetische muß man vielleicht da suchen.“ (S. 136)

Ein rundherum gelungenes Buch? Die Freude an Georg Lentz' meist wohlthuendem Plauderton wird dort getrübt, wo er sich in seiner Nonchalance zu allzu weitgehenden Zugeständnissen an Sprachschludereien im neuzeitlichen Umgangsdeutsch verleiten ließ. Die fehlerhafte Wiedergabe des als Motto verwendeten Fontane-Zitats aus dem Stechlin (S. 5) ist wohl dem Lektor anzukreiden. Mich befremdete auch die nachlässige Form der jedem Kapitel angehängten, kleingedruckten Erläuterungen zu einzelnen Namen, Begriffen, Sachverhalten. Sie kommen einem wie des Autors eigene Lesenotizen vor. Hätte sich das Wissenswertes, das sie enthalten, nicht in den Text aufnehmen lassen? Und die hauptsächlichen Quellen, deren sich G. L. bediente, hätten sie sich nicht - wie die Dankadressen - am Schluß des Buches nennen lassen, unabgekürzt?

Alles in allem aber - eine heitere, leichte Sommerlektüre, für das Urlaubsgepäck zu empfehlen. Was tut

es, wenn sich Georg Lentz' Spuren im märkischen Sand nicht so ausgeprägt wie die Theodor Fontanes ausneh-

men, wohl auch nicht so dauerhaft? Es ist seine Spur, die er da zog. Anderes wollte er nicht.

Theodor Fontane: Kriegsgefangen. Erlebtes 1870. Hrsg. von Otto Drude. Mit zeitgenöss. Abbildungen. - Frankfurt/M.: Insel 1993. 257 S. (insel taschenbuch; 1437) DM 16,-

(Rez.: P. Schaefer)

Kein neuer Text, doch eine bemerkenswerte Textpräsentation bietet sich hier dem Leser. Der verdienstvolle Herausgeber, der unter anderem vor mehr als 10 Jahren erstmals die Fragmente und Erzählungen Fontanes für ein Taschenbuch (Insel) zusammenstellte, wählte hier ein zwar etwas ungewöhnliches, doch ganz Fontanesches Verfahren. Für Fontanes Kriegsbücher läßt sich eine ungefähre Dreiteilung feststellen: es gibt jeweils einen Teil vor der eigentlichen Kriegshandlung wie auch einen dem Kriegsgeschehen folgenden Ausblick. So auch hier: einer knappen Vorbemerkung folgt unter der Überschrift „*Das Jahr zuvor. 1869 bis 5. Oktober 1870*“ auf knapp 10 Seiten eine biographische Skizze, die einerseits Fontanes Lebenssituation in der Zeit vor seiner Frankreichreise umreißt und andererseits dem Leser einen groben Überblick über das wichtigste Kriegsgeschehen vermittelt.

Dann folgt Fontanes Text *Kriegsgefangen* auf gut 180 Seiten. Einen Hinweis auf die Textgrundlage sucht man unter „*Zu dieser Ausgabe*“ allerdings vergeblich. Dort findet man

vielmehr eine Übersicht über die erschienenen Buchausgaben, leider nicht ganz vollständig. So erweckt diese Übersicht den Eindruck, als sei der Text zwischen 1928 und 1962 gar nicht erschienen (doch gab es neben umfangreichen Auszügen auch 1939 bei Hendel und 1941 bei Grote Ausgaben). Nicht genannt werden die Ullstein-Taschenbuchausgabe und die französische Neuauflage (1986 bei Bueb et Reumeaux) der Übersetzung von 1892. Auf S. 148 findet man in einer Fußnote den Vermerk, der Herausgeber habe die französischen und italienischen Textpassagen der folgenden Seiten übersetzt. Dabei wird für den Leser nicht deutlich, daß einige Stellen bereits von Fontane selbst übersetzt worden sind (hier S. 154). Auch stellt sich die Frage, warum nicht generell französische Begriffe übersetzt wurden, wie es in anderen Ausgaben bereits zu finden war.

Nach Fontanes Text folgen 8 gut ausgewählte Abbildungen. Daran schließt sich unter „*Die Zeit danach*“ bzw. „*Das Jahr darauf*“ ein Teil von knapp 50 Seiten an, der den durch die o.g. Skizze vorgegebenen Rahmen

schließt. Hier wird unter Berücksichtigung verschiedenster Dokumente nicht nur die Geschichte von Fontanes Freilassung erzählt, sondern auch etwas über die Wirkungsgeschichte, einschließlich jener französischen Übersetzung von 1892. Das geschieht in einem dem Fontaneschen Text angemessenen Ton, der den Unter-

schied zwischen Kommentar und Autortext zwar verdeutlicht, aber nicht als unangenehmen Bruch empfinden läßt. Auch mit dem hilfreichen Literaturverzeichnis leistet diese Taschenbuchausgabe insgesamt deutlich mehr, als man von einer preiswerten Leseausgabe allgemein erwarten kann.

Franz Schüppen: Paradigmawechsel im Werk Theodor Fontanes. Von Goethes Italien- und Sealsfields Amerika-Idee zum preußischen Alltag. - Stuttgart, Freiburg im Breisgau 1993. 261 S. (Schriftenreihe der Charles-Sealsfield-Gesellschaft; V)

(Rez.: Joachim Biener)

Am Beginn des letzten, wesentlichsten Kapitels seines Buches schreibt Schüppen: „Schließlich kehrt auch der Romancier in die enge Welt zurück, die das Leben des greisen Mannes notwendig bestimmt. Es ist trotz der äußeren Voraussetzungen von Begrenzung und Beschränkung eine Art endgültiges Bekenntnis zum späten und vollendeten Realismus, der sich dem vollständig Erfassbaren zuwendet“ (S. 185). „Den Weg zur vorgezeichneten - spätrealistischen Nüchternheit seiner letzten Romane - mit der Durchschnittlichkeit des Personals wie mit der einfachen Struktur der erzählten Geschichten und Geschichte, mit dem mittleren Ton der unpräzisen Darstellung, mit zurückhaltender Dosierung in allen Bereichen, in Sachen 'Kunst' und 'Italien' wie in Sachen 'Heimat' und

'Fremde', abgewandt von allen utopischen Träumen eines Jenseits und Nirgendwo - ging Fontane ohne auffällige theoretische oder praktische Auseinandersetzungen: Stil und Form ergaben sich aus Stoff und Intention“ (S. 189).

Schüppens großer Essay, wie er sein Buch nennt, trägt dazu bei, innerhalb Fontanes Spätwerk noch schärfer als bisher zu unterscheiden. Er arbeitet drei Blöcke heraus. Für den ersten Komplex stehen die Zufluchten, die zum Beispiel Victoire von Carayon oder Melanie van der Straaten in Italien finden. In der mittleren Gruppe sind unter der Überschrift „Wirrnisse falscher Orientierung“ „Untergänge diesseits und jenseits des Ozeans“ zusammengefaßt. Gemeint sind damit die in der Zeit zwischen 1886 und 1891 erschienenen Werke *Cécile*,

Irrungen, Wirrungen, Stine, Quitt und *Unwiederbringlich*. Auch *John Maynard* wird wegen des Amerika-Sujets hinzugezählt. Als eigentliche Erfüllung werden unter der nicht ganz zutreffenden Bezeichnung „*Lebensformen der wohlhabenden Gesellschaft*“ die vollständig verwesentlichten, wirklich schlackenlosen Spätwerke *Frau Jenny Treibel*, *Der Stechlin*, *Mathilde Möhring* und *Die Poggenpuhls* angesehen. *Mathilde Möhring* und *Die Poggenpuhls* werden gar – und m. E. nicht zu Unrecht – als Gipfelwerke betrachtet, in denen Fontane sowohl inhaltlich durch Beschränkung auf preußischen Alltag als auch stilistisch durch letzte Sublimierung seiner Dialogkunst völlig zu sich selbst gekommen ist. Hier sei Fontanes Realismus „ganz innerlich geworden“ (S. 242), vergleichbar den Skizzen Adolph Menzels.

Als Instrument für die scharfe Unterscheidung dienen das Italien-Motiv und das Amerika-Sujet. Schuppen verfolgt das Italien-Motiv im Werk Fontanes von *Tuch und Locke* bis zu den Hochzeitsreisen in den letzten Romanen. Während Italien in der frühen Novelle alten konventionellen Stils „klischeehaft beschrieben und negativ bewertet“ sei (S. 60), erinnere das Italien Victoire von Carayons und Melanie van der Straatens noch einmal an Goethes Arkadien. In den späten Romanen sei das Italien-Motiv in Gestalt „mehr oder weniger aussichtsreicher Hochzeitsreisen“ (S. 189) auf ein realistisches Maß zurückgeführt, gleichsam realistisch einfunktioniert.

Schuppen geht auch auf die

Bedeutung der beiden Italien-Reisen von 1874/75 für Fontanes Schaffen im allgemeinen ein. Insgesamt hätten die Begegnungen mit der italienischen Kunst im Werke des Dichters zu Stilisierung, Symbolhaftigkeit und „Verklärung“ beigetragen; auch sie hätten bei der Grundlagenbildung für die Annäherung Fontanes an die große europäische Literatur seiner Zeit mitgewirkt. Damit ist Italien im Schaffen Fontanes sowohl motivisch als auch methodisch wirksam geworden. Der Ausgang vom Italien-Sujet als Nebemotiv erweist sich als fruchtbar für die Gesamtsicht.

Nun ergibt sich von Fontane zu dem eine Generation älteren Schriftsteller, der aus politischen Gründen Amerika zur Wahlheimat erkor und seine letzten Lebensjahre in der Schweiz verbrachte, weder die genetische noch die ausgeprägte typologische Kontaktbeziehung. (Daß Fontane Sealsfield gekannt hat, geht zum Beispiel aus seiner 1878 geschriebenen Theaterkritik über den Einakter *Stephy Girard* hervor, für den Rudolf Genée den Stoff aus Sealsfields Roman *Morton oder die große Tour* entnommen hatte.)

Fontane hat als Romancier vor allem an W. M. Thackeray und an Iwan Turgenjew angeknüpft, nicht an den Autor des *Morton* oder des *Kajütenbuches*. Von den schweifenden additiven Romanstrukturen des Deutschamerikaners und Vormärzschriftstellers her hätte übrigens der Vergleich mit der betont subjektiven Erzählweise Wilhelm Raabes nahelegen. Die Fruchtbarkeit der Bezugnahme auf Sealsfield liegt im Falle

Fontanes im Vergleich des Amerika-Bildes. Während es bei dem europamüden Auswanderer hoffnungsvoll liberal geprägt ist, ist es beim Dichter von *Irrungen, Wirrungen, Stine und Quitt* bereits relativiert. Fontane schmälert die Bedeutung der Neuen Welt nicht, aber er sieht sie relativ nüchtern.

Originelles bietet Schüppen zur Figur Gideon Frankes. So hebt er die akustischen Anklänge in den Namen Gideon, Gordon und Botho hervor. Gideon sei „nicht als ein Gescheiterter aus den USA, sondern als 'Gescheiterer'“ (S. 155), als bürgerlich praktisch Ertüchtigter nach Europa zurückgekehrt, der als Werkmeister im Großbetrieb seinen Mann steht. Schüppen sieht ihn menschlich und ästhetisch positiv, während er doch bisher meist als philerhafte komische Gestalt und ästhetisch als relativ blasse Figur betrachtet wurde, welche die einzige Schwäche des sonst so naturhaften Romans *Irrungen, Wirrungen* ausmacht.

Durch die längsschnitthafte Untersuchung des romantischen, arkadischen Italien-Motivs und des Bildes vom liberalen Amerika, in die im Falle des Sujets der Neuen Welt auch

Werke von Nikolaus Lenau, Ernst Willkomm, Ferdinand Kürnberger und Otto Ruppius einbezogen werden, gelangt Historizität in das Buch, die bei Wertung innerhalb des Spätwerkes jedoch zurücktritt.

Es liegt ein wichtiges Buch über Fontane vor, für dessen Veröffentlichung der Charles-Sealsfield-Gesellschaft zu danken ist. Die konsequente Verfolgung des Italien- und des Amerika-Motivs ist an sich interessant, dient aber letztlich der verwesentlichenden Sicht des gesellschaftskritischen Spätwerkes des „eigentlichen“ Fontane. Die Handhabung der Nebemotive erweist sich insgesamt auch als kompositions- und stilkritisch fruchtbar. Ideell-ästhetisch nicht bis zur Unantastbarkeit einverleibte Werkelemente werden aufgespürt und problematisiert. Die Bedeutung des großangelegten Essays erwächst nicht zuletzt aus der Fülle der literaturgeschichtlichen Bezüge. So sind zum Beispiel Poggenpuhls zu Detlev von Liliencrons Epos *Poggfred* und überhaupt zur elitär-aristokratischen Literaturkonzeption des anarchisch-vitalistischen Dichters in Beziehung gesetzt.

Wolfgang Paulsen: Der Dichter und sein Werk: Von Wieland bis Christa Wolf. Ausgewählte Aufsätze zur deutschen Literatur. Hrsg. von Elke Nicolai.-Frankfurt/M. u.a.: Lang 1993 (Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte; 34) DM 118,-

(Rez.: Helmuth Nürnberger)

Wolfgang Paulsen ist allen, die sich kritisch mit dem Werk Fontanes beschäftigen, ein vor allem durch sein Sammelreferat *Zum Stand der heutigen Fontane-Forschung* (1981) und durch sein Buch *Im Banne der Melusine. Theodor Fontane und sein Werk* (1988) bestens vertrauter und hochgeachteter Kollege. Die vorliegende Aufsatzsammlung des amerikanischen Germanisten enthält nur einen Beitrag zu Fontane, den zuerst 1981 im Jahrbuch des Leo Baeck Instituts veröffentlichten, unverändert aktuellen Artikel *Theodor Fontane. The philosemitic antisemitic*, der das Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann, die schwierige Thematik in der einzig zulässigen Weise behandelt zu haben: mit unbestechlicher Wahrheitsliebe, aber auch mit historischem Wissen und sensibler Wahrnehmungskraft. Die von Sigrid Bauschinger eingeleitete, von Elke Nicolai lektorierte Aufsatzsammlung ist jedoch, abgesehen von dem allgemeinen Interesse, das ihr zukommt, auch in einem speziellen Sinne aufschlußreich, stellt sie doch einen Kontext her, der nicht zuletzt Paulsens Fontane-Arbeiten einordnen und besser verstehen hilft.

Über mehr als zwei Jahrhunderte erstreckt sich die thematische Spann-

weite des Bandes; über mehr als fünf Jahrzehnte die Entstehungszeit der hier vorgelegten Arbeiten. Zu ihnen zählen auch vom Autor für den Neudruck überarbeitete Texte (über Bonaventuras *Nachtwachen*), bisher Ungedrucktes (über Christa Wolf) oder an schwer erreichbarer Stelle Erschienenes (über Wielands *Aristipp*). Gegliedert ist die Sammlung in drei Hauptabschnitte „Zu Klassik und Romantik“, „Grillparzer, Stifter und Fontane“ sowie „Expressionismus und Nachkriegsliteratur“. Die den Band beschließende, von Elke Nicolai in Verbindung mit dem Autor erarbeitete Bibliographie umfaßt nicht weniger als 17 Buchveröffentlichungen, 14 Editionen (darunter die 11 Bände des Amherster Kolloquiums zur modernen deutschen Literatur) und mehr als 50 Aufsätze und aufsatzähnliche Besprechungen (wobei Rezensionen im engeren Sinne unberücksichtigt blieben) - eine Liste, die Paulsens weitgespannte Interessen und gelehrten Fleiß nachdrücklich bezeugt und eine Fundgrube für weitere Lektüre darstellt.

„Wer sich mit gewissen Figuren der Literaturgeschichte beschäftigt, tut das wohl auch deshalb, weil er oder sie eine gewisse Verwandtschaft

mit ihnen spürt“, hat Sigrid Bauschinger im Vorwort bemerkt, und dem Leser die „reizvolle Aufgabe“ zuerkannnt, diese herauszufühlen. Nun, die Affinität des bedeutenden Expressionismus-Forschers besonders zum Drama dieser Epoche und zum Drama schlechthin ist mit Händen zu greifen; nicht minder stellt sich der Roman als eine weitere von ihm favorisierte Gattung dar. Als bald aber wird bei solcher Spurensuche nach der persönlichen Motivation auch des Lesers eigene subjektive Gestimmtheit, werden seine „Verwandtschaften“ ins Spiel kommen.

Den Rezensenten hat bei der Lektüre der Aufsätze die Faszination Paulsens durch ein literarisches Werk besonders berührt, dem sich das Interesse der Gegenwart eher zu entziehen scheint: gemeint ist Franz Grillparzer, dem nicht weniger als vier Beiträge gewidmet sind (und die des Autors 1962 erschienenes Buch über Grillparzers frühe Dramatik gleichsam flankieren). Von *Grillparzers Erzählkunst* (1944) über *Der gute Bürger Jakob. Zur Satire in Grillparzers „Armem Spielmann“* (1968) und *Grillparzer und Schiller. Der „Don Carlos“ als Vorbild der „Blanka von Kastilien“* (1970) reicht der Bogen bis zu *Des Meeres und der Liebe Wellen* (1983). Hier, so könnte man meinen, hätte ein 'Fontane-Leser' zunächst anzusetzen: So verschieden Grillparzer und Fontane durch die Eigenart ihres poetischen Ingeniums, durch Herkunft, Bildung und Lebenswelt erscheinen, so sind sie doch beide literarische Schlüsselfiguren zum Verständnis ihres Jahrhunderts, von dem Paulsen an anderer

Stelle zu Recht als den „für uns väterlichen“ spricht (S. 175).

Wien und Berlin, Österreich und Preußen bilden politische und kulturelle Pole, deren den Dualismus überwindende Zusammenschau erst ein angemessenes Verständnis deutscher Geschichte und Kultur ergibt. Gewiß erscheinen unter dem Aspekt zeitlicher Nähe und der von ihnen vorzugsweise vertretenen Gattungen Grillparzer und Kleist, Fontane und Schnitzler die zu bevorzugenden Paarbildungen. Die längste Lebenszeit aber haben von den Genannten Grillparzer und Fontane gemeinsam. Vor allem aber verbindet sie subtile Psychologie, ein tiefer skeptischer Blick auf den Menschen, der Kritik der Epoche und in einem umfassenderen Sinne 'Weltkritik' in sich vereint. Grillparzers Epigrammatik und Fontanes späte Spruchlyrik sind der jeweils knappste Ausdruck dafür.

Man möchte sich mit Sigrid Bauschinger von Paulsen ein weiteres zusammenfassendes Buch über Grillparzer wünschen. Aber wer wollte diesem unermüdlich regen Geist Empfehlungen geben?

Die Bibliographie verzeichnet als letzten Titel eine in Vorbereitung befindliche weitere Arbeit über Werfel (inzwischen erschienen: Frankfurt/M. 1994).

Insgesamt ist der Anteil der Beiträge, der auf österreichische Autoren entfällt, relativ hoch. Neben Stifter sind Kafka und Werfel, aber auch Heimito von Doderer zu nennen, den Paulsen 1956 nach Erscheinen der *Strudlhofstiege* einen ausführlichen Beitrag gewidmet hat. Er zeigt Dode-

rers Bruch mit der deutschen Romantradition bei gleichzeitiger Bewahrung des Althergebrachten, denn „das eigentümlichste Merkmal eines wahrhaft österreichischen Dichters ist ja wohl gerade sein bis ins Äußerste geschärftes Traditionsbewußtsein, seine oft erstaunliche Fähigkeit, kulturelle Werte aller Art und aller Zeiten zu assimilieren. Der Österreicher ist auf die Vergangenheit und das, was sich in ihr bewährt hat, ganz anders angewiesen als der Deutsche. Bei ihm gehen immer wieder die Fäden zu allem und jedem hinüber und herüber“ (S. 526 f.). Diese angenommene Bindung an die Vergangenheit hilft Paulsen in einem ersten, bereits 1938 erschienenen Beitrag über Franz Werfel noch eine andere Verbindung erkennen. Die österreichische Ausgangssituation Werfels deckt sich mit seiner jüdischen: „Beide, der Jude und der Österreicher, fühlen sich ihrer Vergangenheit beraubt und wenden sich deswegen zurück in ihre eigene Vergangenheit“. (S. 485) Das ließe sich mit gleichem, ja fast noch größerem Recht von Joseph Roth sagen.

Paulsen, der nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten als Doktorand ins Exil ging - seine Dissertation *Expressionismus und Aktivismus* ist 1935 in Bern erschienen - hat in den Jahrzehnten seines Lebens und seiner Lehrtätigkeit in Amerika Deutschland und deutsche Kultur von außen sehen gelernt. Sein Aufsatz *Der Rückzug der deutschen Literatur. Die deutsche Literatur und der Westen im 19. Jahrhundert* (1956) zeigt die Literatur ebenso als Indikator gesellschaftlicher Prozesse wie die

politischen Rahmenbedingungen als bestimmend für die weitere literarische Entwicklung. Die unmittelbaren Folgen dieses Rückzugs beschreibt Paulsen unverblümt: „Deutschland hat in dieser Zeit dichterisch jedenfalls unendlich viel mehr von anderen Völkern entlehnt als diese von ihm. Weltliterarisch hat es brach gelegen.“ (S. 179) Er erkennt in dieser problematischen Selbstgenügsamkeit der deutschen Literaten, in ihrer mangelnden Fähigkeit, Welt sich anzuwandeln und das eigene Erleben ins Symbolische, Allgemein-Menschliche umzuschmelzen, allerdings auch ein positives Element der Vorbereitung. „Deutschland hat, so möchte man es überscharf formulieren, das 19. Jahrhundert damit zugebracht, das 20. vorzubereiten. Der 'Weg nach Innen', so sehr er zunächst ein Weg ins Private gewesen ist, ein Weg nicht in die Welt, sondern in die Provinz, war doch ein Weg, auf dem der Mensch am Ende auf sich selbst stoßen mußte.“ (Ebd.) In der Prosa Thomas Manns, Schnitzlers, Kafkas, Wassermanns - der Name Fontane fällt noch nicht - sieht Paulsen dann die bedeutendsten Zeugnisse für die Wiedergewinnung einer weltliterarischen Position.

Gemeinsam ist allen Arbeiten Paulsens - deren Vielseitigkeit hier nur angedeutet werden kann - die psychologische Analyse; undogmatisch gehandhabt, bereichert sie das philologische Instrumentarium in zuweilen unentbehrlicher Weise. Neugier und Spürsinn Paulsens verleihen auch jenen seiner Arbeiten ein fortdauerndes Interesse, die von der späteren Forschung ausgiebig bearbeitete

Gegenstände behandeln (etwa die Problematik des 'poetischen Realismus') oder die frische Reaktion auf ein soeben erschienenes Werk darstellen und mit diesem Werk 'gealtert' sind wie Doderers *Strudlhofstiege*, deren Diktion als „sort of New High Austrian“ zu bezeichnen - wie Paulsen es mit Henry Hatfield unternimmt (S. 530) - man mittlerweile vielleicht zögern möchte. Anregend bleibt Paulsen auch da, wo man ihm zu widersprechen versucht ist.

Themen, die inzwischen weite Verbreitung gefunden haben, finden sich bei Paulsen bereits vorgebildet. Der Titel des ersten Bandes der Amherster Kolloquien *Die Frau als Heldin und Autorin* (1979) könnte auch manchem der Beiträge des Sammelbandes als Richtschnur dienen. Aufsätze wie *Die emanzipierte Frau in Wielands Weltbild* (1979) und *Schlegels Lucinde* (1946) bezeugen es ausdrücklich, darüber hinaus

sticht Paulsens Aufmerksamkeit für Frauen und Frauenfiguren in vielen Analysen hervor. Nicht zufällig daher auch sein Interesse für das Werk von Christa Wolf, deren „faszinierende(n) Essays über die Günderrode und Bettina Brentano“ (S. 567) er rühmt und der er in dem abschließenden Beitrag *Christa Wolfs Dilemma* (1991) eine faire Auseinandersetzung gewidmet hat. Sein Urteil über den deutsch-deutschen Literaturstreit („für jeden Nicht-Deutschen eine einzige Peinlichkeit, ein Höhepunkt in der Geschichte deutscher Intellektuellen-Arroganz“, S. 562), sollte man sich als Meinung eines großen deutschen Exilgermanisten hierzulande hinter die Ohren schreiben. Auch für das Werk Christa Wolfs gilt, was Paulsen für die Literatur des 19. Jahrhunderts formuliert hat: „Der deutschen Dichtung wurde das Schicksal der deutschen Geschichte nicht erspart.“

Heinz Kathe: Preußen zwischen Mars und Musen. Eine Kulturgeschichte von 1100 bis 1920. - München, Berlin: Koehler & Amelang 1993. 471 S. DM 78,-

(Rez.: Frank Göse)

Die von Heinz Kathe im vergangenen Jahr vorgelegte opulente Darstellung zur Kulturgeschichte Preußens füllt eine von dem an preußischer Geschichte interessierten Publikum sicher schon lange mit Bedauern registrierte Lücke innerhalb der gerade in den letzten beiden Jahrzehnten ins Unüberschaubare angewachsenen Literatur zur preußischen Geschichte. Es gibt wenig Vergleichbares auf diesem Gebiet, bevorzugte Themen - die auch eine größere Verbreitung fanden - blieben allenfalls auf die Kunst- und Architekturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts beschränkt. Zu begrüßen ist besonders, daß der Verfasser von einem weit gefaßten Begriff einer „Kulturgeschichte“ ausgeht, um somit den vielfältigen Erwartungen an ein solches Buch gerecht zu werden. Informiert wird der Leser vor allem über Tendenzen der Religions- und Kirchengeschichte, der Architektur- und Baugeschichte, der Geschichte des Bildungswesens, sowie über die Stellung der ethnischen und religiösen Minderheiten in der brandenburg-preußischen Gesellschaft. Auch Teilbereiche der ansonsten oft von der Kulturgeschichte abgesetzten Alltagsgeschichte liegen im Blickfeld des Autors.

Auf Grund dieser weit gespannten Thematik stellt es schon ein mutiges

Unterfangen dar, durch einen Einzelautor die kulturgeschichtliche Entwicklung vom Hochmittelalter bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zu bearbeiten. Die Vorzüge und Nachteile liegen, wie bei ähnlich gelagerten Unternehmen, auf der Hand. Zum einen ist es sicher als ein Gewinn zu betrachten, daß hier eine Darstellung „aus einem Guß“ vorliegt, die die allenthalben bei Sammelwerken immer wieder anzutreffenden Überschneidungen oder gar sich widersprechenden Aussagen der verschiedenen Autoren zu einer Thematik vermeidet. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß der Autor in unterschiedlichem Maße die Ergebnisse der jüngeren Forschung zu den vielen von ihm behandelten Teilaspekten der preußischen Kulturgeschichte heranzog.

So wird der historisch interessierte Laie dieses auch mit Bildquellen reich ausgestattete Buch immer wieder gern zur Hand nehmen, um sich einen fundierten *Überblick* - und mehr kann diese Darstellung über 800 Jahre preußischer Kulturgeschichte auch nicht sein - zu verschaffen. Dem kommt entgegen, daß es Heinz Kathe - einem breiteren historisch interessierten Publikum besonders in den neuen Bundesländern vor allem durch seine biographischen Abhandlungen gut bekannt - versteht, in einem gefäl-

ligen und anschaulichen Stil zu schreiben. Derjenige allerdings, der zielgerichtet mit Fragen an ausgewählte Themenkreise herangeht und mehr erfahren will, wird doch mitunter feststellen, daß oftmals nur „angetippt“ werden konnte. Die Darstellung gewinnt vor allem dort, wo es der Autor versteht, mit wenigen prägnanten Strichen, aber quellennah kulturgeschichtliche Entwicklungen nachzuzeichnen und damit auch Zeitkolorit einzufangen.

Im folgenden sollen diese allgemeinen Bemerkungen an ausgewählten Beispielen konkretisiert werden. Diese vom Verlag Koehler & Amelang herausgegebene Darstellung ist in acht große chronologisch aufgebaute Kapitel gegliedert, die sich an die herkömmliche Periodisierung durch die Geschichtswissenschaft anlehnen. Die Lesefreundlichkeit wird erhöht durch eine weitere Untergliederung in kurze Abschnitte, deren Überschriften das breite Spektrum der ausgewählten Themen vor Augen führen.

Das erste und leider auch zugleich kürzeste Kapitel wendet sich der mittelalterlichen Geschichte der Mark Brandenburg zu. Die Aufmerksamkeit des Autors konzentriert sich weitestgehend auf die Rolle der Klöster und Kirchen. Die städtische Entwicklung wird dagegen - abgesehen von den Sakralbauten und der Funktion als Aufenthaltsorte im Zusammenhang der landesherrlichen Reiseherrschaft - zu wenig thematisiert, was sicher nicht auf deren Rückständigkeit im Vergleich zu den Verhältnissen im Altsiedelgebiet zurückgeführt werden

kann. Gerade die jüngst von E. Engel vorgelegte Monographie zur Geschichte der deutschen Stadt im Mittelalter fußt zu einem erheblichen Teil auf brandenburgischen Quellen. Ebenso hätte es schon einer Erwähnung bedurft, daß es auch in der Mark Brandenburg zur Wirksamkeit ketzerischer Bewegungen im Hoch- und Spätmittelalter kam, zumal zu dieser Thematik seit Jahren eine von D. Kurze besorgte Quellenedition vorliegt. Nicht anfreunden kann sich der Rezensent mit der alten Klischees folgenden Apostrophierung der Familien v. Quitzow und v. Rochow als „*Wege-lagerer und Viehdiebe*“ (S.26), die doch ein unzutreffendes Bild suggeriert und der inneren Differenzierung des brandenburgischen Adels zu wenig gerecht wird. Diese vielleicht nur als marginal erscheinende Bemerkung ist deshalb angebracht, da auch in einigen Passagen zur Geschichte des brandenburgisch-preußischen Adels der späteren Epochen eine ähnliche Tendenz erkennbar ist.

Das Kapitel „*Anbruch der Neuzeit*“ beschreibt das sogenannte „*lange 16. Jahrhundert*“ bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, eine für die märkischen Kernterritorien des späteren Preußen insgesamt friedliche Periode, die durch langfristig wirkende sozialgeschichtliche Veränderungen geprägt wurde. Vor dem Hintergrund der Agrarkonjunktur und dem steigenden Getreideexport wurde das Anwachsen der Macht der brandenburgischen Ritterschaft zu Lasten der Städte und der Bauernschaft von H. Kathe als Haupttendenz herausgearbeitet. Von daher

war es naheliegend, der Kultur des Sozialgefüge der Mark Brandenburg nun so nachhaltig prägenden Adels nachzugehen. Der Autor zeigt exemplarisch, wie gewonnener Wohlstand in Intensivierung des Bausehens der Adelsschlösser und Herrenhäuser umschlug. Dennoch wäre auch hier ein Hinweis angebracht, daß die Arnims auf Boitzenburg oder Rohrs auf Freyenstein eben nicht den Durchschnitt des märkischen Adels darstellten und man sich deshalb die generalisierenden Ausführungen zur Adelskultur (S.40f.) etwas nuancierter gewünscht hätte. Zu Recht widmete H. Kathe der Reformation einen abgehobenen Platz in diesem Kapitel. Als gelungen können solche Passagen bezeichnet werden, in denen er die sozialen Folgen der Reformation für die brandenburgischen Stände beschreibt und auf die veränderte Funktion des Pfarrers - und nunmehr auch der Pfarrerrfamilie - eingeht. Nicht ganz schlüssig erscheint hingegen die Gesamteinschätzung der reformatorischen Bewegung. Während einerseits diese in Brandenburg als ein Akt „von oben“ bezeichnet wird, hebt der Autor dann einige Zeilen später bei der Beschreibung des Vorfalles der Vorgänge um den 1.11.1539 zu stark auf den Druck von unten ab (S.48). Solche Faktoren wie der Tod des brandenburgischen Kurfürsten gerade in konfessionellen Fragen sehr stark beeinflussenden sächsischen Herzogs Georg oder die Rolle des den Schritt zur Reformation bereits gegangenen Kurfürsten-Bruders Johann in der Neumark werden nicht zur Klärung der Motivation des

brandenburgischen Kurfürsten bemüht.

Das 3. Kapitel, mit „*Der norddeutsche Großstaat*“ betitelt, behandelt nunmehr einen Abschnitt brandenburg-preußischer Geschichte, der bekanntlich zu den klassischen Feldern der historischen Forschung zu rechnen ist. Der Autor ist jetzt gezwungen, territorial weit auszugreifen und widmet insbesondere solchen Territorien wie Kleve als „*Brücke zwischen den Niederlanden und Brandenburg*“, Ostpreußen und den magdeburgisch-halberstädtischen Gebieten die gebührende Aufmerksamkeit. Insbesondere versteht er es sehr gut, den bedeutenden innovativen Schub, der mit der Einwanderung ab der Mitte des 17. Jahrhunderts erfolgt, mit seinen komplexen Folgen für den werdenden brandenburg-preußischen Gesamtstaat zu beschreiben. Zur Abrundung dieses Bildes wäre es sicher hilfreich gewesen, auch die Schwierigkeiten zu berücksichtigen, auf die die Zuwanderer beim Aufbau ihrer neuen Existenzen stießen. Allein ein cursorischer Blick in die Gesetzsammlung des „Mylius“ belehrt uns über die vehementen Anstrengungen des Staates, den neuen Untertanen trotz Anfeindungen und Intoleranz der Einheimischen ein auskömmliches Leben zu sichern. Moniert werden muß ferner, daß sich einst lieb gewordene Interpretationsmuster zur Erklärung der Errichtung eines absolutistischen Regiments in Brandenburg-Preußen auch in den relevanten Passagen dieses Werkes wiederfinden. Der Hinweis auf die englischen Leveller und russischen

Bauernaufstände dürfte wohl nicht hinreichend sein zur Stützung der These, daß die absolute Monarchie Brandenburg-Preußens wegen der zu befürchtenden Folgen des „*Freiheitsstrebens der Untertanen*“ (S.69) etabliert worden wäre. Aus den brandenburgischen und pommerschen Quellen verlautet dazu jedenfalls nichts.

Das als „*Aufklärungsepoche*“ überschriebene Kapitel geht insbesondere der Bedeutung der geistigen Strömung des Pietismus nach, beschäftigt sich mit den ersten Jahren der zur bedeutendsten preußischen alma mater avancierenden Universität Halle und beschreibt die Gründung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin – also Themen, in denen H. Kathe durch eigene Forschungen bestens ausgewiesen ist. Auch die Interessenten der Architekturgeschichte kommen hier auf ihre Kosten, denn neben den bekannten jetzt entstehenden Bauwerken der Berlin-Potsdamer Kunstlandschaft finden auch Adelsbauten (vor allem in Ostpreußen) die gebührende Aufmerksamkeit. Die friderizianische Zeit liest sich – durch den Spiegel der Kulturgeschichte betrachtet – natürlich anders als in den unzähligen auf Kriegs- und Diplomatiegeschichte fixierten Darstellungen. Dennoch oder gerade deshalb wird es der Leser als Gewinn betrachten, zu erfahren, wie sich z.B. der Siebenjährige Krieg in der öffentlichen Meinung darstellte oder welche neuen Formen der Geselligkeit, des öffentlichen philosophischen Diskurses sich unter dem Zeichen der Aufklärung entwickelten.

Das Kapitel, das „*die letzten Jahre*“ des altpreußischen Staates

resümiert, zeigt exemplarisch die Zurücknahme vieler progressiver Positionen, die während der Regierungszeit Friedrichs des Großen gerade auf dem Gebiet der Religions- und Bildungspolitik gesetzt wurden. Andererseits erhellt der Autor, wie Teile der Verwaltungsbükratie und des Bildungsbürgertums die einmal in Gang gesetzte Bewegung am Leben erhielten und somit der preußischen Reformbewegung vorarbeiteten. Im Gegensatz zu der sich immer düsterer gestaltenden politischen Wetterlage für die preußische Monarchie erstrahlte die Kunstentwicklung dieser Jahre in ungetrübtem Glanz: Klassizismus, Neogotik und Romantik sind die Signaturen dieser einzigartigen Kulturepoche.

Im folgenden Kapitel gelingt es H. Kathe vorzüglich, die Ambivalenz der Jahrzehnte zwischen preußischer Reformzeit und Reichsgründung einzufangen. Zum einen wird verdeutlicht, wie es die Repräsentanten der Reformära auch gegen größte Widerstände verstanden, ihre Leitideen besonders auf kultur- und wirtschaftspolitischem Gebiet umzusetzen, andererseits es aber auch den restaurativen Kräften gelang, soziale Privilegien zu bewahren. Besonders lesenswert sind in diesem Zusammenhang die Abschnitte zum neuen preußischen Kultusministerium (unter Karl Freiherr von Stein zum Altenstein) und zu den kulturellen Aspekten der agrarischen Umwälzung. Gerade in diesen und in den Passagen des folgenden Kapitels war es naheliegend, den bedeutenden „*Seismographen*“ in angemessener Weise zu Wort kommen zu lassen, der die von den

Zeitgenossen oft unbemerkt gebliebenen sozialen und geistigen Veränderungen im Preußen des 19. Jahrhunderts sensibel verarbeitete: Theodor Fontane.

Das achte und letzte Kapitel fällt nach den Worten des Autors schon in eine Zeit, in der „die Gründung des Deutschen Reiches unter Bismarck einen tiefgehenden Wandel in den Existenzbedingungen Preußens zur Folge gehabt hatte“ (S.9). Die Aufmerksamkeit H. Kathes gehört hier v.a. der Wissenschaftspolitik, die insbesondere durch das berühmte, hocheffiziente „System Althoff“ geprägt wurde. Behandelt werden weiterhin die emanzipatorischen Bewegungen am beginnenden 20. Jahrhundert (sozialdemokratische Bildungsarbeit, Anfänge des Frauenstudiums, Kulturbestrebungen der ethnischen Minderheiten u.a.) sowie der zunehmende Mißbrauch der Kulturpolitik zur chauvinistischen Verketzerung der westeuropäischen und nordamerikanischen Demokratien in den Jahren vor 1914.

Nicht unerwähnt darf natürlich der vom Autor gemeinsam mit G. Bregul-

la und G. Poppelbaum besorgte Bildteil bleiben. Die Breite und Sorgfalt der Auswahl verleihen diesen Illustrationen einen eigenständigen Wert in diesem ansprechend gestalteten Band. (Nur am Rande sei angemerkt, daß das auf S. 20 illustrierte Dahnsdorf als Beispiel für eine märkische Feldsteinkirche insofern unpassend ist, als dieser Ort bis in das 18. Jahrhundert im Besitz des Deutschen Ordens war und zudem bis 1816 verwaltungsrechtlich zur sächsischen Vogtei bzw. zum kursächsischen Amt Belzig gehörte.)

Insgesamt handelt es sich bei dem vorliegenden Band um eine für einen Einzelautor beachtliche Leistung. Auch ungeachtet der kritischen Einwände wird der Leser zuverlässig und ansprechend in Stil und äußerer Form informiert. Heinz Kathes Buch hat nicht zuletzt bewiesen, daß auch der spröde Charme der „Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches“ Beträchtliches aufzuweisen hat, das wert ist, einer kulturgeschichtlich interessierten Nachwelt überliefert zu werden.

**Gustav Sichelschmidt: Dichter und ihre Frauen.-
Düsseldorf: Droste Verlag 1993. DM 38,-**

(Rez.: Gotthard Erler)

Beim Droste Verlag in Düsseldorf hat Gustav Sichelschmidt 1993 einen Band über *Dichter und ihre Frauen* veröffentlicht, der bei Klopstock und Meta Moller beginnt und bis „Theodor Fontane und Emilie Rouanet“ reicht. Die Darstellung der zwölf

Dichterehen ist vom Respekt vor Standhaftigkeit und Opferbereitschaft der Frauen diktiert; der Autor findet deren „nicht gerade leichtes, in jedem Fall aber nicht alltägliches Leben“ durch „entsprechende dichterische Taten gerechtfertigt“, und er fordert

den „*bedingungslosen Dank*“ der Nachwelt dafür. Das ist nicht gerade originell, aber im Prinzip einiger Ehren wert.

Im Kontext dieser Zeitschrift interessiert nur der Beitrag über die Fontanes, und der ist, gelinde gesagt, ziemlich ärgerlich, weil da Seite für Seite Vorstellungen konserviert werden, die längst zum alten Eisen der Fontane-Biographik gehören. So ist es zum Beispiel unverständlich, wie man heute noch immer das Klischee vom weitgehenden Unverständnis Emiliens gegenüber der literarischen Bedeutung ihres Mannes kolportieren und sich dabei unreflektiert auf den alten Gerhart Hauptmann berufen kann, der die Geschichte bekanntlich aus dem Abstand eines halben Jahrhunderts aufgeschrieben hat. Sichelschmidt stützt sich ausschließlich und völlig unkritisch auf die konventionelle Materiallage, nämlich auf Fontanes eigene Äußerungen und Urteile, und bei seiner apodiktischen Eloquenz muß Frau Emilie in jene einseitige Beleuchtung geraten, die sie nicht verdient. Ein Blick in die 180 Briefe, die das Fontane-Archiv von ihr aufbewahrt, verändert sogleich die

Akzente, und den Vorwurf, diese Autopsie versäumt zu haben, muß sich jeder gefallen lassen, der jetzt noch, leichtfertig, über Fontanes Ehe schreibt. Offensichtlich hat der Autor nicht einmal die Auszüge und Regesten aus Emiliens Briefen zu Rate gezogen, die Hermann Fricke 1937 in seiner Biographie der Frau Fontane mitteilt.

In Sichelschmidts Aufsatz wären die ausgiebigen Fontane-Stellen noch das beste, wenn sie nicht derart schlampig und entstellend wiedergegeben wären, daß ich auch davor warnen muß. Es scheint, daß der Autor aus dem (schlechten) Gedächtnis zitiert, so gravierend sind die Abweichungen vom Fontaneschen Original. Kurzum: Beim Thema „*Theodor Fontane und Emilie Rouanet*“ darf man sich dieser Publikation nicht anvertrauen. Größere Klarheit und vor allem mehr Gerechtigkeit in dieser Frage wird es erst geben, wenn der Ehebriefwechsel der Fontanes komplett veröffentlicht wird: 180 Briefe von ihr, 570 von ihm. Im Rahmen der „Großen Brandenburger Ausgabe“ im Aufbau-Verlag ist diese Edition in Vorbereitung.

Gerd Mesenhol: Oftmals auch auf rauen Pfaden. Das Leben des Theodor Fontane.- Heilbronn: Eugen Salzer-Verlag 1994. 336 S. DM 43.-

(Rez.: Gabriele Radecke)

Vor diesem Buch kann man nur warnen! Vom Verlag als „*brillant geschriebene Romanbiographie*“ beworben, entpuppt es sich als ein Ver-

such, den Leser auf arglistige Weise zu täuschen. Mesenhol zitiert in seinem Buch weder aus überlieferten Briefzeugnissen noch aus Tagebuchnotizen,

sondern bemüht sich, seine Gedanken mit Erfindungen aus eigener Feder glaubhaft erscheinen zu lassen; dazu später. Wer sich fundiert über Fontanes Leben und Werk informieren möchte, sollte lieber auf die in den sechziger Jahren erschienenen Darstellungen zurückgreifen, anstatt sich durch den inhaltlich höchst fragwürdigen Roman von Gerd Mesenhol zu quälen.

Die Handlung setzt im Krisenjahr 1876 ein, als Fontane den Entschluß faßt, sein Amt als ständiger Sekretär der Akademie der Künste in Berlin niederzulegen. In Rückblenden schildert Mesenhol im ersten Buch Fontanes Kindheit und Jugend in Neuruppin und Swinemünde. Seine Ausbildungszeit als Apotheker, erste schriftstellerische Versuche und die Jahre in Berlin bis 1876 sind die Inhalte des zweiten Abschnitts. Warum der Verfasser nicht auf Fontanes England-Aufenthalte näher eingeht – sie werden nur in Gesprächen oder Briefen am Rande erwähnt – ist nicht einzusehen, haben doch die Erlebnisse dort sein Schaffen der kommenden Jahre geprägt. Im letzten Teil des Buches schließlich widmet sich Mesenhol der Darstellung Fontanes als Romanautor und Theaterkritiker. Erstaunt liest man immer wieder von der sich bis aufs dramatischste zuspitzenden Ehekrise, die Fontane sein ganzes Leben lang begleitet haben soll. Inhaltliche Verzerrungen ergeben sich auch durch die Auswahl von Fontanes Briefpartnern. Der Beziehung zu Wilhelm Wolfsohn zum Beispiel räumt Mesenhol einen großen Stellenwert ein, während Freundschaften aus der Tunnelzeit wenig Beachtung finden. Auch die Verbindungen zur Stiftsdame

Mathilde von Rohr, der Fontane zahlreiche Briefe schreibt – zwischen Juni und Dezember 1876 sind sieben überliefert – erschließen sich dem Leser nur zwischen den Zeilen.

Um seine Darstellung schließlich biographisch zu festigen, bemüht sich der Verfasser, Zitate aus Fontanes Werk sowie sogenannte Briefdokumente einzuflechten. Da sowohl die Verse aus seinen Balladen und Gedichten als auch alle angeblich historischen Textdokumente kursiv hervorgehoben werden, erweckt Mesenhol beim Leser den Anschein, daß er mit dem ihm zur Verfügung stehenden Quellenmaterial gearbeitet und exakt aus diesem zitiert habe. Daß er die Briefe und die Tagebucheintragungen mit genauen Daten versieht, Textauslassungen durch drei Pünktchen markiert und darüber hinaus am Schluß des Romans noch eine Zeittafel hinzufügt, verstärkt diesen Eindruck. Dabei handelt es sich bei den dreizehn Briefen von Fontane, Wilhelm Wolfsohn, Fontanes Vater Louis Henri und Bernhard von Lepel, bei den vier Protokollen der Gesprächsabende im Hause Wangenheim und schließlich bei Metes Tagebuchaufzeichnungen um Phantasien der Mesenholschen Produktionsstätte. Mißtrauisch wird man erst, wenn man auf die Formulierung „in die USA“ stößt, die Fontane in einem Schreiben angeblich selbst verwendet hatte. Peinlich für Mesenhol, denn ein Blick in das *Hanser-Briefverzeichnis* genügt, um sich davon zu überzeugen, daß ein solcher Brief gar nicht existiert. Oder sollte Mesenhol unbekannte Autographen entdeckt haben? Wohl kaum,

denn aus Fontanes Briefwechsel mit Wolfsohn werden dem Leser wiederum erfundene Handschriften präsentiert, von denen zwei sogar angeblich nicht abgeschickt worden sein sollen! Und weil dies immer noch nicht genug der freien Schöpfungen sind, gipfeln Mesenhols 'gefälschte Dokumente' schließlich in dem erstmals von ihm präsentierten Tagebuch, das Mete Fontane seit dem 4. Juli 1876 geführt haben soll. Über 30 Eintragungen, die die zweite Hälfte des Romans ausfüllen, haben bei vielen Lesern den Ein-

druck erweckt, daß hier erstaunliche Entdeckungen über Fontanes Privatleben gemacht worden seien.

Angesichts dieser schwerwiegenden Mängel in der Unterscheidung von fiktionalem Text und authentischem Material fallen inhaltliche Ungenauigkeiten eher lapidar ins Gewicht. So werden zwei Kinder Fontanes „*George Henri*“ und „*Mathilde*“ genannt. Nun ja, so genau darf man es wohl nicht mit überlieferten Textzeugen nehmen. Wirklich, „*es gibt kein vergleichbares Buch über Fontane*“.

Theodor Fontane: Briefe an Georg Friedlaender. Aufgrund der Edition von Kurt Schreinert und der Handschriften neu herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Walter Hettche. Mit einem Essay von Thomas Mann. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag 1994 (insel taschenbuch; 1565). 488 S. DM 24,80

(Rez.: Peter Goldammer)

Kurt Schreinerts Veröffentlichung der Briefe Fontanes an Georg Friedlaender im Jahre 1954 gilt, wenn nicht als Ursache, so doch als auslösendes Moment der bis heute anhaltenden „Fontane-Renaissance“. „*Die Friedlaender-Korrespondenz... mit der darin zutage tretenden Radikalität von Fontanes Zeitkritik ließ jetzt vieles in einem neuen Licht erscheinen und hat den Blickpunkt der Forschung entscheidend beeinflusst*“, heißt es in Charlotte Jolles' Fontane-Realienbuch der Sammlung Metzler. Hans-Heinrich Reuter meinte in dem wir-

kungsgeschichtlichen Kapitel seines großen Fontane-Werkes, Schreinerts Edition gehöre „zu den bleibenden, wahrhaft epochemachenden Leistungen der deutschen Literaturwissenschaft im ersten Nachkriegsjahrzehnt“. Und Helmut Nürnberger spricht in seiner Rowohlt'schen Fontane-Monographie gar von einem „literarischen Ereignis, nicht nur für Germanisten“. Wenn gleichwohl vierzig Jahre vergehen mußten, ehe diese Briefe abermals vorgelegt wurden, so liegt das vor allem daran, daß viele von ihnen in die bekannten und

verbreiteten Brief-Auswahl-Ausgaben aufgenommen worden sind. Trotzdem ist die neue Publikation in Taschenbuchform nachdrücklich zu begrüßen; denn obschon die Gegenbriefe nicht überliefert sind, nimmt diese Korrespondenz eine Sonderstellung ein in Fontanes epistolographischem Oeuvre.

Hettches Ausgabe ist kein Reprint der Schreinertschen. Ein Telegramm Fontanes und vier Briefe seiner Frau an den Schmiedeberger Amtsrichter, die Schreinert seinerzeit „ausgesondert“ hatte - nur ein einziges Schreiben Emilie Fontanes findet sich in seiner Ausgabe -, werden hier erstmals publiziert, ferner zwei Fontane-Briefe an Georg Friedlaenders Mutter (aus der Sächsischen Landesbibliothek Dresden), von denen der erste Herausgeber wahrscheinlich keine Kenntnis hatte. Bedeutsamer jedoch als diese Ergänzungen ist etwas anderes: Walter Hettche hatte die Möglichkeit, die von Schreinert transkribierten Texte mit Xerokopien der (in Privatbesitz befindlichen) Originale zu vergleichen, und er hat diese Möglichkeit im Interesse aller künftigen Leser seiner Edition genutzt: Zahlreiche kleine, aber auch größere, mitunter sinnentstellende Fehler und Ungenauigkeiten konnte er berichtigen. Auf einige besonders gravierende hat er in einer editorischen Notiz aufmerksam gemacht. Ich habe darüber hinaus beim Vergleich der beiden Drucke - Kopien der Handschriften standen mir nicht zur Verfügung - in einem einzigen Brief, dem vom 7.-9. November 1892, auf fünf Seiten der neuen Ausgabe fünf kleine und mittlere Diffe-

renzen festgestellt. Für Nicht-Philologen sei dazu angemerkt, daß es sich dabei nicht in jedem Falle um falsche Lesungen des verdienstvollen Fontane-Forschers handeln muß; vielmehr vermute ich, daß die meisten Fehler auf Setzerversehen und auf mangelhafte Kontrolle des Satzes, d.h. auf flüchtiges Korrekturlesen zurückzuführen sind.

Walter Hettche hat in seine Ausgabe dieser Briefe auch die Besprechung der Schreinertschen Edition einbezogen, die Thomas Mann am 5. Februar 1954 in der Zürcher „Weltwoche“ hatte erscheinen lassen. Mit Recht, wie ich meine; denn neben der Ausgabe der Briefe an Friedlaender hat auch deren Würdigung durch den prominenten Rezensenten die „Fontane-Renaissance“ mit ausgelöst. Das Foto, das Thomas Mann zeigt, wie er in dieser Briefedition liest, hat damals die Runde gemacht, und der neue Herausgeber beschreibt es wohl nicht zufällig gleich am Anfang seines Nachworts. Thomas Mann hatte manches aus Schreinerts Einleitung in seinen Aufsatz übernommen, und allein deshalb wäre es interessant und reizvoll gewesen, auch diesem Text in der neuen Ausgabe zu begegnen. Vor allem aber hätte der Wiederabdruck Hettche die Gelegenheit geboten, seine partiell von Schreinert abweichenden Auffassungen noch deutlicher zu artikulieren: die größere Zurückhaltung bei der Beurteilung des talent épistolaire dieses Fontaneschen Korrespondenzpartners zum Beispiel und die stärkere Differenzierung der Beziehungen zwischen den beiden. Mit einem solcherart unauf-

dringlich gewährten Einblick in die vierzigjährige Genesis der modernen Fontane-Forschung und Fontane-Rezeption hätte die Neuedition zweifellos noch an Attraktivität gewonnen.

Dem Insel-Verlag scheint es jedoch um eine Publikation gegangen zu sein, die von gelehrtem „Ballast“ möglichst frei bleiben sollte. Nur so ist es zu verstehen, daß der Leser einen Kommentar, ja selbst schlichte Erläuterungen vergeblich sucht. (Ein knapp kommentiertes Personenregister ist zwar hilfreich, kann aber den Kommentar nur in sehr geringem Maße ersetzen.) Auf diese Weise hat man die Chance vertan, die alte Ausgabe durch die neue generell zu ersetzen. Die Verdienste Kurt Schreinerts

um die Fontane-Forschung wären dadurch nicht gemindert oder gar in Frage gestellt worden. Editionen folgen dem unerbittlichen Gesetz, daß sie nicht für die Ewigkeit gemacht werden. Je gründlicher und innovativer sie sind, um so mehr sind sie dazu angetan, die Forschung zu stimulieren, auch neue Ausgaben anzuregen und sich dadurch nach einer gewissen Zeit selbst überflüssig zu machen. Im vorliegenden Fall aber wird man künftig auf beide Ausgaben angewiesen sein. Wer Verständnishilfen sucht, muß auf Schreinerts Kommentar zurückgreifen; zitiert werden jedoch sollten Fontanes Briefe an Friedlaender jetzt nur noch nach Hettches Edition.

Klaus Dieckhoff: Romanfiguren Theodor Fontanes in andragogischer Sicht. - Frankfurt/M. u.a.: Lang 1994. 273 S. (Helicon. Beiträge zur dt. Literatur; Band 15) DM 68,-

(Rez.: Michael Masanetz)

Andragogik heißt Wissenschaft von der Erwachsenenbildung; und Dieckhoff unternimmt es, „Probleme, Veränderungen und Kontinuitäten des Erwachsenseins im Zusammenhang mit dem Prozeß der gesellschaftlichen Modernisierung zu untersuchen: am Beispiel von Romanfiguren Theodor Fontanes“ (S.32). Er konzentriert sich dabei auf drei Themenbereiche: „‘Privatheit’ im Bedeutungsgewinn und in der Problemanfälligkeit von

Liebe und Ehe; ‘Persönlichkeit’ im Prozeß der Veränderung der Wir-Ich-Balance; ‘Gesellschaftlichkeit’ im Spannungsfeld von Individualisierung und Verantwortungsethik“ (S.5). Dieckhoff plädiert bei der Benutzung von „Literatur als ein Medium der Kommunikation über Wirklichkeiten außerhalb der Literatur“ (S.28) ganz entschieden für ein solches „methodologisches Außenseitertum“ (S.25), ist sich jedoch über dessen Problematik -

zumindest theoretisch - im klaren. Zwar gilt: „Weil Menschen immer wieder aus der Literatur etwas lernen konnten für ihr eigenes Erwachsensein und für ihre persönliche Lebensführung“, ist es „auch möglich, daß wir in andragogischer Einstellung aus der Literatur etwas lernen können über das Erwachsensein“ (S.26). Demzufolge sei es legitim und geboten, die „Erfahrungen und Einsichten‘ des Kunstwerks zu rekonstruieren und im theoretischen Horizont der fachlichen Problemstellungen zu interpretieren“ (S.27). Jedoch seien die „Figuren eines Romanwerks ... keine repräsentative Stichprobe“, und man dürfe aus der Literatur gewonnene „Beobachtungen menschlichen Verhaltens ... nicht als Aussagen über Wirklichkeit schlechthin auffassen“, denn die Literatur bleibe doch eine „Wirklichkeit eigener Art“ (S.30). So weit, so richtig. Allerdings hat Dieckhoff diese methodologischen Vorüberlegungen dann doch nicht hinreichend berücksichtigt: Bereits die Wahl Fontanes nämlich ist nicht unproblematisch. Die Entscheidung für ihn fiel wegen seiner „realistischen Programmatik“ (S.244), die - nach des Meisters eigenen Worten - den „Verhältnissen und Prozentsätzen“ des Lebens Rechnung trägt, was Fontane den Status eines „tiefotenden und verlässlichen Beobachters“ (Thomas Nipperdey) des 19. Jahrhunderts verleihe (S.143). Das stimmt - trotz der Beglaubigung durch den Historiker - nur cum grano salis. Fontane war ein höchst subjektiver „Beobachter“ der Zeit, insofern sind seine Gestaltungen der relevanten Themen - vor allem,

wenn man diese an den Hauptfiguren und -Konflikten ablesen will, mit viel größerer Vorsicht zu behandeln als literarische Erzeugnisse niederen Ranges.

Dieckhoffs Erkenntnisinstrumentarium ist aus den Sozialwissenschaften abgeleitet, wobei er einen Dialog zwischen ihnen und der „phänomenologischen Beschreibung der Strukturen der Lebenswelt“ befürwortet (S.24). Er stützt sich demzufolge auf die einschlägigen Arbeiten von Elias, Luckmann, A. Schütz, P. Berger, Luhmann, Schelsky, R. König, Habermas, Tenbruck und Nipperdey - um nur die wichtigsten Gewährsleute zu nennen, deren Allgemeinaussagen er am Einzelnen (Fontane) überprüft. Mit seiner Methodenkompilation aus - hauptsächlich „lebenswelttheoretischen, habitustheoretischen und modernisierungstheoretischen Ansätzen“ versucht Dieckhoff, am Gegenstand Literatur „Theorieprobleme“ der Erwachsenenbildung lösen zu helfen (S.241); ob dies ihm gelungen ist, mag dahingestellt bleiben, das dabei im Blick auf Fontane Erreichte ist beachtlich und überbietet den größten Teil der „soziologistisch“ operierenden Fontaneforschung. Das betrifft zuvörderst die Präzision der Beschreibung gesellschaftlicher Konstellationen, hinter die die Literaturwissenschaft nicht mehr zurückfallen sollte. Was an Personen- und Konfliktfigurationen sozialwissenschaftlich beschrieben werden kann, hat er beschrieben. Aber ist alles „menschenwissenschaftlich“ Bedeutsame in Fontanes Werk überhaupt von derartiger Metatheorie dingfest zu machen? Und

wenn nicht: Welche Konsequenzen ergäben sich daraus für den andragogischen Ansatz? Dieckhoffs anregende Studie provoziert zu einer grundsätzlichen Methodendiskussion, die hier nur punktuell geführt werden kann.

Die Bamberger Arbeit hebt sich von durchschnittlichen Dissertationen schon deswegen ab, weil ihr Verfasser Divergenzen zwischen Theoriemodell und Fontanetext thematisiert. Am Beispiel von *Vor dem Sturm* etwa weist er auf die Unzulänglichkeit des gängigen Erläuterungsmusters für „Gestaltwandel“ und „Bedeutungsgewinn“ von Liebe und Ehe (S.71-80) hin:

„Die vorliegenden Theorien deuten diesen Prozeß im allgemeinen funktional: als Reaktion auf den Modernisierungsprozeß ... Keine dieser spezifisch modernen Problemerkahrungen läßt sich als Erlebnishintergrund für das neue Leitbild der Liebesee in 'Vor dem Sturm' verifizieren.“ (S.79)

Schon die Figur Berndt von Vitze-witz - dem realen Marwitz nachgebildet, was Dieckhoff halbwegs vor dem Einwand rettet, es handele sich bei ihr um eine Rückprojektion Fontanes - erlaube:

„eine Präzisierung der sozialgeschichtlichen Thesen, die die Integration von Liebe, Ehe und Familie in erster Linie dem aufsteigenden Bürgertum und der sich differenzierenden Sphäre der Berufsarbeit zuzuordnen pflegen ... Hier hat nicht ein neues Verhaltensmodell (Liebesee) ein altes Modell (Standeseee) abgelöst...“ (S.71)

Ähnliches glaubt er auch für *Unwiederbringlich* und *Graf Petöfy* feststellen zu können; zusammenfassend konstatiert er:

„Soziologische Theorien deuten Gestaltwandel und Funktionsgewinn von Ehe und Liebe vorwiegend reaktiv: als 'lebensweltliche' Reaktion auf 'System'-Modernisierungen und als Kompensation von Modernisierungsverlusten. Für eine Verifikation dieser Kompensationstheorie sehe ich keine Anhaltspunkte im Werk Fontanes.“ (S.245)

Unter wissenschaftstheoretischem Aspekt stand zu erwarten, daß Wortwelten - wie die Lebenswelt auch - in idealtypischen Konstrukten nicht aufgehen. Dieckhoffs Einsichten warnen dennoch eindrucksvoll vor jenen „griffigen“ Rastern, die zur Zeit der Literatur aufgelegt werden und letztlich vor deduktiven Deutungsmustern aller Art, die der Eigengesetzlichkeit von Kunst nicht per se Rechnung tragen. Leider ist eben auch Dieckhoff der erkannten Gefahr nicht entgangen, „*Romane und Romanfiguren einfach als Steinbruch von Belegstellen für Theorie-Ideen des eigenen Faches auszubeuten*“ (S.31f.), weil „*die eigenartige Wirklichkeit der Literatur*“ (S.32), zu der die „*betonte Individualität von Künstlerpersönlichkeiten*“ (S.31) gehört, bei ihm eher behauptet als interpretatorisch berücksichtigt wird. Dazu hätte es eines Konzepts der besonderen Fontaneschen Poetik bedurft, welches sich auf dem neuesten Stand der Fontaneforschung und -Edition bewegt; Dieckhoff ist jedoch eine nahezu vollkom-

mene Abstinenz vom gegenwärtigen literaturwissenschaftlichen Diskurs zu bescheinigen, zudem eine zu schmale Textbasis. Außer Demetz (1964) und Reuter (1968) findet sich lediglich Eda Sagarras Stechlin-Buch von 1986 im Literaturverzeichnis, Textgrundlagen bilden nur die Romane und Erzählungen und die zweibändige Briefausgabe des Aufbauverlags sowie Reuters Briefsammlung von 1960! Dieses Manko war von des Autors sympathisch sorgfältiger Lektüre nur partiell auszugleichen.

Literaturwissenschaft stellt Anwendung für wichtig erachteter Fremd-Theoreme dar: gegenstandsterminierte Anwendung allerdings, welche die Brechungslogik des Autors, seine persönliche „Tiefengrammatik“ berücksichtigt, die die „sinnhafte Konstruktion biographischer und sozialer Wirklichkeit“ (S.23) steuert, wie sie in den Texten manifest wird. Jene „Grammatik“ wäre das vermittelnde Besondere zwischen Metatheorie und literarischem Werk, von ihr aus erschließt sich erst dessen spezifische Semantik: Was bedeuten „Ehe“, „Familie“, „Liebe“ etc. in Fontanes Lexikon? Nur durch seinen - aus allen Zeugnissen zu rekonstruierenden - Künstlerhabitus hindurch gibt er sozialwissenschaftlich verwertbare Antworten auf entsprechende Fragen. An der Oberfläche komplexer Texte sind solche Antworten nur bedingt einzuholen, besonders nicht bei einem Sprachversteckspieler vom Format Fontanes, dem man kaum so unbesehen aufs Wort glauben kann, wie das Dieckhoff mit den programmatischen Pas-

sagen des *Stechlin* tut. Er läßt die kontextuellen Implikationen des „*revolutionären Diskurses*“: eine von Sexualangst erfüllte Melusine und ein bindungsunfähiger Pfarrer „verbünden“ sich ausgerechnet für die Zukunft der Menschheit, völlig unbeachtet. Hierin waltet Ironie, die noch durch Melusines Schlußsatz überboten wird, der ihren Schützlingen Woldemar und Armgard schlicht die Zukunft abspricht: „*es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleben, aber es lebe der Stechlin*“ (AFA 414), womit ein märkischer See und Fontanes Roman gemeint sind. Verträgt sich der hier obsiegende Narzißmus von Figur (und Autor) mit Dieckhoffs These, Fontane habe im „*revolutionären Diskurs*“ eine „*Korrektur ... des falschen Menschenbilds der 'Wirlosen Iche' ... poetisch konzipiert*“ (S.261)? Und selbst wenn: Ist Lorenzens und Melusines Hinwendung zum neuen Wir nicht eher Ausdruck des Unbehagens an ihrem je eigenen problematischen Ich und der Sehnsucht nach Teilhabe am Menschlichen? (Wie Dieckhoff aus den Fragmenten hätte lernen können - ein Stigma der Melusinen.) Fontane greift hier - psychographisch präzise - weit vor in der Zeit; möglicherweise gegen die eigenen Intentionen zeigt er im *Stechlin* das Unbedingte derjenigen auf, denen Dieckhoff Distanz zu jeder „*Haltung unbedingter Parteinahme*“ (S.225) konzidiert. Der Roman wird so zu einem mentalitätsgeschichtlich relevanten Dokument folgenreicher deutscher Geistigkeit des auf Weltkrieg und Revolution zusteuernenden späten 19. Jahrhunderts - und ist nicht ohne weiteres für

moderne Projektionen von idealer Sozialität geeignet.

Zugegeben: Dergleichen hat - mit der einen Ausnahme Karl Heinz Gärtner - die Fontaneforschung bisher völlig übersehen, hier zeigt sich aber auch die prinzipielle Problematik von Dieckhoffs Vorgehen. Das Ungenügende seiner Leitkonstrukte vielfach erkennend, mußte er, um diese überhaupt anwenden zu können, gelegentlich sogar die Ausgangslage Fontanescher Romane für sich zurechtmachen. So will er die These von der Gefahr ultrastabiler, nicht veränderungsfähiger Persönlichkeit für die „bürgerlich-moderne Liebeshe“ (S.142) an *L'Adultera* demonstrieren, obgleich er auf S.252 selbst die entscheidenden Belege anführt, welche gegen eine „Liebeshe“ zwischen Melanie und Van der Straaten sprechen. Eine moderne „individualisierte Ehe“ soll auch *Unwiederbringlich* sein, wo die Verbindung von Holk und Christine ebenfalls als „romantische Liebe“ (S.119) begonnen habe, und selbst für *Effi Briest* konstatiert er ähnliches. Die „Asymmetrie“ bei Wahlmöglichkeiten und Werbungschancen der Geschlechter, an anderer Stelle (S.62) hervorgehoben, fällt hier für Dieckhoff augenscheinlich kaum ins Gewicht. Er verfehlt die Spezifik Fontanes, dem die moderne These von der Liebeshe ohnehin suspekt war - siehe die (unberücksichtigten) Rezensionen zu Ibsen -, aber vor allem durch die unterlassene Reflexion über das Phänomen der „Ultrastabilität“. Die personale Ultrastabilität Christine Holks, Innstettens, Schachs zerstört nicht die Liebe, sie läßt sie

erst gar nicht wirklich aufkommen. Wie, wenn das: die Unmöglichkeit von reifen Objektbeziehungen bei bestimmten modernen Persönlichkeitstypen ein genuin Fontanesches Thema wäre? - Dann erwiese sich der fundamentale Mangel von Dieckhoffs Methode: die Ausblendung einer wesentlichen Dimension des Untersuchungsgegenstandes. Was bedeuten „Ultrastabilität“ und „Dominanz der Wir-Identität“ in ihren negativen Ausprägungen bei Fontanes Figuren? „Ultrastabilität“ bedeutet bei ihm (um nur einen Aspekt herauszuheben) die Abwehrstruktur, die das schwache Ich vor Fragmentierung und Vernichtung zu schützen hat, und deren Erscheinungsform oft die „Übermacht der Wir-Identität“ (S.169) ist, wie bei Schach und Innstetten, die rettungslos in den von ihnen hypertrophierten Gruppennormen befangen bleiben. Weil sie - je anders - gefährdet sind, brauchen sie Charaktermaske und -kostüm, opfern sie andere im Abwehrkampf und werden Opfer, wenn die Abwehr zusammenbricht.

Wie etwa Verlusterfahrung bei unausgebildeter Abwehr fast zur Zerstörung der Persönlichkeit führt, hat Fontane an Lewin, dem Repräsentanten der eigenen Jugend, in *Vor dem Sturm* gestaltet; diese Adoleszenzkrise (=Krise des Erwachsenwerdens!) besaß für Dieckhoff so wenig andragogische Relevanz, daß er sie vernachlässigte. „Ultrastabilität“ im Sinne einer inneren Unwandelbarkeit ist - das sei hier nur angedeutet - andererseits Ausdruck einer Persönlichkeitsstruktur, die - so bei Fontanes Melusinen - normale Objektbe-

ziehungen a priori nicht zuläßt, und die mit der Weigerung, erwachsen zu werden, tief innerlich verbunden ist. Letzteres erkennt Dieckhoff immerhin für *Unwiederbringlich*. „*Hinter den Fehlern der beiden unterschiedlichen 'Naturen' ... stehen ... zwei ganz unterschiedliche Unfähigkeiten, erwachsen zu werden*“ (S.115) und Schach von Wuthenow: dem Helden sei der „Zwang zum individuellen *Erwachsensein*“ unerträglich (S. 175). Als „reiner“ Soziologe könnte sich Dieckhoff mit dem Gefundenen beruhigen. Beinahe freilich nur, denn Primärsozialisation, die das Phänomen des Nichterwachsenwerdens erklären hilft, sollte doch heuristische Grundlage von Soziologie sein. Aber Dieckhoff ist ein „*Andragoge*“, der verkündet: „*Die Wissenschaft von der Erwachsenenbildung braucht Forschung über das Erwachsenwerden und über das Erwachsensein*“ (S.16), er darf sich nicht mit sozialwissenschaftlichen Beschreibungen begnügen. Warum z.B. fehlt unter seinen phänomenolo-

gischen Gewährsleuten Merleau-Ponty, der die „*egologische Perspektive*“ aufgegeben - für Dieckhoff ein Kriterium von Wissenschaftlichkeit (S.23) - und deskriptive Psychologie in sein Konzept integriert hatte? Eine Lehre von der Erwachsenenbildung, die selbst auf traditionelle Entwicklungspsychologie verzichtet und somit ihren „Gegenstand“ - den ganzen Menschen - auf das Objekt der Soziologie reduziert, scheint nur mit der herrschenden Spartenintoleranz des Wissenschaftsbetriebes zu erklären. „*Theorieprobleme*“ der Andragogik hat Dieckhoff auf diese Weise eher noch einmal demonstriert als einer Lösung näher gebracht. Seine Arbeit bereichert - bei aller Kunstferne des Ansatzes - die Fontane-Philologie dennoch: Sie fordert diese dazu heraus, ihre soziologischen Einsichten produktiv aufzuheben in einer hermeneutischen Perspektive, die den Menschen als biopsychosoziale Einheit - ganz im Sinne Fontanes - für den vornehmsten Gegenstand der Literatur erachtet.

Brigitte Birnbaum: Fontane in Mecklenburg. - Schwerin: Demmler Verlag 1994. - 139 S. DM 24,80

(Rez.: Reinhard Rösler)

Die in Schwerin lebende Schriftstellerin Brigitte Birnbaum beschäftigt sich schon seit geraumer Zeit mit Fontanes Beziehungen zu Mecklenburg. Solche Beziehungen hat es nicht wenige gegeben, auch wenn Fontane natürlich kein mecklenburgischer

Wanderer gewesen ist. Aber er war in Warnemünde, in Waren an der Müritz und in Neubrandenburg zur Sommerfrische - also zum Arbeiten -, er war zu Besuch bei den befreundeten Rostocker Familien Eggers und Witte, zu Besuch und zum ungestörten

Schreiben bei seiner langjährigen Briefpartnerin Mathilde v. Rohr im Kloster Dobbertin; er sah, wenn auch meist nur kurz, Schwerin und Güstrow, Doberan und Ludwigslust.

Brigitte Birnbaum hat nun nach aufwendigen Recherchen in Archiven und Bibliotheken in ihrem Buch *Fontane in Mecklenburg* zusammengetragen, was er zwischen 1870 und 1897 über die besuchten Orte und ihre Bewohner dachte, aufgeschrieben und Briefpartnern mitgeteilt hat - schlagfertig, witzig, ironisch, wie es seine Art war. Als Glanzstücke Fontanescher scharfzüngiger Plauderei empfinde ich seine ironische Beschreibung des Rostocker Blücher-Denkmal und seine Äußerungen über das Seebad Doberan (Heiligendamm); nicht in jedem Fall kommen die Mecklenburger gut weg. Fontane sah manche ihrer Charakterzüge sogar äußerst kritisch, wie etwa die S. 131f. mitgeteilten Briefe an G. Friedlaender belegen. Sie stehen am Ende des Buches und entlassen den Leser (hoffentlich nicht nur den mecklenburgischen) vielleicht etwas nachdenklich.

Das Buch ist aber natürlich mehr als eine Materialsammlung. Es lebt auch von Brigitte Birnbaums kenntnisreichen Schilderungen der Wege Fontanes in Mecklenburg, von ihren Wertungen, Fragestellungen, Denkanstößen. Ihren Schreibgestus finde ich sehr sympathisch: So könnte es gewesen sein, sagt sie mehrfach, wir können uns vorstellen, daß Fontane damals diesen Weg gegangen ist, sie werden sich über das und das unterhalten haben. Eine solche Schreibweise läßt dem Leser Raum zum Denken,

regt die Phantasie an. Zahlreiche Fotos (z. B. aus den Familiennachlässen Eggers und Witte), Reproduktionen alter Lithographien und Faksimiles von Fontane-Briefen ergänzen den Text und erhöhen den Reiz dieses großzügig ausgestatteten Buches. Man kann der Verlagsleiterin Margot Krempien guten Gewissens zustimmen, wenn sie in ihrem Vorwort (S. 7) schreibt, Brigitte Birnbaum habe mit ihrer Arbeit dem Leser „ein Stück deutscher und besonders mecklenburgischer Kulturgeschichte“ nahegebracht.

Das Buch ist auch durchaus von der Art, daß es interessierten Lesern Lust auf mehr Fontane machen kann, Lust auf seine Briefe z. B., die ja zum Schönsten gehören, was er geschrieben hat. Und eben in diesem Zusammenhang ist Kritisches anzumerken. Zwar gibt es einen exakten *Bild- und Dokumentennachweis* (S. 139), aus dem ersichtlich ist, welchem Archiv, welcher Bibliothek die einzelnen Fotos, Stadtansichten, Lithographien entstammen; gleiches läßt sich vom Nachweis der doch sehr umfangreichen Zitate aus Briefen und anderen Texten Fontanes leider nicht sagen. Natürlich sind die Fontane-Zitate im Druckbild hervorgehoben (Einfügungen der Autorin sind allerdings nicht deutlich zu erkennen); es gibt im Anhang ein *Quellen- und Literaturverzeichnis* (S. 138 - 139), in dem nahezu alle relevanten Fontane-Ausgaben aufgeführt sind; der Rezensent hätte sich aber gefreut, wenn die Herkunft der zitierten Briefe, Brief- und anderen Textstellen exakt nachgewiesen worden wäre. Das wäre im Sinne

wissenschaftlicher Solidität und auch leserfreundlicher gewesen, man hätte hier und da nachschlagen, die Zitate in ihren Zusammenhängen sehen können.

Natürlich hat Brigitte Birnbaum kein Buch mit wissenschaftlichem Apparat schreiben wollen (die *Kulturhistorische Reihe* des Demmler Verlags, in dem der Band erscheint, sieht dergleichen nicht vor), es wäre aber doch ein leichtes gewesen, den Nachweis analog dem der Bilder und Dokumente zu führen. Autorin und Verlag sollten überlegen, ob bei einer neuen Auflage hier Veränderungen vorgenommen werden können. Dann wären auch die Transkriptionen der Autographe unbedingt zu überprüfen - so weist z. B. die auf S. 74 mitgeteilte Transkription des Briefes an Eduard Hobein (Faksimile des Briefanfangs: S. 75) zum Teil sinnentstellende Veränderungen auf. Es wären auch einige Nachlässigkeiten zu korrigieren: Am 6. 8. 1870 kann Fontane in der Buchhandlung Opitz in Güstrow nicht nach seinem Roman

Vor dem Sturm gesehen haben, wie die Autorin auf S. 65 suggeriert - der erschien schließlich erst 1878. Und Fontanes ältester Sohn trug den Namen George Emile, in Kurzform nur George - bei Brigitte Birnbaum erscheint als Name Georg, was doch wohl nicht korrekt ist. Ohne großen Aufwand ließe sich schließlich der Irrtum auf der Rückseite des Buches berichtigen, das Buch stelle erstmals „*Fontanes Besuche in Mecklenburg zwischen 1870 und 1896*“ im Zusammenhang dar - die Seiten 121ff. berichten doch vom Besuch in Neubrandenburg im Juni 1897.

Beschlossen wird Brigitte Birnbaums Buch, ganz im Geiste unserer Zeit, mit etwas Werbung - für die Fontane-Gesellschaft z. B. und die Fontane Blätter, aber auch für einige Fontanes Namen tragende Einrichtungen im Mecklenburgischen wie Buchhandlung, Apotheke, Restaurant - Sponsoren, wie ich vermute. Warum nicht, wenn es hilft, Kultur- und Literaturgeschichtliches zu den Lesern zu bringen.

Dichter, Töchter, Editoren

Edgar R. Rosen hat in einem kleinen Braunschweiger Verlag eine Sammlung *Fontanesches* erscheinen lassen. Von den fünf Beiträgen sind vier zwischen 1979 und 1993 in den „Mitteilungen der Technischen Universität Braunschweig“ und in den „Braunschweiger Universitätsreden“ erschienen, nur der fünfte, *Die arme Corinna*, stellt sich als „*Erstveröffentlichung 1994*“ dar. Bekannt

geworden ist Rosen dem Fontane-Publikum 1974 durch die Herausgabe eines Bandes von Briefen Mete Fontanes an ihre Eltern, der sich als „*wort- und buchstabengetreue Edition nach den Handschriften*“ und durch übereinstimmende Ausstattung äußerlich an die vierbändige Ausgabe von Briefen des Dichters im Propyläen-Verlag anlehnte. Das Interesse an diesen Lebenszeugnissen einer jungen

Frau, die dem Dichter von allen seinen Kindern sicherlich am nächsten gestanden hat und als Corinna Schmidt, der heimlichen Heldin des Romans *Frau Jenny Treibel*, in seinem Werk fortlebt, war groß: Der Band mußte binnen Jahresfrist wiederholt nachgedruckt werden und erschien auch als Taschenbuch. Einzelte kritische Stimmen - wie die *Gefallsucht und Fallsucht* überschriebene Rezension von Peter Wapnewski in der „Süddeutschen Zeitung“ (19.3.1975) - ließen den buchhändlerischen Erfolg der Edition unbeeinträchtigt.

Rosens Verdienst, diese aufschlußreichen Briefe der Forschung zugänglich gemacht zu haben, ist unbestritten. In der ausführlichen Einleitung, die er dem Abdruck der Briefe voranstellte, suchte er ein Frauenschicksal verständlich zu machen, das nicht nur von den besonderen gesellschaftlichen Bedingungen des vergangenen Jahrhunderts, sondern auch von einer nervösen Konstitution und der übermächtigen Nähe des Vaterschriftstellers geprägt wurde. Für Rosen, der sein Thema engagiert verfolgte (er widmete seine Edition der eigenen, „*einzigsten Tochter*“), barg die Beziehung Fontanes zu seiner Tochter auch einen Zugang zum schöpferischen Geheimnis seiner späten Produktion, den er nicht ohne nachschaffende Phantasie zu erschließen suchte.

Allerdings fehlte es unter den Zunftkollegen nicht an methodischen Bedenken und entsprechender Skepsis, die sich zunächst an den kenntnisreichen, aber allzu subjektiv-ausführ-

lichen Anmerkungen entzündeten. Hauptsächlich war es Rosens biographisch-psychologischer Zugriff, der enttäuschte, weil er nach Meinung seiner Kontrahenten das Verhältnis von Dichtung und Wirklichkeit eher verdunkelte als erhellte. Rosen seinerseits hat die Einwände gegen seine Methode niemals wirklich akzeptiert. In drei von fünf Beiträgen seines Sammelbandes findet man die Diskussion mit seinen einstigen Kritikern und neueren Biographen fortgesetzt. Einem jüngeren Forscher müßte man von solcher Weise der Entgegnung entschieden abraten - Reden und Schweigen haben ihre Zeit, auch in der Wissenschaft. Doch wer sich, wie Rosen, ein Leben lang mit einem Autor fasziniert auseinandergesetzt hat, darf Gehör beanspruchen.

Der vorliegende Hinweis versteht sich lediglich als Annotation des Sammelbandes, dessen einzelne Beiträge, auch dem Umfang nach, von unterschiedlichem Gewicht sind. Die unsystematische Verarbeitung der Forschungsliteratur macht deutlich, daß Rosens Verhältnis zu seinem Dichter letztlich eine Liebhaber-Beziehung war, was eine philologische Vorgehensweise keineswegs durchgehend ausschließt. Die quellenkritischen Funde zu *Vor dem Sturm* und zum *Stechlin* bereichern das Wissen um diese Romane. Die biographischen bzw. psychologisch-interpretierenden Beiträge wird man - gewiß im Sinne des Autors - am besten als Anregungen zur Fortsetzung eines nicht abschließbaren Gesprächs verstehen. Die Braunschweiger Universitätsrede von 1993 *In memoriam*.

Zeitgenossen über Fontane macht am Beispiel der Nekrologe zutreffend darauf aufmerksam, wie lückenhaft unsere Kenntnis der Wirkungsgeschichte immer noch ist.

Zitate sagen stets auch etwas über den aus, der zitiert. Rosen zitiert in dieser Universitätsrede besonders ausführlich aus Franz F. Mauthners am 21. September 1898 in der „Vossischen Zeitung“ erschienenen Gedenkartikel. Er hebt Mauthners Erklärung hervor, keinen „üblichen Nachruf im distanzierten Stil“ schreiben zu können, „dafür habe er Fontane zu sehr geliebt, oder besser gesagt, sei er in ihn verliebt gewesen“. Sodann zitiert er aus Fontanes letztem Brief an Mauthner vom 2. September 1898, aus dem dieser in seinem Artikel selbst Bruchstücke mitgeteilt hatte, und zwar die Passage: „Und dabei vermeiden Sie jedes 'Aber', was (dies 'Aber') - wie ich freilich erst in meinen ganz alten Tagen gelernt habe - eine nicht gut zu heißende Schreibform ist. Aut, Aut. Erst, wenn man als 'kleiner Historiker' auftritt, darf man sich ein Balancieren gönnen.“

Aus beiden Zitaten kann man lernen.

Wer wollte der Liebe und Verliebttheit gegenüber als „kleiner Historiker“ auftreten und „Balancieren“?

Edgar R. Rosen: Fontanesches. - Braunschweig: Döring Verlag 1994. 96 S.

H. Nürnberger

In memoriam Edgar R. Rosen († 10.12.1994)

Nach Drucklegung der obigen Annotation erhielten wir die betrübliche Nachricht vom Ableben unseres verehrten Kollegen, Herrn Prof. Dr. Edgar R. Rosen.

Leider ist es ihm nun nicht mehr vergönnt, die Anregungen, die er mit seinem Sammelband Fontanesches den Verehrern des Dichters wie auch den Fachkollegen vermittelte, zu erleben, zumal er sich auf die Besprechung gefreut hatte. So bleibt uns nur, das Studium dieser liebevoll gearbeiteten Schrift allen geneigten Lesern zu empfehlen.

Wir danken ihm posthum für die vielseitigen wissenschaftlichen und editorischen Arbeiten, durch die er die Fontane-Literatur bereichert hat.

Herausgeber und Redaktion

Zum 65. Geburtstag von Helmuth Nürnberger

Gerhard Friedrich

Es gibt wohl keinen Bereich der Germanistik, in dem man die Gelehrten mit so viel Gelassenheit altern sehen kann, wie in der Fontane-Forschung. Ihr Herr und Meister hat ihnen den Weg gewiesen. Eine nicht ganz so genau zu nehmende Überlieferung will, daß Fontane mit sechzig seinen ersten Roman geschrieben hat und daß seine eigentliche Lebensarbeit erst danach begann. Was soll unter solchen Auspizien ein 65. Geburtstag schon besagen. Wir messen mit Fontaneschen Maßen. Es ist also nicht gerade ein Kindergeburtstag, aber der zu Feiernde hat doch noch alles vor sich. Und wenn wirklich einmal, was Gott verhüten möge, eine Krankheit an seinem Weg lauern sollte, wir wissen Rat: Er wird gesunden, wenn er seine Kinderjahre beschreibt.

Der hier zu Feiernde hat ja schon bisher mit seinen Veröffentlichungen das Glück des Tüchtigen gehabt. „Der frühe Fontane“ von 1967 erwarb ihm sogleich einen Namen. Wie wenigen ist ein solcher Einstand vergönnt! Seitdem ist er zu einem der bekanntesten unter den Fontane-Forschern der Gegenwart geworden und hat im Zeichen des märkischen Dichters ein Werk geschaffen, das Anerkennung und Bewunderung gefunden hat. Selten trifft es sich im Leben eines Wissenschaftlers so günstig, daß ein Jubiläumsgeburtstag zusammenfällt mit der Veröffentlichung eines bedeutenden Buches. Eine große, jahrelange Arbeitsleistung findet ihre Krönung im Kommentarband der vierbändigen, bisher umfangreichsten Auswahl Ausgabe von Fontanes Briefen im Rahmen der „Hanser-Ausgabe“.

Diese 20bändige Ausgabe der „Werke, Schriften und Briefe“ Theodor Fontanes, die er seit 1970 als Hauptherausgeber betreut, bildet insgesamt eine Art Mittelpunkt im Schaffen von Helmuth Nürnberger. Ihre zweite und nun z.T. schon dritte Auflage sowie die zahlreichen, wiederholt aktualisierten Taschenbuchlizenzausgaben (jetzt bei dtv) sind maßgeblich sein Werk, und jeder, der einen dieser schönen Werkbände zur Hand nimmt, wird mit Gewinn und Genugtuung auf die Erklärungen und Erläuterungen im Anhang zurückgreifen. Es ist eine entsagungsvolle Arbeit, in dieser Weise zukünftiger Forschung Wege zu öffnen! Begleitend erschienen seit 1965 zahlreiche Einzeleditionen, Aufsätze und Rezensionen zu Biographie und Werk Fontanes. Das Lebensbild in der Reihe der Rowohlt-Monographien, 1994 in 20. Auflage erschienen, hat einen weiten Leserkreis erreicht.

Obschon gegenwärtig sein Name mit keinem anderen Autor so eng verbunden ist wie mit Fontane, ist dieser doch keineswegs sein einziger Forschungsgegenstand gewesen.

Helmuth Nürnberger ist, von deutschen und tschechischen Vorfahren stammend, in Brüx (Most) geboren, in Böhmen also, einem Land, das historisch mit dem alten, größeren Österreich verbunden ist. Von daher rührt seine Liebe zur österreichischen Literatur. Er hat Joseph Roth in einer Monographie und in weiteren Publikationen ein Denkmal gesetzt, das diesem europäischen Juden, den das Unglück verfolgte wie seinen Romanhelden Hiob, auf schöne Weise gerecht wird. Darüber hinaus hat er sich in Aufsätzen und Rezensionen mit Ferdinand von Saar, Karl Emil Franzos, Arthur Schnitzler und Ludwig Winder (um nur diese zu nennen) beschäftigt. Der Anteil österreichischer Autoren an der deutschsprachigen Literatur unseres Jahrhunderts ist groß. Helmuth Nürnbergers besondere Sympathie gilt Autoren, die aus dem einzigartigen kulturellen und sozialen Milieu des einstigen Ostmitteleuropa hervorgegangen sind und ihrer in den Umbrüchen unseres Jahrhunderts nicht selten leidvollen Biographie. Er hat die seit 1866 aufgekommene Tradition getadelt, deutsche Literaturgeschichte im kleindeutschen Geiste zu schreiben und dabei das historische Erbe Österreichs zu übersehen.

Dem Gedanken, daß die Literaturgeschichte auch immer neu pädagogisch aufgearbeitet werden muß, weil die Jungen über ihr Weiterleben entscheiden, hat er sich ebenfalls verpflichtet gefühlt, wie seine Mitarbeit an der *Geschichte der deutschen Literatur*, begründet von Willy Grabert und weitergeführt von Arno Mulot, beweist. Er hat sie völlig überarbeitet und neu herausgebracht. Als Hochschullehrer hat er seit 1973 in Flensburg und Hamburg (wo er promoviert und habilitiert wurde) sein Fachgebiet Neuere Deutsche Literaturwissenschaft engagiert vertreten; anerkannt und beliebt bei Studierenden und Kollegen.

Wenn er sich des öfteren mit Keller und Storm, gelegentlich mit Raabe beschäftigt hat, so gehören diese drei als Zeitgenossen Fontanes sozusagen in seinen natürlichen Zuständigkeitsbereich, während seine gemeinsam mit Karen Baasch verfaßte Monographie über Oswald von Wolkenstein (2. Auflage 1995) eine auch sonst spürbare Vorliebe für noch unausgetretene Pfade bezeugt. Nicht vergessen werden darf seine Mitarbeit am Literaturblatt der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ und an der „Frankfurter Anthologie“, herausgegeben von Marcel Reich-Ranicki, in der er mehrfach vertreten ist. Seine vielseitige publizistische Tätigkeit weist auf nicht nachlassende Schaffensfreude und weitgespannte Urteilsfähigkeit.

Für alle, die ihn kannten, war es ein außerordentlicher Schritt, als er sich 1990 zum Vorsitzenden der neugegründeten Fontane-Gesellschaft wählen ließ. Wer die Verhältnisse kennt, weiß, wie groß allein die organisatorischen Anfangsschwierigkeiten waren. Er wurde 1994 wiedergewählt. Die Wahl konnte wiederum kaum auf einen kompetenteren Mann fallen, erfüllt er doch die wissenschaftlichen und menschlichen Voraussetzungen, die man besitzen muß, um in so schwierigen Zeiten mitzuhelfen, Ost und West zusammenzuführen.

Ausblicke auf seine Vorstellung von einer Gesellschaft, die sich im Namen Fontanes versammelt, gibt die Rede, die er zur Eröffnung der ersten Jahresversammlung in Neuruppin gehalten hat. Sie ist erfüllt von Verständnis, Menschlichkeit und einer auf Bescheidenheit haltenden Souveränität.

Die Fontane-Ausstellung in Bonn 1993 (einschließlich des von Nürnberger verfaßten Katalogs, der sich zu einem der bisher ergiebigsten Bildbände über Fontane entwickelte) hat Zeichen gesetzt. Vieles andere ist geplant. Möge Helmuth Nürnberger weiterhin viele Weggefährten finden, um die weitgesteckten Ziele zu erreichen.

Darüber hinaus wünschen wir ihm Zeit zum Schreiben. Gelegentlich hat er sich über die Grenzen seines Faches weit hinaus gewagt. Diesem Mut verdanken wir die 1985 erschienene Monographie über Angelo Roncalli, den großen Reformpapst Johannes XXIII.

So erweist sich dieser Jubilar als ein aufgeschlossener, liebenswürdiger Zeitgenosse, und seine Vielseitigkeit provoziert die Frage, was wir wohl noch von ihm erwarten dürfen. Ich will meine Hoffnung auf Künftiges nicht verbergen. Wer in seinen jungen Jahren ein Buch über den jungen Fontane schreibt, von dem darf man, wenn er in die höheren Semester kommt, mit einer Art Naturnotwendigkeit voraussetzen, daß er irgendwann einen Band über den alten Fontane folgen läßt. Ich gestehe, daß ich hier gern einen gewissen Erwartungsdruck auslösen möchte, denn wir alle spüren die Jahre. Aber den 'alten Fontane' von dem der Jugend entwachsenen Nürnberger, den möchte ich schon noch lesen.

Fontane-Preise der Stadt Neuruppin

Am 30. Dezember 1994 hatten sich am Neuruppiner Fontane-Denkmal viele Freunde und Verehrer des Dichters anlässlich seines 175. Geburtstages versammelt. Die Schriftstellerin Helga Schütz würdigte das vielseitige schriftstellerische Werk des Meisters, das sich besonders in der Gegenwart einer immer noch zunehmenden Leserschaft im In- und Ausland erfreut.

Für eine festlich-frohe Stimmung sorgte der Möhring-Chor aus Neuruppin mit der Darbietung vertonter Fontane-Lieder, und in den Schlußgesang „Märkische Heide...“ stimmten viele der Versammelten ein.

Danach fand im Kultur- und Bildungszentrum der Stadt, dem ehemaligen Gymnasium, das einst auch der Schüler Fontane besucht hatte, während einer Festveranstaltung die Vergabe der vom Magistrat Neuruppin gestifteten neuen Fontane-Preise statt.

Am 2. Mai 1994 hatte die Stadtverordnetenversammlung von Neuruppin die Verleihung eines Fontane-Preises für Literatur sowie von zwei Förderpreisen an Kunst- und Kulturschaffende, vorwiegend aus der Region Ostprignitz-Ruppin, beschlossen. Mit dem Literaturpreis sollte jedoch das gesamte literarische Schaffen oder ein einzelnes Werk eines Schriftstellers gewürdigt werden, das über die Mark Brandenburg hinaus Bedeutung erlangt hat. Dieser Fontane-Preis versteht sich nicht als Fortsetzung der von 1954 bis 1989 durch den damaligen Rat des Bezirkes Potsdam verliehenen Preise, da nur noch ausschließlich der künstlerische Wert und die Wirkung eines schriftstellerischen Werkes ins Nationale und Europäische als preiswürdige Kriterien gelten.

Die zwei Förderpreise für Kunst und Kultur wurden vergeben an die verdienstvolle Neuruppiner Tanzpädagogin Berti Will, die über vier Jahrzehnte viele Kinder und Jugendliche im künstlerischen Tanz ausbildete sowie an die Musikschule Neuruppin für ihre jahrzehntelangen erfolgreichen Bemühungen bei der Ausbildung von Schülern, von denen heute verschiedene als Berufsmusiker tätig sind bzw. selbst Musikunterricht erteilen.

In ihrer Laudatio würdigten die Kulturdezernentin der Stadt Neuruppin, Frau Jungblut, das aufopferungsvolle Schaffen von Frau Berti Will und der Vorsitzende des Historischen Vereins der Grafschaft Ruppin e.V., Herr Erdmann, die Leistungen der Musikschule.

Der Fontane-Preis für Literatur wurde an die Schriftstellerin, Frau Dr. Sigrid Damm, Berlin, für ihr künstlerisches und wissenschaftliches

Gesamtwerk, vor allem aber für ihren Roman „Ich bin nicht Ottilie“ vergeben. In ihren Dankesworten betonte die Autorin, daß für sie der große Name des Preises „Stachel im Fleisch, Antrieb und Ermutigung zugleich“ sei. Anschließend las Sigrid Damm aus ihrem vom Insel-Verlag angekündigten neuen Buch „Diese Einsamkeit ohne Überfluß“, von dem ein Kapitel „In Schottland“ als Vorabdruck in der Zeitschrift „Neue deutsche Literatur“ (1/95) bereits erschienen ist.

Aus aktuellem Anlaß veröffentlichen wir nachfolgend mit geringen Kürzungen die Laudatio Helmuth Nürnbergers auf die Preisträgerin.

Manfred Horlitz

Laudatio für Sigrid Damm

Helmuth Nürnberger

(...) Vor annähernd 100 Jahren, im Anschluß an das Erscheinen der Buchausgabe von „Effi Briest“ im Oktober 1895, korrespondierten in Berlin drei Literaten sehr höflich, aber mit allerlei Winkelzügen und unausgesprochenen Vorbehalten über einen vertrackten Sachverhalt. Friedrich Spielhagen, ein Erfolgsschriftsteller seiner Zeit, darüber hinaus Anwalt einer Theorie des Erzählens, die zumindest die Literaturwissenschaftler noch lange beschäftigt hat, Verfasser eines Romans „Zum Zeitvertreib“, in dem er eben den Vorfall aus dem Leben der Gesellschaft behandelt hat, der auch Fontanes Roman zugrunde lag, wandte sich an diesen mit der Bitte, zu einem Essay Stellung zu nehmen, den er unter dem Titel „‘Effi Briest’ und die ‘Wahlverwandtschaften’“ verfaßt hatte. Wie Fontane über diesen Essay - und über Goethes Roman - dachte, mit welchen, die Ablehnung provozierenden Worten er Spielhagens Arbeit Julius Rodenberg, dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau“, weiterreichte, wie die beiden Autoren des Ardenne-Stoffes sich gleichsam umschlichen, ist ein Kapitel für sich, erhellend für die literarische Szene von damals. Spielhagen sei ein „Heros“ neben ihm, hatte Fontane noch 1872 geschrieben. Wie hatten die Dinge sich seitdem gewandelt, und aus wie noch anderer Perspektive stellen sich uns die Zusammenhänge heute dar! Hier kann nur ein Hinweis gegeben werden, auf ein Jahrhundert Romangeschichte, das Goethes Eheroman von 1808 mit den Romanen Fontanes verbindet. Es

geht um die Geschichte einer Wirkung, die, wie der Titel von Sigrid Damms erstem Roman lehrt, noch nicht zu Ende ist.

„Ich bin nicht Ottilie“, sagt die weibliche Hauptfigur des Romans von sich, so lautet sein Titel - eine Aussage, die über ihren positiven Gehalt hinaus Fragen aufwirft. Wer, wenn sie nicht Ottilie ist, ist sie dann?

Aber das wußten schon die chassidischen Meister: Der beste Weg, das Komplizierte zu beschreiben und zu erklären, ist der, es zu erzählen. Und Kompliziertes gibt es überall: Die Übermacht der Ver-



Abb. 11

hältnisse, die Übermacht der Empfindungen. Wie sie auf den Menschen einwirken, auf Frauen und Männer, und wie die sich verhalten in Konfliktsituationen. Unvermeidlich werden sie schuldig werden, ratlos bleiben sie zurück. Zuletzt und immer wieder - ich zitiere den kühlen, erfahrenen Erzähler der „Wahlverwandtschaften“ -: „Das Leben war ihnen ein Rätsel, dessen Auflösung sie nur miteinander fanden.“

Eduard - „so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter“ - und Ottilie, „das himmlische Kind“, sind in Goethes Roman Handelnde und Opfer zugleich; mit ihnen hineingezogen in den Strudel einer tragischen Liebe sahen sich die tapfere Charlotte und der vernünftige Hauptmann. Nicht anders erleben es in Sigrid Damms neuen Wahlverwandtschaften in der jüngeren Gegenwart John, ein erfolgreicher Literaturdozent im besten Redalter, und Sara - die diesen Namen angenommen hat als Geste der Identifikation mit den ermordeten und geschändeten Juden -, eine Germanistikstudentin aus Gotha. Wiederum wird noch zweier anderer Menschen Leben tief in Mitleidenschaft gezogen: das sind Ellen, Johns Frau, ebenfalls Hochschuldozentin, und Heinrich, der menschlich-zuverlässige, etwas bieder und nüchtern geratene Ehemann Saras.

Auch Sara, die neue (Nicht-)Ottilie, ist also im Unterschied zur klassischen Ottilie verheiratet, und das macht alles noch schwieriger und schlimmer. Der Knoten in Sigrid Damms Roman ist neu geschürzt, es handelt sich insgesamt um ein ganz selbständiges Werk, das mit seinem eigenen Maß gemessen sein will. Gleichwohl findet die literarisch gebildete Protagonistin in Goethes Erzählung doch wieder soviel mit ihrem persönlichen Geschick Vergleichbares, daß sie auf einem Lehrgang, bei dem eine Verfilmung der „Wahlverwandtschaften“ gezeigt wird, erklären kann, „sie fände alles sehr heutig“. Darob Befremden, da ja schon das Buch die historisch bewegten Vorgänge der Zeit ausklammere, der Film eine Inselsituation zeige, wen könne das, vom ästhetischen Reiz abgesehen, noch interessieren? Aber Sara schweigt.

Romane erzählen von vergangenem Leben, verwandelt in ein Wortgebilde. War es Silvie von Ziegesar, war es Minna Herzlieb, von der Goethes Ottilie Züge empfing? Was ging vom Leben der Else von Ardenne ein in das der Effi Briest? Wächst der Schatten Napoleons hinter dem einen, der Schatten Bismarcks hinter dem anderen Roman? Und welcher hinter dem Roman Sigrid Damms? „Die Literatur ist die Aufrichtigkeit selbst“, hat Joseph Roth geäußert, „sie ist der einzig wahre Ausdruck des Lebens.“ Sein Ausdruck, nicht es selbst. Läßt man sich aufs Fabulieren ein, wird die Grenze zur Fiktion rasch über-

schrritten. Die Erzählung folgt dem eigenen Gesetz, der inneren Stimmigkeit, ihrem einmaligen, unverwechselbaren Stil. In ihr ist Sinn, der vermittelt werden kann, und ist es eine gute Geschichte, so wirft sie wohl auch ein Licht zurück auf das, was vor aller Erzählung war.

Der erste Roman der Germanistin Sigrid Damm rekapituliert die Kindheit und den Jahrzehnte währenden Studien- und Berufsweg einer Literaturwissenschaftlerin in der DDR, dem „wärmenden Ländchen“, wie die Satellitenrepublik zwischen Elbe und Oder an einer, dem „Totenhaus“, wie sie an anderer Stelle genannt wird.

Die Autorin ist autobiographischen Implikationen auch dann nicht ausgewichen, wenn es ihr unschwer möglich gewesen wäre. Aber darum ist das Geschilderte nicht weniger Fiktion, ein von Erfahrung und Phantasie gespeistes Ganzes. Um die Wirklichkeit des Lebens zu zeigen, ist der Roman das anschmiegsamste Instrument. Das Fortschreiten Sigrid Damms von literarhistorischen und -kritischen Arbeiten, Editionen und Biographien zum Roman mutet folgerichtig an, denn um Auskunft über den Menschen, so scheint es, ist es ihr ja immer zuallererst gegangen.

Nicht zuletzt Sara, die Heldin dieses mit Goethe-, Heine- und Büchner-Sätzen durchwobenen Erstlings, macht diesen Weg verständlich. Man ist versucht, die Philologin in der Künstlerwelt in bekannter Zitatmanier zu begrüßen: „Spät kommt ihr, doch ihr kommt/ Der weite Weg... entschuldigt euer Säumen.“

An dieser Stelle scheint es geboten, von der Betrachtung des Romans vorübergehend abzusehen und die Stationen von Sigrid Damms Biographie und zumindest einige wichtige und charakteristische Erscheinungen des Gesamtwerks ins Auge zu fassen.

Am Anfang steht, wie sich das für eine wissenschaftliche Biographie gehört, eine Dissertation. Die 1940 in Gotha geborene Autorin studierte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena Germanistik und Geschichte und promovierte dort 1970 mit einer Arbeit über die Dramenkonzeption Hauptmanns, Hofmannsthals und Wedekinds. In den siebziger Jahren folgten Veröffentlichungen über Autoren der DDR-Literatur, u.a. über Volker Braun, Günter de Bruyn, Franz Fühmann, Sarah Kirsch, Irmtraud Morgner und Alfred Wellm sowie zur deutschen Romantik. Zusammen mit Jürgen Engler publizierte sie „Notate des Zwiespalts und Allegorien der Vollendung“ zu Fragen der Persönlichkeitsentwicklung von Mann und Frau in der Literatur der DDR, die mit einem Zitat von Simone de Beauvoir schließen: „Wer die Frau befreit, lehnt es ab, sie auf die Beziehungen, die sie zum Mann unterhält, zu beschränken, leugnet sie aber nicht.“ Engere Kreise des Inter-

esses begannen sich abzuzeichnen: 1979 veröffentlichte Sigrid Damm unter dem Titel „Begegnungen mit Caroline“ und mit einem begleitenden Essay Briefe der Caroline Schlegel-Schelling. Diese Edition ist unter der plauderfrischen Überschrift „Lieber Freund, ich komme von weit her schon an diesem frühen Morgen“ 1980 auch in der Sammlung Luchterhand, also in Westdeutschland, erschienen, 1988 in zweiter veränderter Auflage. In der Reihe „Poesiealbum“, Nr. 142, beschäftigte sie sich zum erstenmal mit Jakob Michael Reinhold Lenz. In wiederholten Auflagen erschienen seit 1984 im Kinderbuchverlag Berlin „Hyazinth und Rosenblüth. Märchen der deutschen Romantik“, ebenfalls von einem kundigen Essay der Herausgeberin begleitet.

Endlich 1985, und hier wollen wir wieder innehalten. „Vögel, die verkünden Land. Das Leben des Jakob Michael Reinhold Lenz“ im Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar, wo auch die zweite Auflage 1988 noch herauskam. Ein Jahr zuvor hatte Sigrid Damm für diese Biographie den Lion-Feuchtwanger-Preis der Akademie der Künste erhalten. Bereits 1989 folgte eine veränderte Ausgabe im Frankfurter Insel-Verlag, der auch die folgenden Publikationen unserer Autorin herausbrachte.

Kein Zweifel: Mit Jakob Michael Reinhold Lenz wird der wissenschaftliche Name Sigrid Damms in erster Linie und dauerhaft verbunden sein, zumal es bei der Biographie nicht blieb: Ebenfalls 1987 erschien eine von ihr besorgte dreibändige Ausgabe der „Werke und Briefe“ von Lenz im Carl Hanser Verlag, München, die inzwischen auch in das Insel-Taschenbuchprogramm aufgenommen wurde. Auf dem Lenz-Symposium in Norman (Oklahoma) 1991 hat Sigrid Damm daher den Hauptvortrag „Zum Stand der Lenz-Edition - die Notwendigkeit einer historisch-kritischen Ausgabe“ gehalten. Darüber freuen wir uns, hoffen aber - erlauben Sie einem alten Editor diese persönliche Bemerkung -, daß Sie sich von der Philologie nicht doch eines Tages wieder ganz gefangennehmen lassen, sondern Ihr kreatives Potential freihalten für Ihr eigenes Schaffen (...).

Allerdings, verehrte Frau Damm, liest man Ihre in der Zeitschrift „Sinn und Form“ 1988 unter dem Titel „Unruhe“ erschienene Dankrede für den Feuchtwanger Preis nach, so begreift man sehr schnell, daß Ihre Auseinandersetzung mit Leben und Werk von Jakob Lenz alles andere war als eine philologische Kärner-Arbeit, und in einem Interview, das Sie 1987 gaben, erklären Sie: „In den Jahren, da ich am Lenz-Buch arbeitete, suchte ich nach einer Sprachform für das, was ich sagen wollte. Das fiel mir schwer. Dann entdeckte ich, daß ich mich in dieser neugewonnenen Sprachform 'ausleben' konnte, sagen,

was mich bedrängte. Sprache verbarg nicht mehr Gedanken - ein Vorgang, den jeder aus dem Alltag kennt und den ich bei Kritik-Arbeiten an mir wahrnahm. Ich fühlte mich gefordert, nichts war vorgeplant, der Ausgang ungewiß.“

Ihr Buch hat unsere Kenntnis von Lenz' Leben sehr bereichert, stellt also literaturgeschichtlich einen unbestreitbaren Gewinn dar. Aber gelingen konnte dies doch erst durch die fruchtbare Identifikation, die hier über zwei Jahrhunderte hinweg möglich war, durch ein Erkennen als Wiedererkennen, das nicht nur das fremde, sondern auch das eigene Schicksal verständlich macht. Lenz' Begierde nach einer eigenen Biographie, sein Verlangen, mehr zu sein als „lediglich ein Rädchen, Schraubchen in einer funktionierenden Maschine“ - was für ihn nicht weniger bedeutete als „aufgeschobenen Tod“ -, das scheint erkennbar auch die Forderung seiner Biographin, die dabei nicht nur für sich selbst sprach, sondern für eine Generation, die es so schwer hatte, ihren eigenen Weg zu finden, weil alles schon vorgeplant, vorgeordnet schien - in einer Gesellschaftsordnung, deren Unzureichendheit sich immer deutlicher erwies und die zugleich zu starr für Reformen war.

Beispiele für ein scheinbar vergebliches sich Abmühen bot freilich auch die Gegenwart genug: Am Beispiel Franz Fühmanns haben Sie uns ein solches von Überforderung gezeichnetes Künstlerleben vor Augen gestellt: Überforderung des besessenen Arbeiters, Wortarbeiters, Überforderung auch des Menschen in den Zwängen unseres Jahrhunderts. Ich zitiere: „Dieser Fühmann, Böhme mit tschechischem Paß, dem im Zweiten Weltkrieg die 'Haut der Heimat' abgezogen worden war, der freiwillig das östliche Deutschland gewählt hatte und sich zunehmend im märkischen Sand, in Preußen, in der DDR, seiner Wahlheimat fremd fühlte..., der erkannt hatte, daß sein Verbot der Erinnerung an böhmisches Erbe, österreichische Vorfahren... falsche Tapferkeit gewesen war, messerscharf hatte er sein früheres Leben von sich getrennt.“ Wie viele Beispiele für solche „falsche Tapferkeit“ - die Franz Fühmann in seinem Trakl-Essay wohl doch noch zu überwinden vergönnt war - hat unser ideologiegequältes Jahrhundert aufzuweisen. Es ist die Aufgabe der Literatur, davon zu berichten. Für die Unterlegenen, die Besiegten, die alsbald Vergessenen hat sie einzustehen - und auch für die, die spät erst an ihr Ziel gelangten -, denn Literatur ist Gedächtnis, und Gedächtnis ist Liebe.

Ebenfalls im Jahre 1987 erschien dann Sigrid Damm's „Cornelia Goethe“: eine feinfühlig-prosaerzählung über das tragische Schicksal einer jungen Frau im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, zugleich eine psychologisch orientierte Charakterstudie der Geschwister Goethe -

eine Erzählung, die sich wiederholt der Möglichkeitsform bedienen mußte, denn biographische Zeugnisse über Cornelia Schlosser, geborene Goethe, sind äußerst selten. Wurden auch mit diesem Werk Erfahrungen gesammelt für einen Roman?

Ich maße mir nicht an, mit diesen wenigen Stichworten Sigrid Damms künstlerische Entwicklung hinreichend charakterisiert zu haben noch ihre künftige zu prognostizieren, zudem sie selbst von noch nicht beendeten Arbeiten nur mit begreiflicher Scheu spricht. Das Werdende bedarf der unverbrauchten Worte. Ein neues Buch ist jedoch für 1995 angekündigt, und die Fontane-Leser unter uns, die um die besondere Stellung des Reisebuchs „Jenseit des Tweed“ im Werk „unseres“ märkischen Wanderers wissen, werden sich freuen zu hören, daß dieses neue Buch schottische Reiseerfahrungen verwerten wird.

Nun aber möchte ich den Blick auf den Roman „Ich bin nicht Ottilie“ zurücklenken. Die politische Geschichte, gründlich verarbeitete literarische Vorbilder, der auf Genauigkeit zielende Anspruch der Wissenschaft und vor allem die individuelle Erfahrung haben die Autorin Sigrid Damm geprägt, verzögernd, aber auch reifend gewirkt und in jeweils eigener Weise zum Gelingen ihres Romans beigetragen. Ungeachtet der verknappten, zuweilen nur die Stichpunkte sammelnden Sprache ist es eine lange, weil stationenreiche Geschichte geworden, mit der wir bekannt werden. Krisen und Sackgassen des Berufswegs in einer sich revolutionär darstellenden, tatsächlich immer mehr dogmatisch erstarrenden Diktatur füllen nur den Vordergrund. Es geht um ein ganzes Frauenleben, das aus Saras abstandnehmender, wenngleich noch nicht abschließender Sicht erzählt wird. Wie die private Seite dieses Lebens mit der gesellschaftlichen verbunden ist, wie schwer es gerade unter den so gegebenen Bedingungen fällt, zur eigenen Bestimmung zu finden, macht der Roman überzeugend deutlich. Das klare, auf Wahrheit zielende, der Selbstkritik fähige Ethos der Autorin gewinnt wie von selbst die Sympathie des Lesers.

Eine psychologisch schwierige und, wie man versucht ist zu denken, erotisch kühne Erzählung. Allerdings zeichnet Sigrid Damms Stil, gerade wenn es um die Darstellung des Leidenschaftlichen und Intimen geht, eine Sicherheit aus, um die sie Autoren früherer, vergleichsweise sprachloser Generationen beneiden könnten. Der Liebes- und Eheroman hat reden gelernt und kann nun, ohne merkliche Überanstrengung, alles ausdrücken.

Womit allerdings allenfalls die Darstellungsprobleme, nicht die Probleme in der Sache gelöst sind. Sara ist nicht Ottilie, sie wird sowohl im wörtlichen wie im übertragenen Sinn die Handschrift des

Geliebten nicht übernehmen. Die erworbene Kraft zur Selbständigkeit und das unabweisbare Verlangen, diese auch zu bestätigen, machen auch vor ihrer Ehe nicht halt. In einem langsamen Prozeß bilden sich neue, eigenbestimmte Lebensformen heraus. Der größte Teil des Romans wird im Rückblick erzählt, ausgelöst durch die Romanze mit einem jüngeren Freund, dem „fremden Mann“, mit dem sie 1987 in das ihr bis dahin verschlossene Elsaß und in die Vogesen fährt - Örtlichkeiten, die ihr ohne die politischen Zwänge der Vergangenheit längst bekannt sein müßten, hat sie doch über einen Dichter gearbeitet (gemeint ist Lenz), der durch seine Biographie mit ihnen verbunden ist. Die Konfrontation der durch Studien erworbenen Kenntnisse mit der realen Erfahrung macht das besondere Interesse dieser Seiten aus. Es handelt sich um eine Wahrnehmung, für die die Erzählerin durch ihre Lebensumstände besonders sensibilisiert ist, die aber der durch ungezählte Abbilder und Drittinformationen der Medien beeinflusste moderne Leser verallgemeinern kann.

Ein deutsches Leben: Wie die kleine Sara die thüringische Residenz, in der sie aufwächst, zunächst vom Dach des Elternhauses ins Auge faßt, wo sie hofft, daß ihr Flügel wachsen; wie sie als Heranwachsende wachsam wird für die verdrängte politische Vergangenheit und zu lernen sucht; wie sie Jahrzehnte später durch das dem Verfall preisgegebene Gotha geht: das sind in literarischer Erzählung Kapitel unserer nationalen Geschichte.

„Deutsch, ein merkwürdiges Wort“, so lesen wir. So erlebt es die Schülerin. „Schwindend aus dem Sprachgebrauch, das Adjektiv, das Substantiv.“ Ihre Möglichkeiten, die Welt zu erfahren, weisen ausschließlich nach Osten - eine erzwungene, unnatürliche Begrenzung, gleichwohl auch eine positive Chance, mit jungen Sinnen für immer aufgenommen: „Sie fühlt sich heimisch in den Galerien der Tuchhallen von Kraków, wandert über die Höhenzüge der slowakischen Berge, ... Die Straßen Moskaus, die Kirchen, das alte Viertel Kitaigorod ... Sie geht bei fünfundzwanzig Grad Kälte, hohem Schnee durch Sagorsk, in den hellen Juninächten über die Brücken Leningrads.“ Es sind historische, kulturelle, menschliche Erfahrungen, die Westdeutsche gemeinhin nicht in gleicher Weise haben und denen, ungeachtet der fragwürdigen Bedingungen, unter denen sie entstanden sind, eine Brückenfunktion eignet, da wir doch alle, jeder für sich, eine größere Vorstellung von dem, was Europa ist, benötigen, über das wir so oft sprechen.

Aus genauester Kenntnis hat Sigrid Damm die alltägliche DDR beschrieben - den sozialistischen Zwangsstaat in seiner ernüchternden lähmenden Wirkung auch auf die, die ihm, wie sie selbst, ursprünglich

positiv gegenübergestanden hatten. Zuweilen werden Schriftsteller zu den eigentlichen Historiographen: Dann geht es weder um Nostalgie, um Selbstmitleid oder Rechtfertigung, sondern um die Vergegenwärtigung dessen, was wirklich geschah.

Zu den Erfahrungen, die dem Roman zugrunde liegen, zählt auch die Wiedervereinigung, die wie ein Filter den Blick auf das Vergangene verändert. Die älteren Erfahrungen sind darum nicht entbehrlich, denn nur die, die daran Teil hatten, kennen das Lebensgefühl einer vergangenen Zeit. Auch die politische Wende gibt dem Roman aber in gewisser Weise einen offenen Schluß, eine Zukunft, die noch gelebt werden muß.

„Was war Haut, was Hemd?“ lautet eine der Fragen am Schluß des Buches. Von den „Metamorphosen der Liebe“ ist die Rede, wie sie den Lebensaltern eigentümlich sind, vom „Tor zur Utopie“.

Als ich den Roman für eine große westdeutsche Zeitung rezensierte, habe ich mein Manuskript so betitelt: „Die Metamorphosen der Liebe“, und von Sara als Schlußsatz der Rezension gesagt: „Wir verlassen sie ungern.“ Die Redaktion strich den Schlußsatz und druckte die Rezension unter der Überschrift: „Neue deutsche Qualverwandtschaften“. Eine solche klangliche Assoziation zu den „Wahlverwandtschaften“ war es sicherlich nicht, die Sigrid Damm zur Wahl ihres Titels veranlaßt hatte. Ich freue mich, daß die gegenwärtige Stunde dieses Mißverständnis vielleicht um ein wenig korrigiert. Am Grunde der Moldau, wie es in Brechts Gedicht heißt, wandern die Steine, niemals ist Geschichte zu Ende, wir aber gratulieren Sigrid Damm mit dem Fontane-Preis zu ihrem bisherigen Werk und wünschen ihr Kraft und Mut zu neuem Anfang.

Theodor-Fontane-Preis für die jüngere Generation

Theodor Fontane und die jüngere Generation - das ist seit langem mehr als das pflichtgemäße Auswendiglernen von Balladen und die spannende Lektüre des Oderbruch-Krimis, mehr als die Bewunderung für John Maynard, das Entsetzen über Hexenaktivitäten am Tay und das Gruseln unterm Birnbaum. Neben diesen Texten, die aus den Lesebüchern und dem Lektürekanon der Sekundarstufe I nicht mehr wegzudenken sind, lesen heutzutage die Schülerinnen und Schüler ebenso die Berliner Romane Fontanes, die früher aus moralischen Gründen - man denke z.B. an die „gräßliche Hurengeschichte“ „Irrungen Wirrun-gen“ - nicht vor jugendliche Augen hätten gelangen dürfen. Auch in den germanistischen Seminaren der Universitäten ist Fontane inzwischen als „Klassiker“ etabliert, was sich an der Anzahl der Veranstaltungen wie der Examensarbeiten unschwer ablesen läßt. Demnach scheint die wunderbare Freundschaft zwischen Fontane und der Jugend schon längst begonnen zu haben. Oder trügt der Schein? Es sind sicherlich Zweifel erlaubt, ob Lehr- und Prüfungspläne etwas darüber aussagen, wie die jüngeren Leser den Autor Fontane und sein Werk wirklich rezipieren und verstehen; wir erfahren aus ministeriellen Erlassen nur, wie pädagogische Autoritäten meinen, daß junge Menschen Fontane rezipieren und verstehen sollten.

Die Theodor Fontane Gesellschaft, die es sich zum Ziel gesetzt hat, Wissenschaftler und Literaturliebhaber zusammenzubringen, um in vielfältiger Weise die Auseinandersetzung mit Leben und Werk des Dichters zu pflegen und zu fördern, möchte auch und gerade Schüler und Studenten mit dem Werk Fontanes bekanntmachen. Um eine freiwillige Beschäftigung außerhalb reglementierender institutioneller Vorgaben anzuregen, nahm die Theodor Fontane Gesellschaft den Vorschlag ihrer Ehrenpräsidentin Charlotte Jolles auf, einen Preis für die jüngere Generation zu stiften. Unser Ziel war es dabei, junge Menschen verstärkt an Werk und Leben von Theodor Fontane, einen wesentlichen deutschsprachigen Repräsentanten der europäischen Literatur des 19. Jahrhunderts, und an die Literatur seiner Zeit heranzuführen. Wir erhofften uns, daß sich junge Menschen verstärkt für Fontane und seine Zeit interessieren würden und wir sie zu einer intensiven Beschäftigung mit beiden motivieren könnten.

Die Aufgabe für Schülerinnen und Schüler wie für Studentinnen und Studenten bestand darin, über ein von der Fontane-Gesellschaft gestelltes Thema einen Essay abzufassen, in dem sie sich selbständig und aus individueller Perspektive sowie in sprachlich herausragender

Weise mit einem Werk Fontanes auseinanderzusetzen hatten. Und daraus ergaben sich gewisse Probleme. An deutschen Schulen und Hochschulen nähert man sich nämlich literarischen Texten zumeist nur in der Absicht, sie mit beeindruckendem methodischem Aufwand einer strengen Analyse zu unterziehen. Die Richtlinien für das Fach Deutsch der Kultusministerien fast aller Bundesländer, die Studienordnungen für das Fach Deutsche Literaturwissenschaft an den meisten Universitäten verlangen von den Lernenden vor allem analytische und interpretatorische Fähigkeiten, die Ergebnisse von intersubjektiver Überprüfbarkeit zeitigen - problematische Voraussetzungen also für das Verfassen eines Essays. So zahlreiche die Definitionen für den Essay auch sein mögen, alle verweisen in irgendeiner Form auf den absichtsvollen Subjektivismus, die Unabgeschlossenheit des Denkens, das Durchspielen von Denkansätzen, das Verstärken des „Möglichkeitssinns“. Und dieser sehr subjektive Sinn war von den jungen Autoren zu entwickeln, damit deutlich werden konnte, ob und inwieweit Fontane nicht nur ein Schul-, sondern auch ein „Schülerautor“ sein kann.

Die zahlreichen Einsendungen von Schülerinnen und Schülern ließen insgesamt erkennen, daß die jungen Menschen sich bereitwillig und mit großem Engagement der gestellten Aufgabe unterzogen, den Roman „Frau Jenny Treibel“ darauf zu überprüfen, ob er denn ein „Happy End“ habe. Dabei gelang es nach Meinung der Jury der Abiturientin Heidi Mehrkens aus Bremervörde am besten, die Möglichkeiten individueller Lektüre explizit zu machen. In ihrer preisgekrönten Arbeit wurde deutlich, daß ein subjektiver Zugriff auf den Roman „Frau Jenny Treibel“ durchaus neue Perspektiven zu eröffnen vermag, ohne deshalb dem Text Zwang anzutun.

Luise Berg-Ehlers

Jenny Treibel ist keine Märchenfee. *Frau Jenny Treibel* - Ein Roman mit einem Happy End?

Heidi Mehrkens

Man stelle sich Folgendes vor: Nach langer und abenteuerlicher Reise durch einen finsternen Zauberwald hat ein Prinz endlich die Frau seines Lebens gefunden. Nehmen wir an, sie sei eine Gänsemagd, arm, aber bildschön und von hellem Verstande, und der Prinz hätte sie errettet, vielleicht aus den Klauen eines garstigen Drachen oder eines böartigen Grafen. Der Prinz ist bis über beide königlichen Ohren in das Mädchen verliebt, auch sie ist ihm nicht abgeneigt, schließlich ist er der Erbe eines großen Reiches, und so nimmt er die Holde mit sich in das väterliche Schloß, um sie dort als seine zukünftige Gemahlin vorzustellen. Der König sitzt auf seinem Thron und nickt wohlwollend seine Zustimmung zu der Verbindung, er ist glücklich, daß sich sein Sprößling endlich für die Ehe begeistern kann. Doch dann geschieht das Unerwartete: Die Königin, und zwar nicht etwa eine böse oder gar verhexte Königin, sondern die gute, elegant gekleidete Herrscherin des Schlosses, zückt ihr Lorgnon, mustert die Gänsemagd durch die Gläser und rümpft beleidigt die Nase.

„Also“, sagt sie, „lieber König! Das Kind hier ist zwar nett anzusehen, es scheint auch nicht dumm zu sein, und ich weiß, wir wollten immer, daß der Prinz einmal eine kluge und reizende Frau an seine Seite bekommt, aber dieses Mädchen entspricht wohl kaum unserem Standard. Wenn du mich fragst, verheiraten wir unseren Sohn lieber mit der Prinzessin von und zu Goldsteingrund, ihr Vater schickte uns vorgestern einen Antrag per Eilboten. Und wenn du meinen Vorschlag nicht annehmen willst, König, dann werde ich meines Lebens nicht mehr froh werden. Und du auch nicht!“

So etwa könnte es klingen, wäre Theodor Fontanes Absicht gewesen, aus dem Stoff um die Berliner Bourgeoisfamilie Treibel ein Märchen statt eines Romans zu schreiben. Die großen Vorreiter der Märchengattung, die sich auf glückliche Handlungsausgänge in Form von Happy Ends wohl unnachahmlich spezialisiert hatten, würden sich angesichts der Fontaneschen Schöpfung vermutlich unruhig in ihrem kühlen Grabe wälzen. Denn hier wird keine böse Stiefmutter verbrannt, kein Stroh zu Gold, die Königin erhält für ihr hochnäsiges Ver-

halten nicht einmal einen Rüffel, und die Hochzeit wird abgesagt, ehe sie angesagt war.

Hieraus wird eines deutlich: Theodor Fontane wollte mit seinem Roman um die Kommerzienrätin Jenny Treibel gewiß kein Märchen schaffen. Es kam ihm nicht darauf an, in der Manier von Grimm & Co. die Bösen zu bestrafen und die Guten sich verheiraten zu lassen. Er dachte sich Jenny Treibel kaum als Königin oder gar als gute Fee, Leopold ist kein fescher Prinz und Corinna Schmidt erst recht keine Gänsemagd mit reinem Herzen und schmutzigen Füßen. Seine Figuren wie auch seine Handlung schnitt Fontane nicht nach den einfachen Schwarzweißmustern des Märchens zu, sondern nahm beides buchstäblich aus dem Leben.

„*Frau Jenny Treibel oder Wo sich Herz zum Herzen findet*“ ist Realität, ironisch überzogen zwar und verfremdet durch Namens- und Situationskomik, aber doch zweifellos ein Stück aus der Berliner Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

Und auch die Figuren gehören in keinem Fall in eine Ausgabe von Grimms Erzählungen. Jeder Charakter des Romans, sei es die Familie Treibel, seien es die Schmidts mit dem Berliner Urtypus, der Haushälterin Frau Schmolke, verschwimmt durch die Darstellung Fontanes in einer eigenartigen Grauzone.

Niemand ist wirklich böse, niemand von Herzen gut, der Autor selbst scheint sich kein Urteil über das Seelenleben seiner Figuren anmaßen zu wollen, die nur ihrem Umfeld entsprechend handeln. Auf dieser Basis ist es Fontane nicht möglich gewesen, in seinem Werk ein glückliches oder schreckliches Ende mit Pauken und Trompeten zu formulieren. Er wählte den Zwischenweg, ein leises Happy End ohne Orchester und Triumphmarsch, eingewickelt in Melancholie.

Oberflächlich betrachtet, sieht der Ausweg, in den der Dichter seine Handlung führt, nach allem anderen als nach einem glücklichen Ende aus. Zu viele Personen des Romans werden einfach unbefriedigt oder gar enttäuscht zurückgelassen. Die größte Zurechtweisung durch das Leben muß wohl Leopold Treibel über sich ergehen lassen. Der verklemmte junge Mann, der seine Heirat mit Corinna Schmidt gegen die energische Abwehr seiner Frau Mama Jenny nicht durchsetzen kann, wird von der Kommerzienrätin mit Hildegard Munk standesgemäß verlobt. Die wohlhabende, wohlerzogene, wenn auch wohl oberflächliche Hildegard hält dem Vergleich mit der von Leopold für ihre Koketterie und Klugheit bewunderten Corinna nur schwerlich stand. Dennoch fügt sich der junge Mann - wie immer - dem Wunsch seiner Eltern und ist um eine bittere Erfahrung reicher.

Auch für Corinna bleibt das spielerische Tectelmechtel mit Leopold nicht ohne Folgen. Sie muß einsehen, daß ihr Streben nach Reichtum und einem sorgenfreien Leben vergebens war. Corinna, die als Professorentochter „von früh an den Sinn für Äußerlichkeiten gehabt“ hat, wird durch das vehemente Eingreifen Jenny Treibels daran erinnert, daß die Bourgeoisie nicht wirklich ihre Welt sein kann. Doch ihre Enttäuschung hält sich in Grenzen. Corinna ist im Gegensatz zu Leopold klug und stolz genug, um ihre Lektion aus der geplatzten Verlobung zu lernen, nämlich daß materieller Wohlstand „doch zu teuer erkaufte werden“ kann. Sie findet sich ebenfalls mit den nicht zu ändernden Umständen ab und macht das Beste daraus: ihre Verlobung mit Marcell Wedderkopp.

Interessant bleibt die Tatsache, daß Theodor Fontane kaum einer seiner Figuren das wirkliche, das reine Glück zu gönnen scheint. Schon die eheliche Verbindung zwischen Otto Treibel und der sehr hamburgisch-weltgewandten Helene Munk läßt dem Leser an mehreren Stellen des Werkes einen Schauer über den Rücken kriechen. Der stille, melancholische Otto leidet darunter, daß er sich gegen seine selbstsichere, verwöhnte Gemahlin so gut wie nie durchsetzen kann. Das gemeinsame Kind, Lizzi, verbringt sein achtjähriges Dasein in sterilen weißen Kleidchen als „Abklatsch der heiligen Elisabeth“, was auch dem Großvater, Kommerzienrat Treibel, neben seinen fehlgeschlagenen politischen Ambitionen die Sorgenfalten auf die Stirn zeichnet.

Fontane läßt die Figuren des Romans somit sprichwörtlich allein mit ihren großen und kleinen Problemen. Er bietet keine Lösungen an, er berichtet nur, ironisch überzogen und ansonsten ganz undramatisch.

Es sind nicht nur die Schicksale der einzelnen Personen, die uns davon abhalten, „Frau Jenny Treibel“ als ein Werk mit glücklichem Ausgang zu betrachten. Es ist die Aussage, die das Buch vermittelt, die strikte Unversöhnlichkeit zweier gesellschaftlicher Klassen, die bestürzt. In dem Roman wird die Teilung des deutschen Bürgertums in zwei Stände eindringlich dokumentiert. Professor Wilibald Schmidt ist der Typus des zurückgezogen für seine Arbeit lebenden Gelehrten. In den Räumlichkeiten des Schmidtschen Hauses trifft sich regelmäßig ein Kreis befreundeter Lehrer und Professoren. Die Herren, die sich selbstironisch als die „Sieben Waisen Griechenlands“ betiteln, diskutieren über Philosophie und Geschichte, lassen jedoch die zeitgenössische Politik fast vollständig außer Acht. Der gute Hausgeist Frau Schmolke mit seiner respektlosen Berliner Liebenswürdigkeit rundet das Bild des schlichten bildungsbürgerlichen Familienidylls ab.

Auf der anderen Seite entfaltet sich die Welt des Kommerzienrates Treibel und seiner prachtvollen Villa an der Köpnicker Straße. Ein prachtvolles Diner zu Ehren Mr. Nelsons „*from Liverpool*“ nimmt die Familie Treibel zum Anlaß, ihren Reichtum und ihr bourgeoises Mitspracherecht in vollem Umfang zu präsentieren. Hier öffnet allein die Geldbörse die Tore zu Kunst und guter Gesellschaft, hier wird die Politik gestaltet - wenn auch nur mit mäßigem Erfolg: Der Leutnant a. D. Vogelsang, Trommelrührer für die politischen Zielsetzungen des Kommerzienrats Treibel, muß, wie auch Treibel selbst, bittere Hiebe gegen die vom ihm propagierte „*Royaldemokratie*“ seitens der zeitgenössischen Presse einstecken.

Dieser Unterschied, den Theodor Fontane in seinem Roman zwischen Bildungsbürgertum und Bourgeoisie so augenfällig präsentiert, entspricht dem Bild eines klaffenden Tals zwischen zwei einander fremden Welten. Es mutet schwierig an, in einem Buch ein Happy End zu suchen, das bis zur letzten Seite keine Lösung für einen gesellschaftlichen Klassenkonflikt anbietet. Im Gegenteil: Fontane selbst scheint die Trennung zwischen Bourgeoisie und Bildung als unüberbrückbar zu empfinden. Der Autor stellt sich dabei deutlich auf die Seite des einfachen Bildungsbürgertums, der Gelehrten, der Schmidts und Wedderkopps und Distelkamps. Nicht umsonst trägt die Figur des Wilibald Schmidt, des artigen Professors, der meist eine Ausrede findet, um nicht bei einem Treibelschen Diner erscheinen zu müssen, autobiographische Züge des Theodor Fontane. Nicht umsonst erscheinen dem Leser die lebenswerten Schrullen der Frau Schmolke und die Absonderlichkeiten der „*Sieben Waisen Griechenlands*“ um ein Vielfaches sympathischer als die Atmosphäre von Reichtum und Unzufriedenheit im Hause Treibel. Nach Fontanes Worten ist der „*Zweck der Geschichte: das Hohle, Phrasenhafte, Lügnerische, Hartherzige des Bourgeoisstandpunktes zu zeigen*“. An keinem Charakter gelingt dem Dichter dies so eindrucksvoll wie an der Kommerzienrätin Jenny Treibel, die damit ihrer herausgehobenen Position als Titelfigur des Romans durchaus gerecht wird. Die Person der Jenny Treibel, der Drahtzieherin für die Geschehnisse zweier Familien schlechthin, ist beispielhaft für Fontanes Interpretation des Besitzbürgertums.

Jenny, mittlerweile eine Spätfünfzigerin, zweifache Mutter und Großmutter, verfißt vehement die Überzeugung, daß Reichtum und kommerzienrätliches Ansehen aus ihr keinen anderen Menschen gemacht haben als das bescheidene bürgerliche Mädchen zwischen den Apfelsinenkisten, das sie einmal war.

„Alles ist wichtig“, sagt sie stolz, „am wichtigsten aber ist das, wonach alle Welt so begehrt: äußerlicher Besitz, Vermögen, Gold“. Die bissige Ironie, mit der Fontane seine Titelheldin charakterlich geformt hat, wird gegen Ende des Werkes deutlich, als Jenny ihr wahres Wesen zeigt. Tatsächlich vereinigt sich in der Kommerzienrätin das „Hohle, Phrasenhafte, Lügnerische“, das Fontane an der Bourgeoise so sehr anklagt. In Wahrheit zählen für Jenny lediglich Geld und Besitz, Mitleid empfindet sie nur, solange es nichts kostet, und ihr lyrisches Empfinden bemäntelt eher schlecht als recht das berechnende Wesen der Bourgeoise. Die irrige Annahme, zu Höherem geboren zu sein, einer besseren Klasse anzugehören, bildet letztlich die bereits erwähnte Kluft zwischen Bildungs- und Besitzbürgertum. Auch für diesen Konflikt bietet Fontane in seinem Roman keine Lösung an, unbeteiligt schildert der Dichter, wie Corinna Schmidt aufgrund egoistischen Standesdenkens diskriminiert wird und ihren Traum von einem sorgenfreien Leben im Schlaraffenland begraben muß.

Niemandem sollte es leicht fallen, angesichts so zahlreicher ungelöster Konflikte von einem glücklichen Ausgang der Romanhandlung zu sprechen. Und doch, trotz der Tatsache, daß etliche Probleme sowohl der Figuren als auch solche des geschichtlichen Hintergrundes nur vorgestellt werden, ohne daß ein Ausweg angeboten wird, läßt sich nicht eindeutig sagen, daß Fontane für sein Werk ein unglückliches oder gar tragisches Ende gewählt habe. Zu viele Argumente deuten darauf hin, daß die von dem Dichter angebotene Auflösung des Geschehens tatsächlich für alle Charaktere die beste ist.

Unter diesem Gesichtspunkt sollten wieder die Einzelpersonen der Handlung näher betrachtet werden. Neben der rein gesellschaftlichen Kluft zwischen den beiden bereits vorgestellten Schichten läßt sich zwischen den Familien Treibel und Schmidt auch eine breite Kluft der Gefühlsebene analysieren. Die Figuren, die zutiefst unbefriedigt oder gar unglücklich aus der Handlung entlassen werden, gehören ausschließlich der Bourgeois-Familie an, während das Bildungsbürgertum, vertreten durch die Schmidts und Wedderkopps, wesentlich besser davonkommt: Hier sind die Figuren auch nach der gelösten Verlobung zwischen Corinna und Leopold glücklicher und zufriedener.

Während Leopold Treibel nach kurzem Aufbäumen gegen seine energische Mutter wieder in die alte Lethargie verfällt und dem Wunsche seiner Familie gemäß Hildegard Munk ehelicht, entdeckt Corinna ihre wahre Liebe zu dem charmanten Archäologen Marcell. Marcell wiederum gibt seine Frustration hinsichtlich Corinnas Verlobung endlich den Mut, der Angeboteten seine Liebe zu gestehen. Professor

Schmidt geht aus Fontanes Werk als glücklicher Vater und Schwiegervater hervor, der nun weiß, daß seine Tochter endlich ihre hochtrabenden Pläne vom Aufstieg in die Bourgeoisie aufgegeben hat. Auf der anderen Seite müssen die Treibels hinnehmen, daß sie noch eine weitere Vertreterin des Hamburger Munk-Clans in ihre Familie aufzunehmen haben. Dies entspricht keinesfalls der Vorstellung Jenny Treibels, die - berechtigterweise - die Befürchtung hegt, die Ehe zwischen Leopold und Hildegard Munk könne sich ähnlich lieb- und temperamentlos entwickeln wie die Ottos mit Helene Munk.

Es besteht also ein auffallender Unterschied zwischen den Gefühlsbandbreiten innerhalb beider Gesellschaftsebenen. Und auch hier wird wieder deutlich, auf wessen Seite das Herz Theodor Fontanes beim Verfassen des Romans geschlagen hat. In gewissem Sinne zeigt sich hier doch eine Annäherung an den zu Beginn postulierten Märchenstil: Die „etwas Besseren“, denn die Schmidts lassen sich trotz aller Sympathiekundgebungen seitens des Autors kaum als wirklich „gut“ bezeichnen, finden ihr kleines, verdientes Glück, während die „etwas Schlechteren“, die Treibels, nur Reichtum finden, mehr nicht.

Bleibt man bei diesem Bild, scheint Fontane die Unvereinbarkeit der beiden Klassen als einen Segen zu empfinden, als einen Schutz der ehrlichen, bescheidenen Bürger vor der Verlogenheit und Härte der Bourgeoisie. Oder, um es anders herum auszudrücken: Er isoliert bildhaft das Besitzbürgertum mit all seinen Phrasen und seinem vorgegaukelten weltoffenen Interesse, um durch das Ende des Romans zu demonstrieren, wie sinnlos das Klassendenken der wilhelminischen Ära sich aus sich selbst ernährt und am Leben erhält und wie schädlich sein Einfluß für die gesamte deutsche Gesellschaft ist.

Weitere Hinweise darauf, daß der Dichter den Ausgang der Romanhandlung als Happy End gedacht haben könnte, lassen sich in der nicht zustandegekommenen Verlobung zwischen Corinna und Leopold ausmachen.

Für Leopold hätte sich bei Weiterbestehen der Verlobung der Konflikt mit seiner Mutter unweigerlich zugespitzt. Jenny wäre es ohne Schwierigkeiten gelungen, ausreichend Druckmittel gegen ihren labilen Sohn zur Hand zu bekommen, um ihm diese Ehe bis ans Ende seiner Tage zu vergällen.

Ganz abgesehen davon, daß Corinna für ihr allzu dreistes Spiel mit den Gefühlen des jungen Treibel einen Remppler durchaus verdient hat, ist die Auflösung der Verlobung im nachhinein auch für sie der beste Ausweg. Trotz ihres ausgeprägten Sinnes für Reichtum und materiellen Wohlstand wäre sie an der Seite Leopolds kaum glücklich gewor-

den. Wie Frau Schmolke sehr richtig bemerkt, muß Corinna „*einen klugen Mann haben, einen, der eigentlich klüger ist als du (...) und vor dem du Respekt hast*“.

Das sorglose, aber wenig anspruchsvolle Leben der Bourgeoisie hätte Corinna nicht gutgetan. Mit ihrer Intelligenz und ihrem wachen, spottfreudigen Verstand wäre sie Leopold haushoch überlegen gewesen, der sie letztendlich nur gelangweilt hätte. In Marcell Wedderkopp findet Corinna einen ebenbürtigen Partner, der auch ihre geistigen Ansprüche vollends zufriedenstellen kann.

Die gelöste Verbindung zwischen Leopold und Corinna bleibt nicht der einzige Hinweis auf ein Happy End der Romanhandlung. Auch daß Jenny nicht - wie es ihre romantischen Anwandlungen und der Tenor der Handlung vermuten lassen könnten - versucht, die alte Liebe zu Professor Wilibald Schmidt erneut aufleben zu lassen, erweist sich als glücklicher Gang der Fontaneschen Geschichte.

Wilibald Schmidt ist klug und an Lebenserfahrung reich genug, daß er längst die gesellschaftlichen Allüren der Bourgeoisie durchschaut hat. Er erkennt, was der Drang nach Geld und Macht bewirkt, nämlich daß Hartherzigkeit und Oberflächlichkeit seine Begleiter sind. Der Professor trauert seiner alten Liebe Jenny längst nicht mehr hinterher, melancholisch-entrückt akzeptiert er ihren gesellschaftlichen Status und verzichtet darauf, auf ihren widersprüchlichen Charakter in irgendeiner Form einwirken zu wollen.

Jenny Treibel dient die frühere Liaison mit Wilibald als Quelle ihrer lyrischen Sentimentalität, ihrer eingebildeten Schöngeistigkeit. Mit tränenfeuchten Augen singt sie auch viele Jahre später noch das Lied, das einst Wilibald ihr gedichtet hatte, das Lied mit den Schlußversen „*Ach, nur das, nur das ist Leben/Wo sich Herz zum Herzen find't*“. Die sentimentalischen Verse bilden für die Kommerzienrätin eine Lebensgrundlage. Jennys *ars vivendi* liegt in der Romantik, und nichts ist wirklich romantischer als der Gedanke an eine verflossene Liebe in der eigenen blühenden Jugendzeit. Gerade die Tatsache, daß das Werben Wilibalds um die Hand der Jenny Bürstenbinder vergeblich gewesen war, gerade das Thema der zwei Königskinder, die nie zueinander kommen können, ist ein wichtiger Bestandteil in Jennys Leben. Die Erinnerung an die Vergangenheit nährt das lyrische Empfinden der Kommerzienrätin, und das lyrische Empfinden erfüllt schließlich ihr Dasein mit einem Sinn. Somit bewirkt gerade die Trennung von Wilibald Schmidt, daß Jenny glücklich ist.

Im Grunde lösen sich die Irrungen und Wirrungen der Beziehungsplänkeleien, die Fontane in seinem Roman präsentiert, also in Wohlge-

fallen auf. Corinna findet einen Mann, den sie liebt, Leopold eine Frau, die zu ihm paßt. Wilibald und Jenny denken voll leiser Andacht an die alten Zeiten. Für seine Figuren hat Fontane so besehen ein glückliches Ende geschaffen, ein stilles Glück dabei, kein Märchenglück. Ein Glück, zu dem keine Trompeten schmettern, bei dem keine gute Fee ihre Finger mit dem Zauberstab im Spiel hat. Es ist ein sehr irdisches Glück, ein weltlich-bescheidenes Glück, das der Dichter seinen Charakteren vergönnt.

Dieses weltliche Glück wird getrübt durch die gesellschaftliche Kritik, die Fontane übt. Es bedrückt, daß es keiner der Figuren gelingt, an den heruntergelassenen Schranken zwischen den Ständen zu rütteln, daß jede Person in ihrem vorgefertigten Rollenschema verbleibt und nicht darüber hinauswächst. Sicherlich wollte Fontane gerade durch die Isolation der Figuren voneinander das „*Hohle, Hartherzige*“, das er am Bourgeoisstandpunkt anklagt, besonders deutlich machen.

Gleichzeitig verdeutlicht er aber auch etwas viel Beklemmenderes: die Unfähigkeit der Menschen, gesellschaftliche und soziale Mißstände zu verändern. Theodor Fontane kritisiert dies in „*Frau Jenny Treibel*“ sehr humorvoll, mit leichter Feder und schwungvoller Ironie. Seine Aussage bleibt jedoch voll Bitterkeit, und mit ihr die Interpretation des Handlungsausganges.

Noch einmal wird hier deutlich: Fontane wollte kein Märchen erschaffen, sondern mit seinem Roman ein Stück Wirklichkeit seiner Zeit verarbeiten. Jenny ist keine Märchenfee, sondern ein charakteristischer Mensch, ein ironisch dargestelltes Beispiel ihrer Epoche. Das Berlin der Kaiserzeit ist kein Zauberwald mit guten und grausamen Geschöpfen, sondern ein gesellschaftlicher Schmelztiegel, nicht schwarzweiß, sondern grau gestuft in allen Variationen. Genauso grau gestuft ist auch das Ende, das uns der Dichter in seinem Werk anbietet. Glücklich, ja, gemessen am Glück einzelner Personen. Melancholisch jedoch und bitter schmeckend durch den Rahmen der Kritik, der das zeitgenössische Gemälde Fontanes umgibt.

Verehrte Leserinnen und Leser,

wir haben mitzuteilen, daß sich Herr Dr. Otfried Keiler entschlossen hat, Ende vergangenen Jahres aus dem Redaktions-Kollegium der „Fontane Blätter“ auszuschcheiden, weil er von anderen Verpflichtungen in Anspruch genommen wird. Sein Schritt hinterläßt großes Bedauern bei den Kollegiumsmitgliedern; einige von ihnen haben anderthalb Jahrzehnte hindurch - in gutem Einvernehmen und zum Teil in freundschaftlicher Verbundenheit - mit ihm zusammengearbeitet. Eingetreten war er 1979, damals noch Dozent an der Potsdamer Pädagogischen Hochschule. Als er im folgenden Jahr den hochverdienten Joachim Schobeß in der Leitung des Fontane-Archivs ablöste, wurde ihm mit der Chefredaktion auch die Sorge um die „Fontane Blätter“ aufgetragen; ihr Profil ist in den achtziger Jahren so deutlich von ihm geprägt worden, daß man mit Fug und Recht von einer „Ära Keiler“ sprechen kann. Wer ihn bei obligatem Kaffee und Kleingebäck in den Redaktionssitzungen erlebt hat, dem steht ein kenntnisreicher und wohlmeinender Mann von großer geistiger Beweglichkeit vor Augen, ausgestattet mit imponierender Beredsamkeit und Überzeugungskraft, der sich redlich um jeden Beitrag kümmerte und verbindlich auf jede Meinung einging, die in der Runde vorgebracht wurde. Unter seinen Autoren gibt es mehr als einen, mit dem er unverdrossen noch die dritte Fassung eines Aufsatzes ausgehandelt und redigiert hat, wenn ihm der Gegenstand und der Mensch der Mühe wert schien. So mancher Text geht auf seine Anregung zurück. Ihm schwebte dabei eine organische Verbindung zweier Absichten vor, die nicht von vornherein miteinander in Einklang standen. Mit jedem neuen Heft sollten die vielen Fontane-Liebhaber im Lande auf ihre Kosten kommen, die das Hauptkontingent der Abonnenten stellten, und zugleich sollten die „Fontane Blätter“ der internationalen Fontaneforschung, gleichgültig aus welcher Himmelsrichtung, ein Forum bieten. Wie er dieses Konzept zum Vorteil der Blätter in die Tat umsetzte, das ist Otfried Keiler hoch anzurechnen; an Widerständen hat es, wie man sich denken kann, nicht gefehlt. In Keilers Händen lag die folgenreiche Konferenz über „Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit“, die 1986 zur 50-Jahrfeier des Fontane-Archivs Potsdam veranstaltet wurde und ohne ihn nicht zustande gekommen wäre; sie zeigte ihn auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit. Er sprach nicht selbst, seinen wissenschaftlichen Beitrag hatte er nicht zuletzt in Gestalt einer großen Abhandlung (Zum Begriff „Literarisches Leben“. „Fontane Blätter“, Bd. 6, S. 201-229) schon in die Vorbereitung eingebracht. Aber alle Fäden liefen bei ihm

zusammen; der gute Geist und das gute Gelingen, die von keinen ideologischen Voreingenommenheiten beeinträchtigt wurden, wäre ohne sein Agieren vor und hinter den Kulissen gar nicht denkbar gewesen. Kein Wunder also, daß Otfried Keiler nach dem Umbruch von 1989 wesentlichen Anteil an der Ostberliner Initiative hatte, die auf die Gründung einer gesamtdeutschen Fontane-Gesellschaft hinarbeitete, und daß er sich mit ins Zeug legte, als der Fortbestand des Fontane-Archivs in Potsdam eine Zeit lang ernstlich in Frage gestellt schien. Nach alledem darf man wohl wünschen, daß Otfried Keilers Abschied aus dem Redaktionskollegium der „Fontane Blätter“ nicht als ein Abschied von Fontane gedacht ist.

Peter Wruck

AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE

Bearbeiter: Manfred Horlitz (Handschriften) u. Peter Schaefer (Literatur)
Neuerscheinungen und -erwerbungen des Fontane-Archivs bis Dezember 1994

Autographe

- Fontane, Theodor: Hs. Entwurf z. Novelle „Rr“. 30 S. m. Ztg-Streifband (Beil. z. Voss. Ztg. Nr. 65 v. 8.2.1891) - (N 17)
- Fontane, Theodor: Hs. Entwurf (Fragm.) z. Roman „Die Likedeeler“. 4 S. - (N 18)
- Fontane, Theodor: Hs. Entwurf (Paralipomenon) zu „Effi Briest“. 1 S. - (N 19)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 30.6.1861 an „Hochgeehrter Herr Direktor“ (Leopold v. Ledebur). 3 S. - Betr.: Charakteristik d. eig. Schaffensmethode b. Bd. „Die Grafschaft Ruppin“ (HBV 61/53) - (C 312)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 29.3.1871 an „Hochzuverehrender Herr Direktor“ (Leopold v. Ledebur) m. Anhang: Auszug aus Kattes Abschiedsbr. 1730 in d. Hs. Fontanes. 6 S. - Betr.: Quelle z. Katte-Aufsatz (HBV 71/24) - (C 310)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 19.6.1876 an „Hochgeehrter Herr Geh. Rath“ (vermutl. R. Schöne). 3 S. - Betr.: Begleitbr. z. Entw. d. Entlassungsgesuches an d. Kaiser. (HBV 76/40) - (C 306)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 30.7.1876 an „Hochgeehrter Herr Geh. Rath“ (vermutl. R. Schöne). 4 S. - Betr.: Preisverleihung an d. Königl. Akademie d. Künste zu Berlin. (HBV 76/50) - (C 307)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 30.7.1876 an „Hochgeehrter Herr Geh. Rath“ (vermutl. R. Schöne). 3 S. - Betr.: Nachtrag zu C 307; Fehlerkorrektur. (HBV 76/51) - (C 308)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 19.10.1876 an „Hochgeehrter Herr Hofrath“ (vermutl. A. Freybourg, Mithrsg. d. Berliner Lokalanz.). 1 S. - Betr.: Verlobungsglückwunsch. (HBV nicht verz.) - (C 303)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 30.10.1890 an „Hochgeehrter Herr Generaldirektor“ (vermutl. R. Schöne). 4 S. - Betr.: Beurteilung d. künstl. Werkes d. A. v. Droste-Hülshoff. (HBV 90/209) - (C 309)

- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U. u. eigh. Umschl., Berlin 13.5.1895 an Karl Theodor Gaedertz. 2 S. - Betr.: Beziehungen zw. Vollert u. W. Alexis. (HBV 95/75 u. 95/76) - (C 313)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 27.11.1895 an „Hochgeehrter Herr Geh. Rath“ (vermutl. E. F. Pindter, Chefred. d. Norddt. Allg. Ztg.). 2 S. - Betr.: Dankschreiben. (HBV 95/188) - (C 302)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 2.12.1897 an „Hochgeehrter Herr“ (vermutl. P. Schlenther). 4 S. - Betr.: Schlenthers G. Hauptmann-Buch; Kritik an d. Berliner Börse. (HBV 97/151) - (C 304)
- Ledebur, Leopold v.: Eigh. Br. m. U. o. Anrede, o. O. 6.4.1871 an Theodor Fontane. 1 S. - Betr.: Antwort auf Fontanes Anfrage nach d. Katte-Abschiedsbr. v. 1730. (vgl. C 310) - (C 311)
- Puttkamer, Robert v.: Eigh. Br. m. U., Berlin 27.3.1885 an „Sehr geehrter Herr“ (Theodor Fontane). 4 S. - Betr.: Scherenberg-Buch; Waterloo u. März 1848. - (C 305)
- Moltke, Helmuth, Graf v.: Br. m. eigh. U., Berlin 29.4.1871 an „Euer Hochwohlgeboren“ (vermutl. R. v. Decker). 1 S. - Betr.: Dank f. Fontanes Werk „Der deutsche Krieg von 1866.“ - (E 10)
- Roon, Albrecht, Graf v.: Br. m. eigh. U., Berlin 30.4.1871 an R. v. Decker. 1 S. - Betr.: Dank f. Fontanes Werk „Der deutsche Krieg von 1866“. - (E 11)

Sammelanzeige von Autographen

- Angehörige des preuß. Königshauses u. Hofbeamte: Br.(e) m. eigh. U.(en) aus d. J. 1866 bis 1876 an R. v. Decker. Je 1 S. - Betr.: Dank f. Fontanes Werke „Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864“, „Der deutsche Krieg von 1866“, „Der Krieg gegen Frankreich 1870-1871“. - (E 12,1 bis E 12,25)
- Preußische Minister: Br.(e) m. eigh. U.(en) aus d. J. 1866 bis 1871 an R. v. Decker. Je 1 S. - Betr.: Dank f. Fontanes Werke „Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864“, „Der deutsche Krieg von 1866“. - (E 13,1 bis 13,5)

Kopien und Abschriften

- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 5.12.1859 an Polizeipräs. v. Berlin m. beigef. Aktenvorg. d. Polizeibehörde. 4 S. - Betr.: Antrag Fontanes, Vorträge üb. England zu halten. (HBV nicht verz.) - Xerokopie d. Originals (Da 1199)

- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 3.10.1863 an „Herrn v. Pfuel“. 10 S. - Betr.: 2. Bd. d. „Wanderungen“; Fragen z. Kultur- u. Personalgeschichte. (HBV nicht verz.) - Xerokopie d. Originals (Ca 1700)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 23.10.1863 an „Herrn v. Pfuel“. 4 S. - Betr.: Dank f. kulturhist. Material f. 2. Bd. d. „Wanderungen“. (HBV nicht verz.) - Xerokopie d. Originals (Ca 1704)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 18.1.1864 an „Herrn v. Pfuel“. 12 S. - Betr.: Dank f. kulturhist. Material; Grundidee u. Ziel d. 3. Bd. d. „Wanderungen“. - (HBV 64/2) - Xerokopie d. Originals (Ca 1705)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 3.3.1864 an „Herrn v. Pfuel“. 4 S. - Betr.: Üb. märk. Adelsfam. (HBV 64/14) - Xerokopie d. Originals (Ca 1706)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 16.3.1864 an „Herrn v. Pfuel“. 4 S. - Betr.: Dank f. Material aus d. Fam.- Archiv „Pfuel“; z. Geschichte d. H. August de la Motte Fouqué. (HBV 64/17) - Xerokopie d. Originals (Ca 1707)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 3.9.1864 an Eduard Hobein. 2 S. - Betr.: Dank f. Übersendung v. Hobeins „Buch der Hymnen“ u. Ankündigung e. Rez. (HBV 64/52) - Xerokopie d. Originals (Ca 1716)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 12.2.1865 an „Herrn v. Pfuel“. 3 S. - Betr.: Überarb. d. 1. Bd. d. „Wanderungen“ f. 2. Aufl.; Studien z. Geschichte d. Fouqués. (HBV 65/8) - Xerokopie d. Originals (Ca 1708)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 2.7.1877 an Frau Auguste Wackernagel. 1 S. - Betr.: Beileidsschreiben. (HBV nicht verz.) - Masch. Abschr. (Ca 1717)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Thale 14.8.1877 an s. Frau Emilie. 8 S. - Betr.: Marthas Nervenleiden; Korrekturen zu „Vor dem Sturm“; „Grete Minde“. (HBV 77/30) - Xerokopie d. Originals (Ba 1020)
- Fontane, Theodor: Handschr. Abschr. d. 7. Strophe v. Lepels „Walzerlied“, „In vergnügtem Jagen...“ m. Widmungsbl. f. Georg Schweitzer v. 16.2.1884 f. Verein Berliner Presse. 2 S. - Xerokopie d. Originals (Ha 424)
- Fontane, Theodor: Eigh. Postkarte m. Anschr. u. U., Berlin 9.3.1887 an Ludwig v. Gerdte. 2 S. - Betr.: Grußadresse. (HBV 87/32) - Xerokopie d. Originals (Ca 1709)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 25.7.1890 an d. Tochter Martha. 4 S. - Betr.: Familiäres. (HBV 90/166) - Fotokopie d. Originals (Ba 1019)

- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 6.10.1893 an „Hochgeehrte Frau u. Freundin“ (vermutl. Anna Witte). 2 S. - Betr.: Beileid. (HBV nicht verz.) - Fotokopie d. Originals (Ca 1710)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 3.1.1895 an „Meine liebe Lise“ (vermutl. Lise Mengel). 2 S. - Betr.: Dank f. Geburtstagswünsche; Familiäres. (HBV 95/6) - Fotokopie d. Originals (Ca 1713)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 18.10.1895 an „Hochverehrte Frau u. Freundin“ (vermutl. Anna Witte). 2 S. - Betr.: „Effi Briest“. (HBV 95/147) - Fotokopie d. Originals (Ca 1714)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 3.1.1898 an „Liebe Lise“ (vermutl. Lise Mengel). 2 S. - Betr.: Familiäres. (HBV nicht verz.) - Fotokopie d. Originals (Ca 1711)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 24.1.1898 an „Hochverehrte Frau u. Freundin“ (vermutl. Anna Witte). 4 S. - Betr.: Marthas Verlobung; Charakteristik d. Bräutigams. (HBV 98/23) - Fotokopie d. Originals (Ca 1715)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 18.9.1898 an seine Frau Emilie. 4 S. - Betr.: Familiäres, Lebensweisheit. (HBV 98/158) - Fotokopie d. Originals (Ba 1018)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., o. O. u. D. an „Liebe Lise“ (vermutl. Lise Mengel). 2 S. - Betr.: Reichstagswahlen in Deutschland u. Glückwunsch. (HBV nicht verz.) - Fotokopie d. Originals (Ca 1712)
- Lewald, Fanny: Eigh. Br. m. U., o. O. 22.12.1849 an Theodor Fontane. 3 S. - Betr.: Dank f. e. Gedicht Fontanes u. Unterstützung b. d. Veröffentlichung; Bitte um e. Albumblatt. - Xerokopie d. Originals (Ca 1703)
- Lewald, Fanny: Eigh. Br. m. U., o. O. 19.3.1852 an Theodor Fontane. 1 S. - Betr.: Einladung anl. d. Reise Fontanes nach London. - Xerokopie d. Originals (Ca 1702)
- Königl. Stadtgericht v. Swinemünde: Übertrag. d. Apothekergerechtigkeit f. Louis Henri Fontane v. 13.10.1834. 4 S. - Xerokopie d. Originals (Ga 36)
- Fontane, Emilie (geb. Labry): Eigh. Testament, Neuruppin 5.5.1868 m. Empfangsbestätig. d. Sohnes Theodor, Berlin 28.12.1869. 3 S. - Xerokopie d. Originals (Ga 35)
- St. Matthäus-Kirche zu Berlin: Trauungsnachweis f. Otto Schreiner u. Pauline Gadebusch v. 9.10.1849. - 1 S. Masch.Abschr. (Ga 37, 3)

Jerusalemkirche zu Berlin: Trauungsnachweis f. Paul Heyse u. Margarethe Kugler v. Mai 1854. 2 S. - Xerokopie d. Originals (Ga 37, 2)

St. Marien-Kirche zu Berlin: Trauungsnachweis f. Richard Lucae u. Marie Schacht v. August 1874. 2 S. - Xerokopie d. Originals (Ga 37, 1)

Primärliteratur

„Alles kommt auf die Beleuchtung an“. Fontane zum Vergnügen. Hrsg. von Christian Grawe. Mit 7 Abb. - Stuttgart: Reclam 1994. 179 S. (Universal-Bibliothek; 9317) (94/109)

Fontane, Theodor: Adolf Menzel. - In: Hochhuth, Rolf: Menzel. Maler d. Lichts. (Mit Betrachtungen von Th. Fontane, Anton von Werner, Ludwig Pietsch u. Max Liebermann). - Frankfurt/M., Leipzig: Insel 1991, S. 147-148. 27 cm (94/117q)

Fontane, Theodor: Avant la tempête. Scènes de l'hiver 1812-1813. Trad., prés. et ann. par Jacques Legrand [Vor dem Sturm, französ.]. - o.O.: Aubier 1992. 695 S. (Domaine allemand) (94/136)

Fontane, Theodor: Briefe an Georg Friedlaender. Aufgrund d. Edition von Kurt Schreinert u. d. Handschriften neu hrsg. u. mit e. Nachw. versehen von Walter Hettche. Mit e. Essay von Thomas Mann. - Frankfurt/M., Leipzig: Insel 1994. 485 S. (insel taschenbuch; 1565) (94/77)

Fontane, Theodor: Frau Jenny Treibel oder „Wo sich Herz zum Herzen find't“. Roman. Mit e. Nachw. neu hrsg. von Helmuth Nürnberger. - München: Dt. Taschenbuchverlag 1994. 267 S. (dtv Klassik. Literatur. Philosophie. Wissenschaft; 2339) (94/88)

Fontane, Theodor: Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik. Hrsg. von Frederick Betz. - Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1993. 132 S. (Universal-Bibliothek; 7603) (94/64)

Fontane, Theodor: Grete Minde. [Fortsetzungsabdr.] - In: Potsdamer Neueste Nachrichten v. 24. 8. 1994ff. (ZA 1994+)

Fontane, Theodor: Irrungen, Wirrungen. Roman. Mit e. Nachw. neu hrsg. von Helmuth Nürnberger. - München: Dt. Taschenbuchverlag 1994. 236 S. (dtv Klassik. Literatur. Philosophie. Wissenschaft; 2340) (94/89)

Fontane, Theodor: Irrungen, Wirrungen. Mit Materialien. Ausgew. u. eingel. von Michael Bengel. - Stuttgart u.a.: Klett 1994. 214 S. (Editionen für d. Lit.unterricht. Editionen Pegasus. Hrsg. Dietrich Steinbach) (94/122)

- Fontane, Theodor: *L'Adultera* [französ. Übers.]. Trad. de l'allemand par Madith Vuaridel. - Aubier 1991. 207 S. (94/69)
- Fontane, Theodor: *Die schönsten Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Hrsg., mit Anm. u. e. Nachw. von Günter de Bruyn. 4. Aufl. - Berlin: Morgenbuch Verlag 1994. 382 S. (Märkischer Dichtergarten) (88/96⁴)
- Fontane, Theodor: *Der Stechlin*. Mit e. Einl. von Karl-Heinz Ebnet. - Kehl: SWAN-Buchvertrieb 1994. 443 S. (Die deutschen Klassiker; 25) (94/78)
- Fontane, Theodor: *Stine*. Roman. - Frankfurt/M., Berlin: Ullstein 1994. 127 S. (Ullstein-Buch; 23424) (Der Anmerkungsteil für diese Taschenbuchausg. wurde neu eingerichtet.) (94/86)
- Fontane, Theodor: *Tagebücher*. 2 Bde. 1. 1852, 1855-1858. Hrsg. von Charlotte Jolles unter Mitarb. von Rudolf Muhs. 2. 1866-1882, 1884-1898. Hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarb. von Therese Erler. - Berlin: Aufbau-Verlag 1994. XX, 754 S. XXII, 542 S. (Große Brandenburger Ausgabe. Hrsg. von Gotthard Erler. Tage- und Reisetagebücher) (94/130=1+2)
- Fontane, Theodor: *Unterm Birnbaum*. Mit Materialien. Zusammengest. von Gunter Reiß. - Stuttgart u.a.: Klett 1993. 169 S. (94/124)
- Fontane, Theodor: *Unwiederbringlich*. Roman. Mit e. Nachw. neu hrsg. von Helmuth Nürnberger. - München: Dt. Taschenbuch Verlag 1995. 337 S. (dtv Klassik. Literatur. Philosophie. Wissenschaft; 2349) (94/134)
- Fontane, Theodor: *Unwiederbringlich*. Roman. - Frankfurt/M.: Insel 1994. 283 S. (insel taschenbuch; 1593) (94/120)
- Fontane, Theodor: *Vor dem Sturm*. Roman aus dem Winter 1812 auf 13. Mit e. Nachw. neu hrsg. von Helmuth Nürnberger. - München: Dt. Taschenbuch Verlag 1994. 926 S. (dtv Klassik. Literatur. Philosophie. Wissenschaft; 2345) (94/118)
- Fontane, Theodor: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Hrsg. von Helmuth Nürnberger. 1.-3. - München: Dt. Taschenbuch Verlag 1994. 3 Bde in Kass. (dtv Klassik. Literatur. Philosophie. Wissenschaft; 2346-2348) [Nachdr. d. Hanser-Ausg.]
1. Die Grafschaft Ruppin. Das Oderland. 1033 S.
 2. Havelland. Spreeland. 885 S.
 3. Fünf Schlösser. Aufsätze aus dem thematischen Umkreis der „Wanderungen“. Unveröffentlichte Entwürfe. 1366 S.
- Fontane, Theodor: *Werke, Schriften und Briefe*. Hrsg. von Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. Abt. IV. Briefe. Fünfter Bd. Register u. Kommen-

tar. Zweiter Teilbd. Kommentar. Hrsg. dieses Bandes: Walter Hettche, Christian Klug, Helmuth Nürnberger u. Bernhard Zand. - München, Wien: Carl Hanser Verlag 1994. 1046 S. (Hf 62/7551=4,5/2)

Sekundärliteratur

1. Bücher und Zeitschriftenbeiträge

Anderson, Paul I.: Das Fouqué-Kapitel. Verhinderte Entwicklung, allegorische Verwertung. - In: Fontane-Blätter 58/1994, S. 234-253. (65/5536=58)

Becker, Klaus: Erläuterungen zu Theodor Fontane 'Effi Briest'. 4. Aufl. - Hollfeld: C. Bange Verlag 1992. 100 S. (Königs Erläuterungen und Materialien. Hrsg. von Klaus Bahners, Gerd Eversberg u. Reiner Poppe; 253/253a) (94/51⁴)

Becker, Klaus: Erläuterungen zu Theodor Fontane 'Irrungen, Wirrungen'. 2. Aufl. - Hollfeld: C. Bange Verlag 1990. 79 S. (Königs Erläuterungen und Materialien. Hrsg. von Klaus Bahners, Gerd Eversberg u. Reiner Poppe; 330) (94/50²)

Berbig, Roland: „[...] den langentbehrten L a f o n t a i n e wieder in seiner Mitte“. Fontanes Rückkehr in den „Tunnel über der Spree“ 1859/60. - In: Fontane-Blätter 58/1994, S. 43-61. (65/5536=58)

Berg-Ehlers, Luise: Über das allmähliche Verfertigen eines Fontane-Bildes beim Rezipieren. Die Werke Fontanes zwischen 1860 und 1880 in der Literaturkritik seiner Zeit. - In: Fontane-Blätter 58/1994, S. 106-124. (65/5536=58)

Birnbaum, Brigitte: Fontane in Mecklenburg. - Schwerin: Demmler Verlag 1994. 139 S. Zahlr. Abb. (94/105)

Cornell, John S.: „Dann weg 'mit's Militär' und wieder ein echter Civilist“: Theodor Fontane and the Wars of German Unification. - In: 1870/71-1989/90. German Unifications and the Change of Literary Discourse. Ed. by Walter Pape. Berlin, New York: de Gruyter 1993, S. 80-103. Sonderdr. (94/103=1+2)

Daffa, Agni: Gesellschaftsbild und Gesellschaftskritik in Fontanes Roman „L'Adultera“. - Fernwald: Litblockin 1994. 144 S. (94/116)

Drude, Otto: Theodor Fontane. Leben u. Werk in Texten u. Bildern. - Frankfurt/M., Leipzig: Insel 1994. 296 S. (insel taschenbuch; 1660) (94/131)

Dyer, Denys: Botho von Rienäcker lays a wreath on Frau Nimptsch's Grave - Fontane's narrative mastery. - In: Connections. Essays in Honour of

- Eda Sagarra on the Occasion of her 60th Birthday. Ed. by Peter Skrine u.a. Stuttgart: Heinz Akademischer Verlag 1993, S. 71-79. (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik; 281)(ZA 1993+)
- Eggert, Hartmut: Ehe und Sexualität. Erzählerischer Umgang mit gesellschaftlichen Normen von Goethes 'Wahlverwandschaften' bis Fontanes 'Effi Briest'. - In: Sitten und Sittlichkeit im 19. Jahrhundert. Les Morales au XIXe siècle. Hrsg. von Peter Brockmeier u. Stéphane Michaud. Stuttgart: M&P Verlag für Wissenschaft u. Forschung 1993, S. 58-81. (ZA 1993+)
- Erdmann, Horst: „Madame Fontane“ - „jederzeit gütig und hülfebereit“. - In: Ruppiner Jahrbuch '93, S. 53-56. (94/49)
- Erhart, Walter: „Alles wie erzählt“. Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg. - In: Jahrb. d. Dt. Schillergesellschaft. 36 (1992), S. 229-254. (ZA 1992+)
- Ester, Hans: Die Befreiungskriege gegen Napoleon bei Fontane, Schleiermacher und Fichte. - In: Yearbook of European Studies. German Reflections. 7 (1994), S. 77-94. (94/127)
- Ester, Hans: Effi, Rollo und die Ordnung. - In: Zäsur. Zum Abschied von Gregor Pompen am 1. Sept. 1993. Katholieke Universiteit Nijmegen 1994, S. 115-121. (94/107)
- Fischer, Hubertus: Der 'jüdische' Tunnel über der Spree und die Politik. Ein Kap. vergessener Vereinsgeschichte. - In: Ztschr. für Germanistik. N.F. 3/94, S. 557-575. (94/133)
- Fischer, Hubertus: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Zum politischen Fontane der Jahre 1861 bis 1863. - In: Fontane-Blätter 58/1994, S. 62-88. (65/5536=58)
- Fontane, Friedrich: Theodor Fontanes „Akademiezeit“. Überarb. u. gek. von Horst Erdmann.- In: Historischer Verein der Grafschaft Ruppin e.V. Mitteilungsblatt 5/1994, S. 2-16. [zuerst 1928] (94/102)
- Franke, Manfred: Leben und Roman der Elisabeth von Ardenne, Fontanes „Effi Briest“. - Düsseldorf: Droste 1994. 226 S. (94/115)
- Gathmann, Astrid; Schwarzmann, Hans-Dieter: Effi Briest und Madame Bovary. Zwei Gesellschaftsromane im 19. Jahrhundert. - Stuttgart u.a.: Klett Schulbuchverlag 1993. 64 S. (Arbeitsmaterialien Deutsch. Fächerverbindender Unterricht. Deutsch/Französisch) (94/137)
- Glaser, Horst Albert: Theodor Fontane: Effi Briest - im Hinblick auf Emma Bovary und andere. - In: Romane des 19. Jahrhunderts. Stuttgart: Reclam 1992, S. 387-415. (Interpretationen)[zuerst 1980] (ZA 1992+)

- Grawe, Christian: Warum Fontane kein Barbarossa-Epos schrieb und andere Vermutungen über den mittleren Fontane. - In: *Fontane-Blätter* 58/1994, S. 270-295. (65/5536=58)
- Guarda, Sylvain: Schach von Wuthenow: ein 'Passionsspiel' in Fontanescher Manier. - In *Germanic Review* 67 (1992), S. 59-68. (ZA 1992+)
- Guarda, Sylvain: Unwiederbringlich - ein Fontanesches Weihnachts- oder Johannispiel? - In: *Ztschr. für dt. Philologie*. 111 (1992) 4, S. 558-576. (ZA 1992+)
- Guthke, Karl S.: Art or Artifice? Fontane's Craft of Fiction. - In: ders., *Trails in No-Man's-Land. Ess. in Literary and Cultural History*. Columbia: Camden House 1993, S. 57- 80. [zuerst 1982] (94/101)
- Guthke, Karl S.: „Wer bin ich?“ Fontanes Exoten. - In: ders., *Die Entdeckung des Ich. Studien zur Literatur*. Tübingen und Basel: Francke Verlag 1994, S. 123-145. (Edition Orpheus; 8)[zuerst in „Fontane-Blätter“ 55/1993 u.d.T. „Jott, Frau Rätin, Palme paßt immer.“] (94/112)
- Harnisch, Antje: Keller, Raabe, Fontane. Geschlecht, Sexualität u. Familie im bürgerl. Realismus. - Frankfurt/M. u.a.: Lang 1994. 199 S. (Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte; 46) [Zugl. Diss. Univ. Madison 1992] (94/113)
- Hettche, Walter: Die Handschriften zu Theodor Fontanes 'Vor dem Sturm'. Erste Ergebnisse ihrer Auswertung. - In: *Fontane-Blätter* 58/1994, S. 193-212. (65/5536=58)
- Hinck, Walter: Geschichte und Gegenwart im 'Brennpunkt' historischer Lyrik: Heine, C.F. Meyer, Fontane, Csokor, Brecht u. Enzensberger. - In: *Fact and Fiction. German history and literature 1848-1924*. Hrsg. Gisela Brude-Firnu u.a. Tübingen: Francke 1990, S. 89-110. (Edition Orpheus. Beitr. zur dt. u. vergl. Lit.wiss.; 2) (ZA 1990+)
- Horlitz, Manfred: Zur wechsellvollen Geschichte des Theodor-Fontane-Archivs. - In: *Brandenburgische Archive. Mitt. aus d. Archivwesen d. Landes Brandenburg*. 4/1994, S. 11- 14. (ZA 1994+)
- Humphrey, Richards: The Napoleonic Wars in the Historical Fiction of the Gründerjahre: Fontane and his Contemporaries in European Perspective. - In: *Fact and Fiction. German history and literature 1848-1924*. Hrsg. Gisela Brude-Firnu u.a. Tübingen: Francke 1990, S. 11-122. (Edition Orpheus. Beitr. zur dt. u. vergl. Lit.wiss.; 2) (ZA 1990+)
- Kanzog, Klaus: Viermal Effi. Grundsätzliches zum Vergleich der Verfilmungen von Fontanes Effi Briest. - In: *Text & Kontext* 18 (1993) 1-2, S. 68-80. (ZA 1993+)

- Keiler, Otfried: Fontanes Alexis-Essay (1872) als Brückenschlag zum Roman. - In: Fontane-Blätter 58/1994, S. 213- 233. (65/5536=58)
- Keiler, Otfried: Fontanes *Frau Jenny Treibel* - Bildung und Weiblichkeit. Diskursive Betrachtung mit Hinweisen zur Unterrichtsgestaltung und Anmerkungen zum Weiterlesen. - In: Deutschunterricht (Berlin). 47 (1994) 12, S. 573-582. (94/135)
- Kobel, Erwin: Theodor Fontane - ein Kierkegaard-Leser? - In: Jahrbuch d. Dt. Schillergesellschaft. 36 (1992), S. 255- 287. (ZA 1992+)
- Koldrack, Klaus: Mit Fontane nach Gross Rietz. Wer war Christoph Wöllner? - In: Landkreis Oder-Spree 1994, S. 26-32. Mit farb. Abb. (94/66)
- Krause, Edith H.: Discreet Charm - Discovered Senses: Theodor Fontane's „Schach von Wuthenow“ (1883) and David R. Slavitt's „The hussar“ (1987). - In: German Quarterly 65 (1992), S. 349-360. (ZA 1992+)
- Leiste-Bruhn, Susanne: Exkursion „Cécile“. Ein Wochenende auf d. Spuren des Romans von Th. Fontane. Reisevorschlag zum Nachmachen. Mit genauen Wegbeschreibungen u. Erl. zu Schauplätzen u. Bezugspunkten d. Romans „Cécile“ in Thale, Altenbrak, Quedlinburg u. Umgebung. - Nordhorn: Koch 1993. 38 S. im Umschlag. Mit Abb. u. Karte. (94/70)
- Lohmeier, Anke-Marie: „...es ist ein wirkliches Lied.“ Th. Fontanes Roman 'Frau Jenny Treibel' als Selbstreflexion von Kunst u. Kunstrezeption in d. Ges. d. Gründerjahre. (Im wesentl. unveränd., um Anm. erg. Habilitationvortrag, gehalten an der Philos. Fak. der Christian-Albrechts-Universität Kiel am 28.11.1990.) - In: Dt. Vierteljahrsschrift für Literaturwiss. u. Geistesgesch. 68 (1994) 2, S. 238-250. (ZA 1994+)
- Matthes, Anke: Theodor Fontanes Persönlichkeit und Werk im Spiegel der deutschen Presse in der Zeit von 1908 bis 1919 (analysiert anhand d. Zeitungsausschnittsammlung d. Theodor-Fontane-Archivs). Abschlußarbeit an d. Fachschule für Archivwesen. - Potsdam 1991. 32 S. 36 Anl. 32 cm Maschschr. (94/57q)
- Meyer, Susanne: Literarische Schwestern: Ana Ozores - Effi Briest. Studien zur psychosozialen Genese fiktionaler Figuren. - Aachen: Shaker 1993. Als Ms gedr. III, 192 S. (Reihe Literaturwissenschaften) zugl. Diss. Univ. Göttingen 1993. (94/98)
- Miething, Christoph: Drei Frauen, drei Romane, dreimaliger Tod. Eine Reflexion zum Problem d. Schönen in d. Moderne. - In: Sinn und Form. 46 (1994) 3, S. 341-366. (ZA 1994+)
- Mittenzwei, Ingrid: Spielraum für Nuancierungen. Zu Fontanes Altersbriefen. In: Jahrbuch d. Dt. Schillergesellschaft. 37 (1993), S. 313-327. (ZA 1993+)

- Nürnberger, Helmuth: Die England-Erfahrung Fontanes. - In: Fontane-Blätter 58/1994, S. 12-28. (65/5536=58)
- Nürnberger, Helmuth: Theodor Fontane. Mit Selbstzeugnissen u. Bilddok. dargestellt. von H. N. 20. Aufl. - Hamburg: Rowohlt 1994. 190 S. (rowohlts monographien; 145) (68/521520.)
- Osborne, John: Le Bourget, oder die Garde nach St. Privat: Zu Fontanes 'Der Krieg gegen die Republik'. - In: Fontane-Blätter 58/1994, S. 138-154. (65/5536=58)
- Pfeiffer, Peter C.: Tod, Entstellung, Häßlichkeit: Fontanes 'Schach von Wuthenow'. - In: Ztschr. für dt. Philologie 113 (1994) 2, S. 264-276. (ZA 1994+)
- Presberger, Heike: Untersuchung über die Verwendung von Anglizismen in Fontanes „Der Stechlin“ anhand von Textbeispielen. - Seminararb. am Herder-Institut Leipzig o.J. [1994]. 14 S. Maschsch. 30 cm (92/46q=5)
- Rauch-Maibaum, Renate: Zum „Frauen-“ und „Männerbild“ in Romanen Theodor Fontanes. Vergleichende Untersuchungen zu ausgewählten Romanen. - Diss. Univ. Köln 1991. 218 S. (94/68)
- Reich-Ranicki, Marcel: Theodor Fontane. Der Profi des kritischen Geschäfts. - In: ders., Die Anwälte der Literatur. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1994, S. 120-129. [zuerst 1971] (94/82)
- Reisner, Hanns-Peter; Siegle, Rainer: Lektürehilfen Theodor Fontane 'Effi Briest'. 2. Aufl. - Stuttgart, Dresden: Klett 1994. 166 S. (94/1232)
- Remak, Henry H. H.: Fontane und wir: Gedanken und Erinnerungen. - In: Fontane-Blätter 58/1994, S. 296-310. (65/5536=58)
- Richter, Helmut: Jugenderfahrung im Alterswerk Theodor Fontanes. - In: Jahrb. d. Raabe-Ges. 1994, S. 115-146. (94/104)
- Rockel, Irina: Lokales beleben „wie die Prinzessin im Märchen“. Die gemeinsame Arbeit Th. Fontanes mit Alexander Gentz am ersten Bd. d. 'Wanderungen durch die Mark Brandenburg' - 'Die Grafschaft Ruppín'. - In: Ostprignitz-Ruppín. Jahrbuch '94, S. 39-59 [davon 17 S. Fotos]. (94/56)
- Rockel, Irina: Theodor Fontane. - In: Promenades Brandebourgeoises. Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Exposition à la Chapelle de l'Oratoire Nantes 27 Octobre - 11 Décembre 1994. Texte: I.R. Trad.: Centre Culturel Franco-Allemand. Nantes (1994), S. 6-7 (dt.); S. 13-14 (französ.) (94/128)
- Rosen, Edgar R.: Fontanesches. - Braunschweig 1994. 96 S. (enth.: Aus der Werkstatt Theodor Fontanes [zuerst 1981]; Die arme Corinna [Erstdr.];

- Kronprinzenufer 12 [zuerst 1983]; Der letzte Brief [zuerst 1979]; In memoriam [zuerst 1993]) (94/87)
- Rupp, Gerhard: Kindheit in Preußen. Fontanes Meine Kinderjahre. - In: Deutschunterricht (Berlin). 47 (1994) 12, S. 562-572. (94/135)
- Sagarra, Eda: Die unerhörte Gewöhnlichkeit. Th. Fontane: 'Unterm Birnbaum' (1885). - In: Deutsche Novellen. Von der Klassik bis zur Gegenwart. Hrsg. Winfried Freund. München: Fink 1993, S. 175-186. (ZA 1993+)
- Sander, Elke: Theodor Fontane als Kriegshistoriker zwischen Droysen und Delbrück. - In: Fontane-Blätter 58/1994, S. 125-137. (65/5536=58)
- Schänzlin, Gertrud: Theodor Fontane: Mathilde Möhring. - In: dies., Lebensversuche von Frauen. Stuttgart u.a.: Klett 1989, S. 34-44. (Anregungen für d. Lit.unterricht. Pegasus Klett. Hrsg. von Dietrich Steinbach) (94/121)
- Schmidt, Horst: Fontane-Wanderwege. Erarb. von Horst u. Monika Schmidt. Hrsg.: Fontane-Verein zur Förderung der Mark Brandenburg e.V. in Zusammenarb. mit d. Märkischen Wanderdorf, Gröben. - Berlin: Agrar-Verl. Kurjo o.J. [1992]. 38 S. (94/100)
- Schmiedt, Helmuth: Die beschwerliche Gemeinschaft. Ehe, Liebe u. Ehebruch in dt. Erzählprosa. - In: Der Deutschunterricht. I (1994), S. 8-17. [u.a. zu 'Effi Briest'] (ZA 1994+)
- Schneider, Erich: Theodor Fontanes Fahrten durch den Wasgau 1870 und 1871. - In: Wasgaublick. 22. Jg. (März 1994) Nr. 3, S. 88-90. (ZA 1994+)
- Schultz, Hartwig: Reclams Universal-Bibliothek und der deutsche Bildungsbürger. Reclam-Leser bei Fontane u. Raabe. - In: Reclam. 125 Jahre Universal-Bibliothek 1867-1992. Verlags- u. kulturgeschichtl. Aufs. Hrsg. von Dietrich Bode. Stuttgart: Reclam 1992, S. 46-66. (ZA 1992+)
- Sichelschmidt, Gustav: Theodor Fontane und Emilie Rouanet. - In: ders., Dichter und ihre Frauen. Düsseldorf: Droste 1993, S. 245-268. (94/81)
- Storch, Dietmar: „Das Wesen dieser Potsdamme...“. Anmerkungen zum 'preußischen' Fontane im Jahre der Reichsgründung. - In: Fontane-Blätter 58/1994, S. 177-192. (65/5536=58)
- Streiter-Buscher, Heide: „... und dann wieder jahrelang unechter Korrespondent“. Der Kreuzzeitungsredakteur Theodor Fontane. - In: Fontane-Blätter 58/1994, S. 89-105. (65/5536=58)
- Thomé, Horst: Die gesellschaftliche Analytik des Unbewußten bei Fontane. a) Psychopathologischer und 'balladesker' Figurenentwurf in 'Ellern-

- klipp'; b) Pathographie und Gesellschaftlichkeit in Fontanes 'Cécile'. - In: ders., *Autonomes Ich und 'Inneres Ausland'*. Studien über Realismus, Tiefenpsychologie u. Psychiatrie in dt. Erzähltexten (1848-1914). Tübingen: Niemeyer 1993, S. 294-318. (Hermæa. Germanist. Forschungen. N.F.; 70) (94/114)
- Th. Fontane, Reisen in die Mark Brandenburg - Auf den Wegen Fontanes. E. Informationsbroschüre d. Ministeriums für Wirtschaft, Mittelstand u. Technologie d. Landes Brandenburg. Hrsg.: Landesregierung Brandenburg. - o.O.u.J. [1994]. 23 S. u. 5 Faltblätter im Umschlag. (94/67)
- Thuncke, Jörg: Der „Theater-Fremdling“ Theodor Fontane: Anmerkungen zum Ursprung eines Ausdrucks. - In: Fontane-Blätter 58/1994, S. 254-269. (65/5536=58)
- Thuret, Marc: Napoleon III. in Fontanes Urteil. - In: Fontane-Blätter 58/1994, S. 155-176. (65/5536=58)
- Velardi, Carol Hawkes: Techniques of Compression and Prefiguration in the Beginnings of Theodor Fontane's Novels. - Bern u.a.: Lang 1992. 202 S. (Germanic studies in America; 65) (95/1)
- Windfuhr, Manfred: Fontanes Erzählkunst unter den Marktbedingungen ihrer Zeit. - In: ders., *Erfahrung und Erfindung. Interpretationen zum dt. Roman vom Barock bis zur Moderne*. Heidelberg: Winter 1993, S. 235-256. (Reihe Siegen. Beitr. zur Literatur-, Sprach- u. Medienwissenschaft; 84)[zuerst 1980] (94/80)
- Winkler, Markus: Mythisches Denken im poetischen Realismus. Dämonische Frauenfiguren bei Keller, Fontane u. Storm.- In: *Begegnungen mit dem 'Fremden'. Grenzen-Traditionen-Vergleiche*. Hrsg. von Eijiro Iwasaki. München: iudicium Verlag 1991, S. 147-159. (Akten d. VIII. Internat. Germanisten-Kongresses Tokyo 1990; Bd. 11) (ZA 1990+)
- Wippich, Friedhelm: Fontanes Balladen im Literaturunterricht. Die Brück' am Tay, John Maynard u. Die Balinesenfrauen auf Lombok. - In: *Deutschunterricht* (Berlin). 47 (1994) 12, S. 583-597. (94/135)
- Woesler, Winfried: Datierungsmöglichkeiten undatierter Briefe des 19. Jahrhunderts. - In: „Der Buchstab tötet - der Geist macht lebendig.“ Festschr. zum 60. Geb. von Hans-Gert Roloff von Freunden, Schülern u. Kollegen. Bd. I. Hrsg. von James Hardin u. Jörg Jungmayr. Bern u.a.: Lang 1992, S. 177-190. [zu Briefen Fontanes] (ZA 1992+)
- Wruck, Peter: „Theodor Fontane - Von Dreißig bis Sechzig.“ Einleitende Worte zu den Beiträgen des Kolloquiums in Potsdam (15. - 17. September 1993), mit einem Vortrag von Christian Grawe am 18. September

- sowie einem Epilog von Henry H. H. Remak am 19. September. - In: Fontane-Blätter 58/1994, S. 8-11. (65/5536=58)
- Wülfing, Wulf: „Das Gefühl des Unendlichen“: Zu Fontanes Versuchen, seinen deutschen Leserinnen und Lesern die fremde Semiotik der „Riesengroßstadt“ London zu vermitteln. - In: Fontane-Blätter 58/1994, S. 29-42. (65/5536=58)
- Wülfing, Wulf: „Dilettantismus fürs Haus“: Zu Gutzkows Kritik in den 'Unterhaltungen am häuslichen Herd' an Fontanes u. Kuglers 'Argo'. - In: Lauster, Martina (Hrsg.): Deutschland und der europäische Zeitgeist. Kosmopolit. Dimensionen in d. Lit. d. Vormärz. Bielefeld: Aisthesis Verlag 1994, S. 115-149. (94/106)

2. Rezensionen

- Allenhöfer, Manfred: Vierter Stand und alte Ordnung bei Fontane. Zur Realistik d. bürgerl. Realismus. Stuttgart: Heinz 1986. Rez.:
- J. Royer in Études Germaniques 49 (1994) 1, S. 96-97.
- Birnbaum, Brigitte: Theodor Fontane in Mecklenburg. Schwerin: Demmler Verlag 1994. Rez.:
- R. Ross in Schweriner Volksztg v. 16. 8.; Ostsee-Ztg v. 10. 9. 1994.
- R. Kruppa: Private Reisenotizen aus Mecklenburg. In Schweriner Volksztg v. 30. 9. 1994.
- anon. in Schweriner Volksztg v. 14. 10. 1994.
- R. Rösler in Schweriner Volksztg v. 15. 10. 1994.
- Ch. Wozniak: Bücher mit realem Hintergrund. In: Bunt & Hintergründe (Schwerin). Nov. 1994, S. 21.
- Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis u. Register. Hrsg. Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel. München: Carl Hanser Verlag 1988. Rez.:
- H.-F. Rosenfeld in Arbitrium 1/1994, S. 88-93.
- Fontane, Theodor: Briefe an Georg Friedlaender. Frankfurt/M.: Insel 1994. Rez.:
- anon. in Nassauische Presse v. 22. 6. 1994.
- Fontane, Theodor: Die schönsten Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Hrsg. von Günter de Bruyn. Berlin: Morgenbuch Verlag 1994. Rez.:
- anon. in Märkische Oderztg v. 6./7. 8. 1994.
- anon. in Die Welt v. 19. 8. 1994.
- Fontane, Theodor: Tagebücher. Bd.I. 1852/1855-58, hrsg. von Charlotte Jolles unter Mitarb. von Rudolf Muhs. Bd.II. 1866-82/1888-98, hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarb. von Therese Erler. Berlin: Aufbau-Verlag 1994. Rez.:

- anon.: „Gearbeitet, gelesen, Abendspaziergang“. Erstmals Werkausgabe von Fontanes Tagebüchern. In: Hamburger Abendbl. v. 15./16. 11. 1994.
 - G. de Bruyn: Das Bohnenfest der alten Zierliese. Alles ist nicht Schwindel, aber doch das meiste. In: FAZ v. 4. 10. 1994.
 - K. Büstrin: Fontane-Tagebücher enthüllen keine Sensationen, sie sind eine Sensation für sich. In: Potsdamer Neueste Nachrichten v. 11. 11. 1994.
 - G. A. Craig: Gearbeitet. Abendspaziergang. Gelesen. Zur Edition d. wiederaufgefundenen Teile von Th. Fontanes Tagebüchern. In: Süddt. Ztg v. 5. 10. 1994.
 - R. Hochhuth: Versöhnliches Journal. Endlich veröffentlicht: Th. Fontanes Tagebücher. In: Spiegel special Bücher 1994, S. 17-18.
 - G. Holtz-Baumert: „Den ganzen Tag, bis nach 11 Uhr abends gearbeitet“. Am 30. Dez. jährt sich zum 175. Male der Geburtstag von Theodor Fontane. Tagebücher erstmals zusammenhängend publiziert. In: Neues Deutschland v. 29. 12. 1994.
 - P. Jacobs: „Wieviel sich doch zusammenläpperte“. In: Die Welt v. 10. 11. 1994.
 - K. Wilke: „Der Herr hat heute Kritik.“ In: Lausitzer Rundschau v. 15. 11. 1994.
- Fontane, Theodor: Werke, Schriften und Briefe. Abt. IV: Briefe. Bd. 5/II: Kommentar. Hrsg. von Walter Hettche u.a. München: Hanser 1994. Rez.:
- anon.: Briefschreiber Theodor Fontane. Kommentar in d. Werkedition. In: Augsburger Allgemeine v. 30. 9. 1994.
- Franke, Manfred: Leben und Roman der Elisabeth von Ardenne, Fontanes „Effi Briest“. Düsseldorf: Droste 1994. Rez.:
- G. Bellmann: „Ihr Großvater hat meinen Vetter im Duell erschossen.“ In: Berliner Morgenpost v. 5. 12. 1994.
- Greif, Stefan: Ehre als Bürgerlichkeit in den Zeitromanen Theodor Fontanes. Paderborn: Schöningh 1992. Rez.:
- B. Müller-Kampel in Arbitrium 1/1994, S. 93-95.
- Liebrand, Claudia: Das Ich und die andern. Fontanes Figuren u. ihre Selbstbilder. Freiburg: Rombach 1990. Rez.:
- S. Greif in Arbitrium 2/1993, S. 214-216.
- Mesenhol, Gerd: Oftmals auch auf rauhen Pfaden. Heilbronn: Salzer 1994. Rez.:
- anon.: Einer der ganz Großen. In: Nürtinger Ztg v. 12. 9. 1994.
 - G. Holtz-Baumert: „Theo“ und seine Megäre. In: Neues Deutschland v. 19. 8. 1994.

- U. v. Zdroick: Reminiszenz oder Anwesenheit - eine Fontane-Biographie. In: Der Literat. Fachzeitschr. für Lit. u. Kunst (Bad Soden). 36 (1994) 9, S. 23-24.
- Meyer, Susanne: Literarische Schwestern: Ana Ozores - Effi Briest. Studien zur psychosozialen Genese fiktionaler Figuren. Aachen: Shaker 1993. (Reihe Literaturwissenschaften) Rez.:
 - M. Franzbach in Germanistik 34(1993)4, S. 1077.
- Rosen, Edgar R.: Fontanesches. Braunschweig 1994. Rez.:
 - R. Heckelsbruch in Braunschweiger Ztg v. 10. 9. 1994.
- „Was hat nicht alles Platz in eines Menschen Herzen.“ Th. Fontane u. seine Zeit. Hrsg. Evangel. Akad. Baden (Beitr. e. Tagung d. Evangel. Akad. Baden vom 14.-16. Februar 1992 in Bad Herrenalb). Karlsruhe: Verlag Evangel. Presseverband für Baden 1993. 159 S. (Herrenalber Forum; 3) Rez.:
 - R. Weißelberg in die kirche v. 11. 9. 1994.
- Zuberbühler, Rolf: „Ja, Luise, die Kreatur.“ Zur Bedeutung d. Neufundländers in Fontanes Romanen. Tübingen: Niemeyer 1991. Rez.:
 - K. Belgum in Monatshefte für dt. Unterr., dt. Sprache u. Lit. 86 (1994) 1, S. 140.

3. Zeitungsartikel

- anon.: Aufbau-Verlag mit Fontane-Gesamtwerk. - In: Der Tagesspiegel; Die Welt, Potsdamer Neueste Nachrichten v. 10.3.; Sächsische Ztg v. 11.3.; Frankfurter Allgemeine v. 12.3.; Süddeutsche Ztg v. 14.3.; Westfalenpost; Iserlohner Kreisanzeiger u. Zeitung v. 22.3.; Märkische Allgemeine v. 25.3.; Hanauer Anzeiger v. 5.4.; Wiesbadener Kurier v. 9./10.4.1994. (ZA 1994+)
- anon.: Ausstellung zum 175. Geburtstag Theodor Fontanes.- In: Potsdamer Neueste Nachrichten; Berliner Morgenpost v. 7. 12.; Blickpunkt v. 28.12.1994. (ZA 1994+)
- anon.: Bibliophile Ausstellungsstücke und Kostbarkeiten für Leser. Regionalbibliothek u. Pirckheimer präsentieren Fontane-Ausgaben. - In: nordkurier (Neubrandenburg) v. 4. 11.1994. (ZA 1994+)
- anon.: Erstmals Fontane-Tagebücher vollständig veröffentlicht. Aufbau-Verlag stellt zweibändige Ausgabe in Potsdam vor. - In: Berliner Kurier; Berliner Morgenpost; Berliner Ztg; Lausitzer Rundschau; Potsdamer Neueste Nachrichten; Der Prignitzer v. 10.11.; Badisches Tageblatt; Bild-Ztg; Braunschweiger Ztg; Goslarische Ztg; Märkische Allgemeine; Märkische Oderztg; Neues Deutschland v. 11.11.1994. (ZA 1994+)

- anon.: Fontane-Blätter in neuer Aufmachung. - In: Berliner Morgenpost v. 18.8.; Potsdamer Morgenpost v. 18.9.; Potsdamer Neueste Nachrichten v. 19.9.1994. (ZA 1994+)
- anon.: Fontane-Gesellschaft tagt. Vortrag von Reich-Ranicki: „...muß sein Kritikk“. - In: Berliner Morgenpost; Berliner Ztg; Märkische Allg.; Die Welt v. 16.9.; Märkische Oderztg v. 17./18.9.1994. (ZA 1994+)
- anon.: Fontane-Preis für Nachwuchsforscher. - In: Märkische Allgemeine v. 17.1.1994. (ZA 1994+)
- anon.: „Fontane-Tag“ zu Ehren des großen märkischen Dichters. - In: Potsdamer Morgenpost v. 27.11.1994. (ZA 1994+)
- anon.: Fontanes „Irrungen und Wirrungen“. - In: Die Welt v. 14.3.1994. (ZA 1994+)
- anon.: Fontanes „Stechlin“ als Tele-Dreiteiler. - In: Allg. Ztg (Mainz); Frankenpost; Frankfurter Rundschau; Hallesches Tageblatt; Hessische Allg.; Kieler Nachrichten; Nordsee-Ztg; Offenbach-Post; Stuttgarter Ztg; Süddt. Ztg. v. 14.6.; Sächsische Ztg v. 15.6.1994. (ZA 1994+)
- anon.: Gesucht und gefunden: Fontanes Bekannte, Freunde und Familie. Unser biograph. Weihnachtsrätsel - Die Auflösung. - In: Der Tagesspiegel v. 30.1.1994. (ZA 1994+)
- anon.: In meinem Herzen bin ich ein Briefschwärmer. Fontane-Soiree zum 175. Geburtstag d. Dichters mit Vortrag, Briefen u. Musik. - In: Schwäbisches Tageblatt/Südwest-Presse v. 2.1.1995. (ZA 1995+)
- anon.: Medaille [d. Heimatmus. Neuruppin] auf Fontane. - In: Potsdamer Neueste Nachrichten v. 23.9.1994. (ZA 1994+)
- anon.: Der Mensch und sein Charakter. Über Theodor Fontane [betr. Themenabend bei arte]. - In: Badische Neueste Nachrichten v. 21. 5.; Allg. Ztg, Aug. Mainz v. 21./22. 5.1994. (ZA 1994+)
- anon.: Eine Sondermarke erinnert an Theodor Fontane. - In: Der Prignitzer v. 14.10.; Main-Echo v. 15.10.; Badisches Tageblatt; Saarland Woche; Südwest Presse; v. 29.10.; Offenbach-Post v. 29./30.10.; Badische Ztg v. 3.11.; Weser-Kurier v. 4.11.; Deutsche Tagespost v. 8.11.; Pirmasenser Ztg v. 9.11.1994. (ZA 1994+)
- anon.: Wissenschaftliche Ehrung für Theodor Fontane [betr. Fontane-Tag an der Universität Potsdam]. - In: Potsdamer Stadtjournal 12/1994. (ZA 1994+)
- Alsleben, Horst: Fontane besuchte mehrmals das Kloster Dobbertin. - In: Schweriner Volksztg v. 11.10.1994. (ZA 1994+)

- Baller, K.: Fontanes Berater und Weggenosse. Heinrich Theodor Wagener verstarb gestern vor 100 Jahren. - In: Märkische Allgemeine v. 24.5.1994. (ZA 1994+)
- Bartels, Wilfried: Theodor Fontane machte einen Birnbaum berühmt. Aus d. wechsellvollen Geschichte der Familie von Ribbeck im Havelland nordwestlich Berlins. - In: Braunschweiger Zeitung v. 13.1.1994. (ZA 1994+)
- bat: Erinnerungen an einen berühmten Urgroßvater. Joachim Rinkel u. sein Vorfahr Theodor Fontane. - In: Potsdamer Morgenpost v. 14.11.1994. (ZA 1994+)
- bat: Was Theodor Fontane an seinen Sohn schrieb... Familie übergibt dem Potsdamer Archiv 48 Briefe. - In: Potsdamer Morgenpost v. 11.11.1994. (ZA 1994+)
- Beisenkötter, Barbara: Zum Dinner an der Spree grollte der Donner. - In: Frankfurter Neue Presse v. 6.7.; Nassauische Neue Presse v. 6.7.1994. [betr. Fontane-Lesung von Jürgen Holz] (ZA 1994+)
- Biebricher, Markus: Durch Mark und Bein. Auf d. zugewachsenen Spuren Theodor Fontanes. Fotos: Peter Mergelkuhl. - In: Tourenfahrer 9/1994, S. 14-27. (ZA 1994+)
- Birkenau: Eine Rundreise durch Schottland. Auf Fontanes Spuren durch die Highlands. - In: Weinheimer Nachrichten v. 1./2.6.1994. (ZA 1994+)
- Birnbaum, Brigitte: „...nach Rügen reisen heißt nach Sassnitz reisen.“ Theodor Fontane u. d. Insel. - In: Ostseeztg v. 9.9.1994. (ZA 1994+)
- Brand, Christian: Letschiner erfüllten sich Traum vom Museum. Auch Fontane hinterließ hier seine Spuren. - In: der prignitzer (Perleberg) v. 5.8.1994. (ZA 1994+)
- Brysch, Thomas: Stechlin: Kampf zwischen Tradition u. Fortschritt. Th. Fontanes spätes Meisterwerk gewährt tiefen Einblick in d. Welt d. preuß. Landadels d. Jahrhundertwende. - In: Recklinghäuser Ztg v. 23.7.1994. (ZA 1994+)
- Büstrin, Klaus: Editorisches Jahrhundertwerk. Die Große Brandenburger Fontane Ausgabe. - In: Potsdamer Neueste Nachrichten v. 25.3.1994. (ZA 1994+)
- Diehl, Heidi: Der märkische Dichter hat Fans in Korea. Vom 23. bis 25. Sept. zieht die Fontane-Gesellschaft Bilanz über vier Jahre Arbeit. - In: Neues Deutschland v. 16.9. 1994. (ZA 1994+)
- Dietrich, Peter: Lehnte offizielles „Brimborium“ ab. Fontanes Geburtshaus in Neuruppin zum 175. Geburtstag renoviert. - In: Märkische Allg. Ztg v. 21.12.1994. (ZA 1994+)

- Erler, Gotthard: Die Stadt wächst, doch eine Schusterhaftigkeit bleibt. Literaturort Berlin (33): Theodor Fontane, der bedeutendste Chronist der Stadt. - In: Der Tagesspiegel v. 26.2.1994. (ZA 1994+)
- P.F.: Heimatrecht für ein verschollenes Bild. Theodor-Fontane-Porträt ist gestern dem Fontane-Archiv übergeben worden. - In: Märkische Allgemeine v. 22.9.1994. (ZA 1994+)
- Finke, Kurt: Auf den Spuren Fontanes in Brandenburg und Berlin. - In: Waldeckische Landeszeitung v. 14.10.1993. (ZA 1993+)
- Franke, Manfred: Eine Geschichte nach dem Leben. Vor 100 Jahren erschien „Effi Briest“, Fontanes wohl berühmtester Roman. - In: Süddt. Ztg v. 15./16.10.1994. (ZA 1994+)
- Geisler, Kurt: Er fand sein Städtchen öd und leer. Auf Spurensuche in Neuruppin u. Berlin. - In: Berliner Morgenpost v. 24.12.1994. (ZA 1994+)
- Geisler, Kurt: Mammutprojekt: Theodor Fontanes Werke in 50 Bänden. - In: Berliner Morgenpost v. 10.3.1994. (ZA 1994+)
- Geisler, Kurt: Schon Fontane schätzte die „regionale Küche“. Jede Woche schrieb d. Dichter e. neuen Speiseplan [Mit Faksimile „Rindfleisch Sphäre“]. - In: Berliner Morgenpost v. 9.10.1994. (ZA 1994+)
- Gernhuber, Beate: 6000 Mark für eine Manuskriptseite. Fontane-Archiv: Förderkreis für Neuanschaffungen. - In: Potsdamer Morgenpost v. 31.10.1994. (ZA 1994+)
- Glaner, Guido: Geheime Liebesbriefe an Effie [!] Briest. In Manfred von Ardenne Archiv. - In: Dresdner Morgenpost v. 5.12.1994. (ZA 1994+)
- Görlich, Peter: Theodor Fontane im vollbesetzten Senatssaal. Dem 1. Fontanetag an der Uni sollten weitere folgen. - In: Potsdamer Neueste Nachrichten v. 7.12.1994. (ZA 1994+)
- Görlich, Peter: „Warum Fontane kein Barbarossa-Epos schrieb“. Heft 58 d. „Fontane-Blätter“ im neuen Outfit erschienen. - In: Potsdamer Neueste Nachrichten v. 26.9.1994. (ZA 1994+)
- Hirsch, Franziska: Fontane wird dem Archiv immer teurer. Vorbereitungen für Gründung e. Fördergremiums. - In: Der Prignitzer v. 9.11.1994. (ZA 1994+)
- Honnefelder, Gottfried: Weisheit statt Geschichtsphilosophie. - In: Frankfurter Allgemeine v. 26.3.1994. (ZA 1994 +)
- Horlitz, Manfred: Ähnlich der Campagna. Fontane-Archiv erwarb wertvolles Original-Manuskript. - In: Potsdamer Neueste Nachrichten v. 9.7.1994. (ZA 1994+)

- Kesting, Hajo: Die deutsche Anna Karenina. Aus e. banalen Dreiecksgeschichte machte Th. Fontane d. klass. Ehe- u. Ehebruchsroman „Effi Briest“. Das vor hundert Jahren erschienene Buch ist e. Meisterwerk raffinierter u. schwereloser Prosa. - In: Dt. Allg. Sonntagsblatt v. 18.11.1994. (ZA 1994+)
- Klünner, Hans-Werner: In Berlin auch mal als Trockenmieter gewohnt. - In: Berliner Morgenpost v. 24.12.1994. (ZA 1994+)
- Krauss, Annette: Verwunschene Schlösser im Dornröschenschlaf. Auf Fontanes Spuren in d. Mark Brandenburg. - In: Donau-Kurier v. 17./18.9.1994. (ZA 1994+)
- Lowsky, Martin: Fontane frühstückt in der Pfauengasse. Die Notizen d. Dichters über d. Aufenthalt in Ulm sind kürzlich aufgetaucht. - In: Südwestpresse (Ulm) v. 9.4.1994. (ZA 1994+)
- Nagel, Günter: Theodor Fontane - ein Freund und Kritiker Preußens. Katalog zur Ausstellung in d. Potsdamer Bibliothek ist für jeden Freund des „Wanderers“ ein Bonbon. - In: Potsdamer Neueste Nachrichten v. 22.12.1994. (ZA 1994+)
- Ohff, Heinz: Jenseits des Berges. Wanderungen durch London mit Th. Fontane. - In: Tagesspiegel v. 12.12.1993. (ZA 1993+)
- Paul, Ingrid: Fontane ganz europäisch. Anregungen aus e. interessanten Ausstellung [in d. Stadt- u. Landesbibliothek Potsdam]. - In: Märkische Allgemeine v. 22.12.1994. (ZA 1994+)
- Plat, Jörg: „Habe mich heut der Reaction verkauft“. Jutta Wachowiak u. Otto Sander lesen Briefe d. Ehepaares Fontane. - In: die tagesztg v. 29.10.1994. (ZA 1994+)
- Pollak, Hans: Die „Krautentochter“ lebte flott. Fontane setzte d. Herrin auf Hopfenrade e. literar. Denkmal. - In: Berliner Ztg v. 10./11.9.1994. (ZA 1994+)
- Schneck, G.: „Alter Schinken“ ins Volkstümliche übersetzt. Proben am Rangsdorfer Gymnasium zum neuen Rockmusical „Effi Briest“. - In: Märkische Allg. Ztg v. 21.12.1993. (ZA 1993+)
- Schülke, Claudia: Ein Roman wird zum Lustspiel. Jürgen Holz liest im Foyer-café d. Frankfurter Schauspiels aus Fontanes „Frau Jenny Treibel“. - In: Rhein-Main-Ztg v. 6.7. 1994. (ZA 1994+)
- Schulze, Axel: „Von Potsdam ging doch alles aus.“ Fontane u. sein Verhältnis zur preuß. Residenzstadt. - In: Potsdamer Neueste Nachrichten (Journal am Wochenende) v. 10.9.1994. (ZA 1994+)

- Speicher, Stephan: Mann mit Riß. Fontane sieht seine Zeit: Die Tagebücher - wiedergebracht. - In: Frankfurter Allg. Ztg v. 9.9.1994. (ZA 1994+)
- Steyer, Elfriede: Unbekannte Bilder und Dokumente. Zehn Jahre Fontane-Ausstellung [in Zeuthen]. - In: Märkische Allg. v. 27.5.1994. (ZA 1994+)
- Stitz, Michael: Fontanes 175. Geburtstag. Flensburger Literatur-Professor ist Autor wichtiger Neuerscheinungen. - In: Flensburger Tageblatt; Husumer Nachrichten v. 1.10.1994. (ZA 1994+)
- K.W.: Literat und Apotheker. Th. Fontane und sein Roman „Effi Briest“. - In: Frankfurter Rundschau v. 21./22.5.1994. (ZA 1994+)
- Wawczyniak, H.: Wo die „Irrungen, Wirrungen“ Fontanes entstanden sind. Ausstellung zeigt die Beziehungen zu Zeuthen. - In: Berliner Morgenpost v. 17.5.1994. (ZA 1994+)
- Wedel, Adelheid: Neues von Fontane. „Tagebücher“ eröffnen Große Brandenburger Ausgabe. - In: Berliner Ztg v. 11.11. 1994. (ZA 1994+)
- Wilke, Klaus: Theodor Fontanes „Stellvertreter“. Programmchef d. Aufbau-Verlages Dr. G. Erler im Heron-Buchhaus. - In: Lausitzer Rundschau v. 24.11.1994. (ZA 1994+)
- Wirsing, Sibylle: Die Frau als Schlußlicht in der Heldenreihe. Auf d. Suche nach Th. Fontanes Effi Briest. E. andere Lesart d. berühmten Romans, d. vor hundert Jahren erstmals erschien. - In: Der Tagesspiegel v. 2.10.1994. (ZA 1994+)
- Wolters, Dierk: Für Forscher und Fans. Das Projekt d. Großen Brandenburger Fontane-Ausgabe beim Aufbau-Verlag. - In: Neue Zeit (Berlin) v. 12.3.1994. (ZA 1994+)

4. Vertonungen

- Uebbing, Andreas: Alles still! Vertonung für Tenor u. Gitarre; Der echte Dichter. Vertonung für Tenor u. Piano; Hochzeit. Vertonung für Tenor u. Gitarre; Melrose-Abbey. Vertonung für Tenor, Oboe u. Streicher; Mücken-Trost. Vertonung für Tenor, Piano, Gitarre u. Marimba; Träume sind Schäume. Vertonung für Tenor, Piano u. Gitarre. - o.O.[Düsseldorf] 1993. 13 Bl. Computerdruck. 30 cm (T 94/1-6)

5. Fontane in den elektronischen Medien

Videokassetten

- Effi Briest. Spielfilm (BRD 1974). Drehbuch und Regie: Rainer Werner Fassbinder. - VHS-Videoaufzeichnung. (VC 27)

Märkische Wanderungen. Mit Günter de Bruyn auf den Spuren Fontanes.
Fernsehfilm (BRD 1990). - VHS-Videoaufzeichnung. (VC 22)

Der Schritt vom Wege. Spielfilm (Deutschland 1938) nach Fontanes „Effi
Briest“. Regie: Gustav Gründgens. - VHS-Videoaufzeichnung. (VC 30)

Der Stechlin. Fernsehfilm in drei Teilen (BRD 1974). Drehbuch: Dieter
Meichsner, Regie: Rolf Hädrich. - VHS-Videoaufzeichnung. (VC 24)

Stine. Fernsehfilm (DDR 1978). Drehbuch und Regie: Thomas Langhoff. -
VHS-Videoaufzeichnung. (VC 23)

Theodor Fontane. „...liebevoll geschildert, aber nirgends glorifiziert“. Buch u.
Regie: Rudolf von Bitter. - FWU Institut für Film und Bild in Wissen-
schaft und Unterricht 1994 (16-mm-Film: Rudolf von Bitter Filmpro-
duktion 1986). VHS-Videokassette. (VC 32)

Wanderungen durch die DDR. Zwischen Rheinsberg u. Neuruppin. Auf Fonta-
nes Spuren. Buch u. Regie: Olrik Breckoff. - Institut für Film u. Bild
1987. VHS-Videokassette (VC 31)

Was soll der Unsinn? 175. Geburtstag Theodor Fontane. Film- u. Fernsehpro-
duktion Argus München 1994. - VHS-Videoaufzeichnung. (VC 29)

Audiokassetten

Fontane, Theodor: Stine. Roman. Ungekürzt. Gesprochen von Gert Westphal.
3 Audio-Kassetten. - Hamburg: Litraton 1989. E. Produktion d. NDR.
216 Min. (MB 32/1989=1-3)

Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Ausgew. u.
gelesen von Gert Westphal. 1. Die Grafschaft Ruppin. 2. Das Oderland.
3. Havelland. 4. Spreeland. [je 6 Audiokassetten mit 90 Min.] - Ham-
burg: Litraton 1992 u. 1993. (MB 34/1992; MB 35-37/1993)

Statt Opern aller Arten. Ein musikalisches Feature von Gertrud George. Radio
Brandenburg 1994. Mitschnitt d. Erstsending v. 21. 9. 1994. (MB
30/1994)

Westphal, Gert: Mit zwei Worten. Balladen. - Hamburg: Litraton 1991. Studio-
produktion. (Balladen; 3) [enth. von Fontane: Archibald Douglas;
Gorm Grymme; Der blinde König] (MB 33/1991)

CD

Fontane, Theodor: Der Große Stechlin. Gert Westphal liest Ausz. aus d. „Wan-
derungen“, Bd. 1 [Rheinsberg; Die Ruppiner Schweiz]. Studio-Produk-
tion 15. 4. 1992. - Hamburg: Litraton 1993. CD. 66 Min. (CD 2/1993)

Fontane, Theodor: In den Spreewald. Gert Westphal liest Ausz. aus d. „Wanderungen“, Bd. 4. Studio-Produktion 7. 9. 1992. - Hamburg: Litraton 1993. CD. 69 Min. [enth. außerdem: Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow; Malchow. Eine Weihnachtswanderung] (CD 3/1993)

Fontane, Theodor: Die Katte-Tragödie. Aus d. „Wanderungen...“ ausgew. u. gelesen von Gert Westphal. Studio-Produktion 13. 5. 1992. - Hamburg: Litraton 1994. CD. 68 Min. (CD 4/1994)

Westphal, Gert: Es waren zwei Königskinder. Balladen. CD. - Hamburg: Litraton 1992. 58 Min. [enth. von Fontane: Archibald Douglas; Barbara Allen] (CD 1/1992)

6. Nachträge

E.B.: Theodor Fontane und die Homosexualität. - In: Vierteljahresberichte d. Wissenschaftlich-humanitären Komitees. Jg. I (Juli 1910) H. 4, S. 418-420. Jg. II (Januar 1911) H.2, S. 195-197. (Forts. d. Monatsberichte u. d. Jahrb. für sexuelle Zwischenstufen, mit bes. Berücks. d. Homosexualität. Hrsg.: Magnus Hirschfeld) (ZA 1910+)

Dinger, Walter: Fontanes Beziehungen zu den östlichen Vororten Berlins. - In: Der Waldfreund 5 (1929) 2/3, S. 47-48. (ZA 1929+)

Doebeling, Marion: Ästhetische Implikationen von Fontanes „Vortrefflichkeitsschablone“: Stil, Symbol, Detail. - In: In Search of the Poetic Real. Essays in Honor of Clifford Albrecht Bernd on the Occasion of his Sixtieth Birthday. Ed. by John F. Fetzer u.a. Stuttgart: Heinz Akademischer Verlag 1989, S. 107-117. (ZA 1989+)

Fontane, Theodor: Hochgeehrte Frau Professorin! [Brief an Auguste Wackernagel. Berlin, 2. Juli 1877 - HBV: nicht verz.] - In: Ludwig, Walter: Unbekannte Schätze im Pfarrhaus zu Göhren. In: Crossener Kreiskalender 21 (1933), S. (89- 92). (ZA 1933+)

Fontane, Theodor: Einzug (1864). - In: Reichardt's Berliner Illustrierte Blätter für Unterhaltung, Belehrung u. Erheiterung. Band V. (1865) 16. Heft, S. 639. [Abdr. mit bisher unbek. Varianten](ZA 1865+)

Fontane, Theodor: Faithful Lizzy [Treu-Lischen in engl. Übers.]. - In: Gems of german poetry. Transl. by Lady John Manners. Edinburgh and London: William Blackwood and Sons (1865), S. 42-44. (ZA 1865+)

Fontane, Theodor: L'Adultera. Cécile. Romane. - Berlin: F. Fontane & Co. o.J. (1912). 392 S. (Berliner Romane Theodor Fontane's; Bd. 2) (94/91=2)

- Fontane, Theodor: Schach von Wuthenow. Erzählung aus d. Zeit d. Regiments Gensdarmes. - Berlin: Scherl o.J. 1.-10.Tsd. [ca. 1935]. 202 S. (94/108)
- George, E. F.: Fontanes 'Mathilde Möhring'. - In: *Studia Neophilologica* 46 (1974), S. 295-308. (ZA 1994+)
- Kinzel, Prof. Dr.: Die epische und lyrische Dichtung der Gegenwart. - In: *Die Wissenschaften und Künste der Gegenwart in ihrer Stellung zum biblischen Christentum. Zusammenhängende Einzelbilder von versch. Verf.* Hrsg. von L.[udwig] Weber. Gütersloh: Bertelsmann 1898, S. 314-340. [Fontane: S. 325f.] (ZA 1898+)
- Minder, Robert: Schein und Sein bei Theodor Fontane. - In: *Erziehung zur Menschlichkeit. Die Bildung im Umbruch d. Zeit. Festschr. für Eduard Spranger zum 75. Geb. Hrsg. Hans Walter Bähr u.a.* Tübingen: Niemeyer 1957, S. 421- 426. (ZA 1957+)
- Rieger, J.: Theodor Fontane und die Deutschen in England. (Der Bilderbogen. 24.) - In: *Der Londoner Bote. Evangel. Monatsbl.* (London). 37/1952, S. 3-5. (ZA 1952+)
- Schwark, Hans Georg: Poggenpuhls und Buddenbrooks. Von Theodor Fontane zu Thomas Mann. - Manuskript für e. Radiosendung d. Westdeutschen Rundfunks. Sendung: 15. 2. 1970, II. Programm. 15 S. 30 cm. Masch-schr. (92/46q=7)

Hinweis auf Symposium 1996

In der Reihe der Potsdamer Fontane-Symposien veranstaltet die Fontane Gesellschaft im September 1996 erneut eine wissenschaftliche Zusammenkunft. Nachdem 1986 Fontanes Stellung im literarischen Leben seiner Zeit und 1993 der „mittlere“ Fontane erörtert wurden, soll sich das Symposium diesmal der **Autobiographik** und den **biographischen Zeugnissen** zuwenden. Die Schwierigkeiten, vor denen der Fontane-Biograph steht, resultieren nicht zuletzt aus dem Spannungsverhältnis zwischen dem dokumentarischen Gehalt und den Praktiken der Selbstdarstellung, die Fontane in reichem Maße kultiviert hat. Sein Umgang mit der jeweiligen Gattungsspezifik gibt zahlreiche Fragen auf. Das beginnt beim Briefwerk, dessen quellenkritische Bewertung vor allem im Verhältnis zu den erzählenden Texten lange Zeit strittig war. Es setzt sich fort beispielsweise in den Lebensläufen, bei denen das Vertrauen auf die Verlässlichkeit, das man dieser Textsorte entgegenbringt, nicht selten enttäuscht wird, und kulminiert in den großen autobiographischen Schriften des letzten Jahrzehnts. Die Tagebücher, die jetzt endlich zugänglich gemacht wurden, sind in diesen Zusammenhängen von besonderem Interesse. Das Symposium wird Gelegenheit bieten, die verschiedenen Stufen, Verfahrensweisen und Formen der Literarisierung, zu denen Fontane greift, anhand von Einzelfall- oder Feldstudien zu untersuchen und mit der Wahrheitsfrage und dem Problem der Verifizierbarkeit zu verknüpfen. Die Entscheidung für diese Tagung und ihre Thematik ist auf der letzten Vorstandssitzung getroffen worden, daher können wir erst jetzt davon Mitteilung machen und im Namen des Vorsitzenden Prof. Dr. Helmuth Nürnberger und des Vorstandes der Fontane Gesellschaft um Beteiligung bitten. Ihre Vorschläge und Angebote für einen Beitrag zum Symposium wollen Sie möglichst frühzeitig an die folgende Adresse richten:

Prof. Dr. Peter Wruck/Dr. Roland Berbig
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für deutsche Literatur
Sitz Glinkastraße 18-24
Unter den Linden 6
10099 Berlin

Zum Erscheinen des Gesamtregisters der Fontane-Blätter

Das bereits mehrfach angekündigte Gesamtregister ist nunmehr erschienen. Es enthält als selbständige kleine Broschüre von 127 S. die inhaltliche Erschließung aller Beiträge, die in den Heften 1/1965 bis 57/1994 der Fontane-Blätter erschienen sind. Weiteres dazu finden Sie unter den folgenden Vertriebshinweisen.

Der ebenfalls bereits angekündigte Sonderdruck zum 60jährigen Bestehen des Fontane-Archivs wird zum Jahresende 1995 erscheinen.

Vertriebshinweise

Die Fontane-Blätter können als Einzelheft (zur Zeit DM 11,50 plus Porto) oder auch im Abonnement (2 Hefte jährlich) direkt bezogen werden vom Theodor-Fontane-Archiv, PF 60 15 45, 14415 Potsdam. Den Mitgliedern der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. wird das jeweils aktuelle Heft kostenlos zugesandt.

Direkt beim Theodor-Fontane-Archiv können gegen eine Gebühr (zuzüglich Versandkosten) bestellt werden:

- das **Gesamtregister** der Fontane-Blätter für die Hefte 1/1965-57/1994. 127 S. (DM 6,50)
- das **Gesamtinhaltsverzeichnis** der Hefte 1/1965-58/1994 (eine Liste aller Inhaltsverzeichnisse). 26 S. (DM 2,50)
- Angebot älterer, noch lieferbarer Hefte (ohne Gebühr)
- eine **Diskette** (DOS, 3 1/2", 720 KB, virengeprüft), die folgende Dateien im ASCII-Code (als reinen Text) enthält: das Gesamtinhaltsverzeichnis, das Gesamtregister, Hinweise für Autoren sowie die laufenden Bibliographien (Primär- und Sekundärliteratur) aus den Heften 53/1992 - 59/1995. (DM 6,50 - bei gleichzeitiger Abnahme der gedruckten Fassung des Gesamtregisters nur halber Preis)
- **Theodor Fontane - Märkische Region & Europäische Welt.** Katalog von Helmuth Nürnberger anlässlich der Fontane-Ausstellung in Bonn. Hrsg. vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur u. dem Bevollmächtigten des Landes Brandenburg für Bundesangelegenheiten und Europa. Bonn 1993. 184 S. Zahlreiche, z.T. farbige Abb. (DM 25,-)

Preisveränderung

Wir sind durch erhebliche Erhöhung der Papierpreise zu unserem Bedauern gezwungen, die Abgabegebühr für unsere Halbjahresschrift ab 1996 zu verändern. Sie wird unter Beibehaltung des bisherigen Umfangs voraussichtlich je Heft bei DM 14,50 (zuzüglich Versandkosten) liegen. Wir bitten unsere Leser, uns bei der Einwerbung von Inseraten oder zweckgebundene Spenden zu unterstützen. Dadurch können weitere Preiserhöhungen gemindert werden.

Autorenverzeichnis

Dr. Luise Berg-Ehlers, Bochum
Prof. Dr. Joachim Biener, Leipzig
Dr. Gotthard Erler, Berlin
Prof. Dr. Hubertus Fischer, Hannover
Dr. Gisa Frey, Zürich
Prof. Dr. Gerhard Friedrich, Heidelberg
Dr. Frank Göse, Potsdam
Dr. Peter Goldammer, Weimar
Anita Golz †, Weimar
Dr. Manfred Horlitz, Potsdam
Dr. Joachim Kleine, Zeuthen
Dr. Michael Masanetz, Leipzig
Heidi Mehrkens, Bremervörde
Elisabeth und Prof. Dr. Helmuth Nürnberger, Hamburg
Gabriele Radecke, Mainz
Prof. em. Dr. Henry H. H. Remak, Bloomington
Prof. Dr. Eda Sagarra, Dublin
Peter Schaefer, Potsdam
Manfred Thienel, Hannover
Bernhard Zand, Hamburg

Post erreicht die Autoren über die Redaktion.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1 - S. 6: Adolf Fleischmann. Foto: Deutsches Spielzeugmuseum Sonneberg
- Abb. 2 - S. 8: Titelblatt vom Manuskriptdruck des Volksstücks *Gotthelf Greiner* von A. Fleischmann, s. Abb. 1
- Abb. 3 - S. 17: Friedrich Stephany. Foto: Liselotte Otting, geb. Stephany (Berlin)
- Abb. 4 - S. 59: „Das Central-Comité für conservative Wahlen in Berlin“, Wahlinstruktionen und Liste konservativer Wähler. 4 S. Berlin, 2. Oktoberhälfte 1861. Druck von G. Hickethier in Berlin, Wilhelmstraße 48. Ausschnitt. Abb. 4-7 im Bes. d. Verf.
- Abb. 5 - S. 65: *Zu den Abgeordnetenwahlen*. Anon. Holzschnitt, aus: *Pipifax. Humoristisches Beiblatt der Tribüne*. Redaktion: H. Bernhard in Berlin. Druck u. Verlag von R. Gensch in Berlin. Nr. 32. Berlin, Sonnabend, 9. November 1867
- Abb. 6 - S. 71: *Facta loquuntur*. Anon. Holzschnitt, aus: *Der kleine Reaktionär*. Verlag von Martin Berendt. Berlin, Neue Promenade 4, für die Redaktion verantwortl.: Martin Berendt, Druck von Hermann Müller in Berlin, Adlerstr. 7. 2. Jg., Nr. 44. Berlin, 31. Oktober 1863, S. 39
- Abb. 7 - S. 79: *Publicist*. Anon. Holzschnitt (Karikaturenfolge *Berliner Zeitungsleser*) aus: *Der kleine Reaktionär* (wie Abb. 6). 2. Jg., Nr. 14. Berlin, 4. April 1863, S. 112
- Abb. 8/9 - S. 96/97: Loch Leven Castle, Kinross House. Fotos: The Royal Commission on the Ancient and Historical Monuments of Scotland, Edinburgh
- Abb. 10 - S. 109: Einladung zum Vortrag Thomas Manns in der Lessing-Hochschule in Berlin am 8. Dezember 1928. Fontane-Archiv Potsdam
- Abb. 11 - S. 160: Sigrid Damm. Foto: Ute Karen Seggelke, Hamburg. Bildarchiv Suhrkamp Verlag

Fontane-Blätter (ISSN 0015-6175)

- Halbjahresschrift, seit 1965 -

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V., herausgegeben von Manfred Horlitz und Helmuth Nürnberger

Redaktion: Bettina Plett, Köln; Peter Schaefer, Potsdam

Redaktionsbeirat: Hugo Aust, Köln; Roland Berbig, Berlin; Gotthard Erler, Berlin; Peter Görlich, Potsdam; Charlotte Jolles, London; Michael Masanetz, Leipzig; Eda Sagarra, Dublin; Peter Wruck, Berlin

Anschriften: Post erreicht die Herausgeber und die Autoren über das Theodor-Fontane-Archiv und die Geschäftsstelle der Fontane Gesellschaft

Theodor-Fontane-Archiv

Postfachadresse:

Postfach 60 15 45
14415 Potsdam

Hausadresse:

Dortstr. 30-34
14467 Potsdam

Telefon: 0331/29 29 83 - Leiter;

866 84 80 - Mitarbeiter

Theodor Fontane Gesellschaft e.V.

Postfach 60 15 24
14415 Potsdam

Telefon/Fax: 0331/280 43 73

Koordination: Bernd Thiemann

Alle, die über Fontane arbeiten, bitten wir, auch künftig ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Diplomarbeiten und Dissertationen, im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden. Wir sind für alle Hinweise dankbar.

Für die uns im letzten Halbjahr von Fontane-Freunden, Institutionen und Verlagen zugesandten Materialien danken wir im Namen aller Benutzer des Archivs.

Wichtiger Hinweis für Autoren: Bitte fordern Sie ein Formblatt zur Manuskriptgestaltung an, bevor Sie ein Manuskript einreichen.

Redaktionsschluß für Heft 60/1995: 15. Juni 1995

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Herausgeber.

Umschlagentwurf: Christian Schuder

Satz, Druck und Verlag: UNZE Verlagsgesellschaft mbh, Potsdam

SINN UND FORM

Beiträge zur Literatur

Begründet von Johannes R. Becher und Paul Wiegler

Geleitet von Sebastian Kleinschmidt

Herausgegeben von der Akademie der Künste

47. Jahrgang 1995

Wie Europa ein Kontinent im Umbruch, ist auch Deutschland ein exemplarischer Ort des Wandels geworden. Zeiten des Wandels sind Zeiten kultureller Intensität. Sind Zeiten des Lernens, einer anderen Neugier, unerwarteter Deutung. Sie sind der Kunst und

Philosophie günstig.

SINN UND FORM Heft 2/1995 enthält: CZESŁAW MIŁOSZ *Tagebuch 1987* · LÁSZLÓ VÉGEL *Die Gesten des Herrn Kiš* · WALTER JENS *Memento* · HEINZ CZECHOWSKI *Ein Gedicht* · JORGE SEMPRUN *Der weiße Streifen* · GERALD ZSCHORSCH *Die Kettenburg* · Gespräch mit STEPHAN HERMLIN · Gedichte von FRANZ HODJAK, JOHN ASHBERRY und RÓŽA DOMAŠCYNÁ · FRIEDRICH DIECKMANN *Goethe in der Zeitenwende* · MARK HARMAN *Joyce und Kafka* · DENIS DONOGHUE *Die vielen Leben des James Joyce* · FRITZ MIERAU *Zur Topographie der russischen Deutschland-*

Mythen

SINN UND FORM erscheint zweimonatlich beim Aufbau-Verlag, Berlin. Einzelheft 12,50 DM. Jahresabonnement 64,20 DM (einschließlich Verpackung und Versand). Bestellungen für ein Abonnement, für Einzelhefte bzw. für ein Probeheft bitte an: tableau, Greifswalder Str. 9, 10405 Berlin, Tel./Fax

030/423 66 06.

